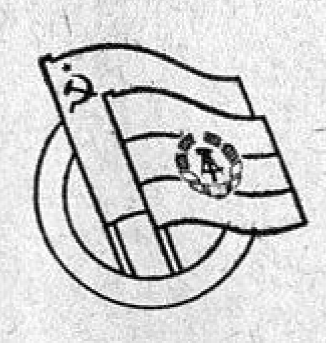


20 JAHRE BEFREIUNG VOM FASCHISMUS

Dank Euch, Ihr Sowjetsoldaten!

20 Jahre Befreiung vom Faschismus



Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
Berlin 1965

Vorwort

Am 8. Mai 1965 begehen wir, in tiefer Dankbarkeit für den heldenmütigen und opferreichen Kampf der Sowjetsoldaten und der deutschen Kämpfer des Widerstandes, den 20. Jahrestag der Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus. Ihre Befreiungstat öffnete dem ganzen deutschen Volk den Weg in ein sinnvolles und wahrhaft lebenswertes Leben, in eine Zukunft des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus. Wir gingen und gehen ihn in unserer Deutschen Demokratischen Republik im vollen Bewußtsein unserer Verantwortung gegenüber den großen revolutionären Traditionen unserer deutschen Geschichte, gegenüber unseren Verpflichtungen im Geiste des sozialistischen Internationalismus und für ein friedvolles Morgen unserer ganzen Nation. Wir gehen vorwärts und aufwärts in immer festerer Freundschaft mit dem großen Sowjetvolk, damit die deutschen Imperialisten und Militaristen nicht neues, unabsehbares Unheil heraufbeschwören können.
Die Bürger unserer Deutschen Demokratischen Republik werden in vielfältigen festlichen Formen den 20. Jahrestag der Befreiung begehen. Der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft möchte mit diesem Programmaterial seinen Beitrag dazu leisten, diese Feierstunden gehaltvoll und würdig zu gestalten. Möge sich dieses unser Anliegen in recht vielen bewegenden Feiern widerspiegeln!

Dank Euch, Ihr Sowjetsoldaten!

Prof. Dr. Johannes Dieckmann

Präsident der Volkskammer der DDR
Stellvertreter des Vorsitzenden des Staatsrates der DDR
Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Wer hat vollbracht
all die Taten

JOHANNES R. BECHER

Sterne unendliches Glühen …

Wer hat vollbracht all die Taten,
Die uns befreit von der Fron?
Es waren die Sowjetsoldaten,
Die Helden der Sowjetunion.
Dank euch, ihr Sowjetsoldaten!
Euch Helden der Sowjetunion!

Wem dankt all das Gute und Schöne
Der deutsche Arbeitersohn?
Er dankt es dem Blut der Söhne,
Der Söhne der Revolution!
Vergeßt nicht das Blut der Söhne,
Der Söhne der Revolution!

Die Welt von Licht überflutet –
Wir wußten es immer schon:
Für aller Glück hat geblutet
Das Herz der Revolution.
Es hat auch für dich geblutet
Das Herz der Sowjetunion!

Sterne unendliches Glühen,
Lieder singen davon:
Es brachte die Welt zum Blühen
Das Blut der Sowjetunion.
Es brachte der Welt den Frieden
Das Blut der Sowjetunion!

E. R. GREULICH

Artur Becker in Moskau

Nach einem knappen halben Jahr des Lebens in Moskau, an einem frostfrischen Vorfrühlingstag, wurde Artur ins Zimmer des Genossen Semjon gerufen, der stets Arturs Bitte beachtete, russisch mit ihm zu sprechen, falls es der Gesprächsstoff zuließ. Semjon saß an seinem Schreibtisch, umgeben von Manuskripten und Mappenbergen. Seine gefalteten Hände lagen auf der Tischplatte, lächelnd sah er Artur entgegen.
„Nun, Genosse Becker, sind Sie gespannt?"
„Ein bißchen", gestand Artur.
„Wir wollen Ihnen gratulieren – etwas zu früh – aber es geht nicht anders."
Artur wurde noch gespannter. „Wozu?"
„Wann sind Sie in Liebknechts Freie Sozialistische Jugend eingetreten?"
Artur ging ein Licht auf. „Im Frühjahr 1919."
„Mit Vierundzwanzig schon zehn Jahre aktiv in der Arbeiterbewegung, ist das kein Jubiläum?"
„Bei uns feiert man Silberne Hochzeit erst nach fünfundzwanzigjähriger Ehe."
Semjon nahm den Ton auf. „Bei uns auch. Aber wehe den Ehepartnern, wenn sie die schönsten, die ersten zehn Jahre vergessen. – Wann haben Sie das letztemal Urlaub gemacht, Genosse Becker?"
„Ich habe viel Urlaub gehabt. Die deutschen Unternehmer waren immer sehr bedacht darauf, haben mich oft genug an die frische Luft gesetzt."
Semjon drohte mit seinem fleischigen Zeigefinger. „Wenn Sie weiter Obstruktion treiben, gebe ich den Vorschlag wieder an die deutschen Genossen zurück. Jetzt ernst: Wann haben Sie wirklichen Urlaub gehabt?"
„Nie."
Semjon warf einen Blick in das Schriftstück vor sich. „Also stimmt es, was hier geschrieben steht. Sie werden vierzehn Tage mit Ihrer Frau auf die Krim fahren und dort Ihr Jubiläum feiern; darauf vierzehn Tage durch den Kaukasus reisen. Ihr seid ja wohl beide tüchtige Wanderer."
Artur war so überrascht, daß die Freude nur langsam von ihm Besitz nahm. Vier Wochen, achtundzwanzig unvorstellbare Tage.
Arturs Verhalten war Semjon zu kühl. „Charascho?" fragte er, sich vergewissernd.
„Ja doch, Genosse Semjon!" rief Artur. „Verteufelt charascho!"
Freudestrahlend kam er mit der Botschaft ins Hotel „Lux", in dem sie ein Zimmer bewohnten. Erika wollte sie nicht glauben. Sie sah wie Artur die täglichen Schwierigkeiten und fand sich auf ihre Weise mit ihnen ab. Hier gab es manches nicht wie in Deutschland zu kaufen, wo sie beispielsweise vielerlei Sorten Kleiderstoff erhal-

ten konnte – falls sie Geld dafür hatte. Aber immer lebte dort der „Arbeitnehmer" in Angst vor dem „Arbeitgeber". Hier hatte man endlich die Dinge vom Kopf auf die Füße gestellt. Wer gewissenhaft seine Arbeit leistete, der zählte. Durch die stille, behende Art, ihre Pflicht zu tun, war Erika geschätzt und beliebt. Die Angst war vom Tisch gewischt: Was wird morgen sein, werde ich meine Stellung behalten? Für dieses große Geschenk ließ sich kleiner Ärger in Kauf nehmen. Und nun kam Artur und schwärmte von einer wunderbaren Reise. War es überhaupt zu glauben, daß sie Wirklichkeit werden könnte?

Sie wurde Wirklichkeit. Das schneeweiße Sanatorium in der Nähe Jaltas ließ sie sich in „Tausendundeine Nacht" versetzt fühlen. Vergnügt redeten sie zuweilen im Märchenton. „Hättest du sie für möglich gehalten, meine Suleika, diese Reise?" – „Oh mein Suleiman, ich glaube immer noch zu träumen."

Das Riesenland empfing seine Freunde mit offenen Armen. Die Krimlandschaft tat es mit Bravour. Wo hatten ihre Augen schon diese Helle getrunken, diese satten Farben? „Ich möchte nicht Maler sein", sagte Artur, „wer soll das glaubhaft auf die Leinwand bringen: die Zypressen schwärzer als schwarz, das Meer grüner als grün und der Himmel blauer als blau."

Zum Märchen gehörte, daß sie umsorgt wurden wie einstmals die mächtigen Nichtstuer des Zarenreiches. Ein Höhepunkt der Reise war ein Besuch bei gastfreundlichen Weinbauern. Der Vorsitzende der Genossenschaft, ein ergrauter Partisan des Bürgerkriegs, erfuhr durch andere Genossen einiges aus dem Leben Arturs und von dessen Jubiläum. Da ließ er für das deutsche Komsomolzenpaar einen Krim-Wein auftischen, von dem er verschmitzt erklärte, es wären von der Göttin der Fruchtbarkeit aufgefangene Freudentränen. Der Wein kostete Artur die Jungfrauschaft seiner Abstinenz, denn richtig beschwipst war er in seinem Leben noch nicht gewesen. „Unmöglich, Antialkoholiker zu sein", murmelte Artur, wenn überall *diese* Freudentränen flössen." Groß hing der Mond über dem Sanatorium. „Suleika", flüsterte Artur, „den hole ich dir als Ampel ins Schlafgemach." Er begann die Außentreppe eines Balkons zu erklimmen.

Mit sanfter Gewalt hielt ihn Erika zurück. „Warte, mein Suleiman, später ist er kleiner und leichter, jetzt wird er dir zu schwer." Artur nickte tiefsinnig. „Recht hat meine kluge Lieblingsfrau. So laß mich dich dafür in die Gemächer tragen." Übermütig hob er sie auf und trug sie in das fürstliche Zimmer.

Die Wanderung durch den Kaukasus war meist ein Ritt auf dem Rücken behender, zäher Pferde. Der zausbärtige Genosse Wanderleiter war eine Mischung von Bergführer und Waldläufer. Unter seiner Anleitung lernten sie Holz finden, das mit wenig Rauchentwicklung brannte; lernten sie über offenem Feuer Suppe kochen und Fleisch am Spieß rösten; lernten sie im Freien schlafen, ohne zu frieren; eine dem Lagerfeuer zu schräg und flach gespannte Decke bewirkte es. Sie genossen Sonnenaufgänge voll prächtiger Farbspiele, bewunderten das Regenbogenglitzern stäubender Wasserfälle. Sie fanden buntes Gestein, seltene Pflanzen, beobachteten nie ge-

sehene Tiere. Wenn sie einen Bergriesen erklommen hatten, entdeckten sie neue, höhere, empfanden sich als winzige Glückspilze inmitten einer urwelthaften Natur. Braungebrannt kehrten sie nach Moskau zurück. Keineswegs hatten sie sich bisher alt gefühlt, doch jetzt war ihnen, als wären sie einem Jungbrunnen entstiegen.

HILDE COPPI

Brief aus dem Gefängnis

Berlin-Plötzensee, den 5. August 1943

Meine Mutter, meine herzgeliebte Mutti!
Nun ist es bald so weit, daß wir Abschied nehmen müssen, für immer. Das Schwerste, die Trennung von meinem kleinen Hans, habe ich hinter mir. Wie glücklich hat er mich gemacht! Ich weiß ihn gut aufgehoben in Deinen treuen lieben Mutterhänden, und um seinetwillen, Mutti, versprich es mir, bleibe tapfer. Ich weiß, daß Dir das Herz brechen möchte, aber nimm es fest, ganz fest in Deine beiden Hände. Du wirst es schaffen, wie Du es immer geschafft hast, mit dem Schwersten fertig zu werden, nicht wahr, Mutti? Der Gedanke an Dich und an das Herzeleid, das ich Dir zufügen muß, war und ist mir der unerträglichste, daß ich Dich allein lassen muß, in dem Alter, wo Du mich am nötigsten brauchst. Kannst Du mir das je, jemals verzeihen? Als Kind, weißt Du, wenn ich immer so lange wach lag, beseelte mich der eine Gedanke: *vor* Dir sterben zu dürfen. Und später hatte ich den einen Wunsch, der mich ständig bewußt und unbewußt begleitete: ich wollte nicht, ohne ein Kind zur Welt gebracht zu haben, sterben. Siehst Du, diese beiden großen Wünsche haben sich erfüllt, also somit mein Leben. Ich gehe nun zu meinem großen Hans. Der kleine Hans hat – so hoffe ich – das Beste von uns als Erbe mitbekommen. Und wenn Du ihn an Dein Herz drückst, ist Dein Kind immer bei Dir, viel näher, als ich Dir jetzt sein kann. – Der kleine Hans – so wünsche ich – soll hart und stark werden mit einem offenen, warmherzigen, hilfsbereiten Herzen und dem grundanständigen Charakter seines Vaters. Wir haben uns sehr, sehr liebgehabt, und Liebe leitete unser Tun. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", sagte Goethe. Meine Mutter, meine gute, einzige Mutter, und mein kleines Hänschen, all meine Liebe ist immer ständig um Euch. Bleibt tapfer, wie ich es auch sein will.

Immer Deine Tochter Hilde

KONRAD BLENKLE

An sein Kind

Ich muß von Dir scheiden, lebe wohl!
Ich habe den letzten Nachmittag verlebt und gehe dem Ende ruhig entgegen. Als Kämpfer habe ich gelebt und werde als Kämpfer sterben. Für eine Idee eintreten zu können ist eine große, ehrenvolle Sache. Das gibt mir Kraft bis zum letzten.
Du bist der Mensch, der mir am nächsten steht. Deine Liebe und Verehrung waren für mich das Wertvollste. Wenn ich mein Leben rückschauend betrachte und Bilanz ziehe, so kann ich im großen und ganzen zufrieden sein. Aber auch ich war ein Mensch mit Schwächen und Fehlern. Trotz alledem weiß ich, daß mein Leben wertvoll war und ich Nützliches geleistet habe.
Meine letzte Mahnung an Dich ist:
Handle immer verantwortungsbewußt, arbeite unablässig an Deiner Vervollkommnung, schone Dich nie, wenn es um Großes geht und Du Dich einsetzen mußt!
Lebe wohl und denke immer an Deinen Dich innig liebenden

Vater

MUSSA DSHALIL

In Alman

Und das wär das Land des großen Karl Marx?
Den Stürmer und Dränger Schiller barg's?
Zu diesem Orte, zum Sklaventorte,
verschleppen Deutsche mich unter Eskorte?
Und kein „Rot Front!" macht die Mauern beben?
Kein Spartakusbanner loht heut und hier?
Konntst, Deutscher, die Hand gegen mich erheben,
mich schlagen und schlagen – wozu, wofür?
Wird dem doch, dessen Liebe zu Heine,
dem kühnen, freien nimmer gehemmt,
im letzten Gelaß Karls und Rosas durch keine
Tortur das Gebiß auseinandergestemmt!
Sag mir, dem Begeist'rung für Goethe verliehn:
Kannt ich dich solcherart dazumal?
Die Sturmflut der Beethoven-Sinfonien –
erschüttert sie nicht mehr den Marmorsaal?
Durch schwarzen Staub ist die Sonne vergittert,
ich kenne die unterirdische Tür,
die Kellerschlösser,
der Wachmannschaft Schritte:
Hier schmachtete Thälmann.
Und ich bin jetzt hier.
Wie Rosa und Karl so mich auch zu töten
wär nun beschieden dem hündischen Vieh?
Mich abzuführen, mich niederzutreten,
vom Ufer hinunterzuschleudern wie sie?
Wer ist Zetkin-Sproß!
Wer ist Thälmanns Genoß!
Gibt's unter euch noch derlei?
Lauscht doch dem stählernen Schrei:
Haut unsern Kerker entzwei!
Mit Marschgesängen
rückt an,

wie ich's noch jetzt vor mir seh:
Rot-Front-Reihen,
Mann
für Mann,
die rechte Faust in die Höh!
Laßt endlich die Sonne aufgehn,
damit sie auch Deutschland scheine!
Laßt Thälmanns Tribüne erstehn!
Gebt Bürgerrecht Marx und Heine!
Wer ist Zetkin-Sproß?
Wer ist Thälmanns Genoß?
Gibt's unter euch noch derlei?
Zwingt doch die Wahrheit herbei!
Haut unsern Kerker entzwei!

ERICH MILLSTATT

Schicksalsmotiv

Die Szene spielt in einer Kulturbaracke eines faschistischen Sonderlagers. Mussa Dshalil, im Lager nur unter seinem Decknamen Gumerow bekannt, hat hochgesteckte Pläne; er will herausfinden, wes Geistes Kind der deutsche Sanitätsgefreite ist.
Vor dem Podium steht ein altes Klavier. Der Oberteil ist abgenommen worden. Im Raum herrscht Unordnung, die Zimmerleute haben eben ihre Arbeit beendet, Bretter liegen herum, Bänke stehen durcheinander, überall Späne, Kehricht. An der Stirnseite eine Hakenkreuzfahne, neben ihr hängt die grüne Fahne der sowjetfeindlichen Legion „Idel Ural" mit Bogen und Pfeil.

JUNGMANN (über seiner Uniform trägt er einen grauen Staubkittel, stimmt das Klavier. Er geht die Oktaven durch, zieht hin und wieder die Saiten nach.)

GUMEROW (kommt herein, grüßt, bleibt am Klavier stehen, schaut bzw. hört eine Weile zu, dann): Klavierstimmer von Beruf?

JUNGMANN (freundlich, sachlich im Ton): Mein Vater ist Klavierstimmer gewesen. Bei Carl Bechstein in Berlin. Haben weltberühmte Klaviere und Flügel gebaut. Kennt man sie bei euch auch?

GUMEROW Wir bauen eigene . . . (Setzt sich auf die Bank): Sie sind ein wahrer Wundersanitäter. (Mit einem Blick auf Jungmann): Heilen Menschen, lassen sich dabei das Blut tropfenweise abzapfen, doktern so lange am Klavier herum, bis es wieder glockenrein klingt . . .

JUNGMANN (spielt einige Kadenzen)

GUMEROW: Sie lieben Musik . . .

JUNGMANN (lächelt): Wer wird Musik nicht lieben, wenn er Gehör hat und ein Herz dazu.

GUMEROW (kraust die Stirn): Man kann herzlos sein und Musik lieben.

JUNGMANN: in einer normalen Welt?

GUMEROW (verwundert): . . . normaler Welt . . .

JUNGMANN (spielt weiter)

GUMEROW (mit entsprechender Gestik): Dieselben Finger spielen Beethoven und unterschreiben Befehle: Tod für Kinder, Frauen, Greise. Dieselben Finger, dasselbe Herz!

JUNGMANN (nickt nachdenklich)

GUMEROW (geht zum Klavier): Darf ich? (Setzt sich ans Klavier, spielt, zuerst einige Geläufigkeitsübungen, dann: die „Egmont-Ouvertüre")

JUNGMANN: Egmont-Ouvertüre, der Allegro-Teil, f-Moll.
GUMEROW (nickt): Fa-minor, Widerstandsthema, Kampfansage an Tyrannen ... (Rasch, um seine Bemerkung abzuschwächen, spielt er die Musik zur Arie des Lenski): Kennen Sie das?
JUNGMANN: Eugen Onegin, Arie des Lenski ...
GUMEROW (steht auf): Das Schicksalsmotiv.
JUNGMANN: Ich könnte stundenlang zuhören, aber ...
GUMEROW (setzt sich wieder hin, spielt das „Kerkerlied" aus dem „Nachtasyl"): Das kennen sie kaum. (Er summt dazu und beobachtet scharf seinen Partner)
JUNGMANN (folgt innig dem Spiel)
GUMEROW (als er das Spiel beendet hat): Nun?
JUNGMANN (lächelnd): „Kerkerlied" aus „Nachtasyl". Vater hat mir viel erzählt von Gorki.
GUMEROW (Freude spricht aus seinen Augen): Sie lieben Gorki?
JUNGMANN: Kann man ihn nicht lieben?
GUMEROW: Weshalb haben Sie Ihr Blut hergegeben ... damals, für mich ...
JUNGMANN (verständnislos): Auch eine Frage ... (Erfaßt den Sinn. Deutet auf die Legionärsuniform, die Gumerow trägt): Ach, Sie haben angenommen, einen Soldaten mehr zum Dienst für Hitler ...
GUMEROW: Ja, das habe ich angenommen ...
JUNGMANN (schüttelt lächelnd den Kopf): Jetzt geht Ihnen der wahre Grund auf ...
GUMEROW (steht mit einem Ruck auf): Nächstenliebe?
JUNGMANN: Familiensinn ...
GUMEROW (unterdrückt die Freude, sachlich): Uns und euch hat die gleiche Mutter großgezogen. (Rechte Hand ans Herz): Verzeih mein Mißtrauen!
JUNGMANN (nicht minder glücklich): Vielleicht träume ich nur, und das Klavier ist nach wie vor verstimmt ...
GUMEROW (setzt sich wieder ans Klavier und spielt: „Von fremden Ländern und Menschen" aus den „Kinderszenen" von Robert Schumann): Es klingt reiner denn je.

Entnommen dem Fernsehfilm „Die rote Kamille"

FRIEDRICH WOLF

Der Kommissar und die Deutschen

Der Kommissar schweigt.
Es ist eine etwas peinliche Stille in dem kleinen Krankenzimmer. Ich hätte wohl einiges zu sagen zu dem erbärmlichen und blöden Verhalten des Nazioffiziers, der sich Deutscher nennt. Aber ich bringe es einfach nicht fertig, immer zu wiederholen, daß die Nazis alles andere sind als das deutsche Volk. Wie kann man das einem Kämpfer der Roten Armee beweisen, glaubhaft machen, der bisher nur die scheußlichste Seite der deutschen Soldaten kennengelernt hat? Ist es nicht erstaunlich, daß dieser Kommissar, der dutzende Male die Viecherei der deutschen Soldaten in den russischen Dörfern mit eignen Augen gesehen hat, sich so ruhig und beherrscht mit dem Hitleroffizier unterhielt?
Natürlich weiß er, ich bin ein Hitlergegner. Doch bei all diesen Rotarmisten und Kommandeuren muß unausbleiblich immer wieder die Frage auftauchen: ‚Wie ist das alles möglich? Ist das deutsche Volk wirklich mit dieser barbarischen Art der Kriegführung einverstanden? Wenn nicht, weshalb schweigt es zu all den Schandtaten?'
Ich spüre diese Frage. Und so versuche ich zu erklären, daß viele Zehntausende gerade der besten Söhne des deutschen Volkes von den Nazis schon 1933 in die Kerker und Konzentrationslager geworfen wurden, gerade als die ersten und leidenschaftlichsten Gegner Hitlers. Daß Hunderttausende emigrieren mußten, um weiterzukämpfen, daß die deutschen antifaschistischen Kämpfer des Thälmann-Bataillons, des Bataillons Edgar André, des Tschapajew-Bataillons zu Hunderten und zu Tausenden in Spanien ihr Leben ließen im Kampf gegen die Franco- und Hitlersoldaten, daß Nazihäuptlinge heute drauf und dran sind, auch in Deutschland selbst Galgen auf den öffentlichen Plätzen zu errichten. Weshalb? Weil mehr und mehr das deutsche Volk sich gegen die Nazis wendet.
„Das muß doch so sein", meint der Kommissar. „Ich habe Karl Marx und Engels studiert, auch etwas Hegel gelesen – welche Geister im deutschen Volk! Ich liebe Heinrich Heine; man liest ihn doch auf unsern Schulen. Ich bin ein großer Freund der Musik. Gestern habe ich mit meinem Kopfhörer im Moskauer Sender die Lieder Ihres deutschen Komponisten Schubert gehört – welch wunderbare Musik! Wir kämpfen gegen die Hitlerarmee, aber wir hören Ihre deutschen Komponisten. Sie brauchen mir nichts zu beweisen. Bloß, ist es nicht jammerschade um das deutsche Volk?"
Wer sagt das?
Das sagt ein Kommissar der Kubankosaken, der durch die Kugel eines Hitler-

soldaten seinen Arm verlor. Er merkt wohl, daß ich niedergeschlagen bin. „Es wird anders werden, Genosse, auch das deutsche Volk wird demnächst verstehen, wer seine Freunde und wer seine Feinde sind . . . ganz gewiß!"
Er nickt mir zu, als wollte er zu mir sagen: Mut, Kamerad! Und als wolle er mir über meine Stimmung hinweghelfen, fragt er jetzt: „Vielleicht interessiert Sie eine merkwürdige Kampfepisode? Zum Beispiel: Pferd gegen Panzerwagen? Das heißt immer wieder: *Kosaken*pferd!" sagt er stolz.
Das ist nun wirklich eine erstaunliche Episode, wie der Oberleutnant Iwankin, „ein echter Kubankosake", mit seiner einen Eskadron die kleine deutsche Garnison aus dem Dorf Tschuchi verjagte. Den deutschen Infantristen kamen zwei mittlere Panzer und drei Spähwagen zu Hilfe. Es war während des Straßenkampfes, als die deutschen Panzer durch die Dorfstraße herandonnerten. Zum Unglück hatte die Eskadron ihre Spezialmunition verschossen. Es gab nur noch einige Brandflaschen.
Oberleutnant Iwankin sagte sich: Komme was mag! Er befahl seiner Eskadron: „Säbel heraus! Die Brandflaschen im Galopp auf die Panzer!" Sie ritten mit Hurra eine richtige Attacke gegen die stählernen Ungeheuer. Es war zugleich eine psychische Attacke. Ein Panzer und ein Spähwagen verbrannten. Die anderen wendeten und rückten ab. Iwankin war selbst erstaunt. Alles war hier der Entschluß, die Schnelligkeit der Pferde, der Ruf, den die Kosaken bei den Deutschen genossen.

Auszug

PAUL KÖRNER-SCHRADER

Ein Arzt stirbt

Ratternd und polternd fuhr der Transport, dem der Unteroffizier Rogge angehörte, in den Hauptbahnhof von Minsk ein.
Die Stadt bot ein grauenvolles Bild der Vernichtung. In der Innenstadt war alles zerstört. Fabriken und Magazine waren ausgebrannt. Wohnungen und öffentliche Gebäude zertrümmert. Die elektrischen Leitungen waren zerrissen, die Wasserleitungsrohre geplatzt. Die Sanitätsgruppe der Wehrmacht bezog Quartier draußen bei den vollständig vernichteten Traktorenwerken, im Kindergarten Nr. 85, obwohl sie die Möbel und Betten wegen ihrer geringen Größe nicht benutzen konnte.
Vor dem großen Hochhaus der Roten Armee stand auf einem Sockel die riesige Statue Lenins. Er zeigte mit dem rechten Arm ausgestreckt in die Weite. Mit Draht

hatte man ihm eine lange Tafel an der Hand befestigt, auf der alle Einheiten verzeichnet waren, die in dem Hochhaus ihre Dienststellen hatten. Aber es war Lenin keine sonderliche Last, dieses Schild zu halten. Der Gesichtsausdruck schien zu sagen: Eure Zeit geht vorüber. Und auch die Menschen, die vorbeigingen, taten so, als wäre nichts mit ihrem Lenin vorgegangen.

Neben der Unterkunft der Sanitätstruppe befand sich ein Kinderkrankenhaus. Es war an einen Berg gebaut und nur wenig beschädigt. Der Bau hatte zwei Etagen. Große Fenster und verglaste Türen gaben ihm einen vornehmen Charakter, wenn man von einem kleinen Schaden am Dach und den mit Sperrholz vernagelten Fenstern absah.

Selten ging ein Mensch in das Gebäude des Kinderkrankenhauses, aber morgens zu einer bestimmten Zeit verließ ein hinkender Mann das Haus. Wenige Stunden später kam er wieder zurück und trug etwas in der Hand oder in der Tasche.

Obwohl es streng verboten war, fremde Gebäude zu betreten, gingen Rogge und Otto Weiß hinüber, um sich davon zu überzeugen, wie es innen aussah. Die Gärten der beiden Gebäude waren nur durch einen Zaun getrennt, der verschiedene Lücken hatte. Alle Räume des Krankenhauses lagen voller Kinder, von Säuglingen bis zu Vierzehnjährigen. Blutarme halbverhungerte Menschlein befanden sich unter ihnen. Die meisten lagen auf elenden Strohschütten. Alle größeren Betten waren weggeschleppt. Nur die allerkleinsten Patienten hatten noch ihre Lagerstätten. Die Ärztin, ein kleines zierliches Wesen, erklärte unter Tränen ihre Aufgabe. Außer drei Mädchen als Hilfe stand ihr nur noch ein alter Kinderarzt zur Verfügung. Er war lahm und ging Tag für Tag in die Stadt, um irgend etwas für die Kinder zu besorgen. Doch er kam meist unverrichteterdinge wieder heim. Der deutsche Stadtkommandant lehnte alle Bitten ab. Man warf den alten Mann hinaus, wenn er immer wieder für die armen, unschuldigen Kinder Hilfe erbat. Keine Geräte, keine Medizin, keine Lebensmittel und an die hundert kranke Kinder.

Ab und zu kam ein Bauer mit einem Beutel Mehl oder Mais oder einem Laib Brot für ein Kind seines Verwandten, das todkrank hier lag, aber ebensooft kamen andere Leute, die wieder neue Kinder brachten, ohne daß man wußte, wer oder wo die Eltern waren.

Die Ärztin ging bei Tagesgrauen mit den drei Mädchen auf die Wiesen und Felder, um Kräuter zu sammeln, damit man den Kindern etwas Eßbares reichen konnte.

Rogge dachte an seine eigenen Kinder daheim, als er mit Weiß durch das Gebäude schlich.

In den Zimmern lagen die kleinen Geschöpfe, mit ansteckenden Krankheiten behaftet, auf ihren Lagern. Sie starrten zur Decke oder bewegten sich apathisch. Manche reagierten auf jedes Geräusch in der stillen Hoffnung, daß es wohl etwas zu essen gäbe. Und wenn sie sprachen, verlangten sie Brot. Die Ärztin und auch der alte Herr mußten wieder neue Ausflüchte erdenken, um die Kinder zu trösten. Das ging nun schon wochenlang. Ruhr und Fleckfieber, Diphtherie, eitrige Entzündungen, ja

selbst einige Fälle mit Choleraverdacht waren verzeichnet worden. Die Kinder starben an Hungerödemen.
Wasser mußte von weither geholt werden, doch standen nur wenige Gefäße zur Verfügung.
Irgendwo hatte der hinkende Arzt eine Stelle in der Stadt entdeckt, an der eine deutsche Einheit ihre Kartoffelschalen wegwarf. In allen Taschen und in Papier gewickelt hatte er das kostbare Gut mitgebracht. Man betrachtete es wie ein wertvolles Geschenk.
An einer Tür blieb die Frau stehen, als scheute sie sich hineinzugehen. Als sie die Klinke niederdrückte, sagte sie zu den Sanitätern: „Hier ist das Zimmer des Schweigens."
Hier waren die versammelt, die die letzte Station zum Friedhof erreicht hatten. Bleich, mit blauen Lippen und halboffenen Augen, abgezehrt, mit Ausschlag und Schorf bedeckt, lagen die reglosen Gerippe da, und zwischen ihnen hockte der Tod. Den Männern traten die Tränen in die Augen.
Die beiden Soldaten hatten den Tod in Tausenden von Fällen in Hauchweite gespürt, hatten selbst mit ihm auf du und du gestanden, hatten die Zähne zusammengebissen, wenn er nicht mehr abzuwehren war, aber hier lagen Kinder.
Was war ein Arzt, wenn er inmitten dieses Elends stand? Ihm fehlten die nötigsten Dinge. Der Alte hatte keinen Mulltupfer, keine Medizin, keine Tabletten, keinen stärkenden Saft, ja nicht einmal die einfachste Medizin des Lebens, Brot.
Ein Kapitän auf hoher See, der keinen Kompaß hat, kann noch auf einen glücklichen Zufall rechnen. Ein günstiger Wind kann ihn an eine rettende Küste treiben, er kann einem anderen Schiff begegnen, das ihm hilft. – Hier konnte kein Zufall eintreten. Jeder Weg zur deutschen Behörde brachte nicht nur eine Ablehnung, sondern außerdem noch eine Beleidigung.
Obwohl Rogge und Weiß behutsam auftraten, konnten sie nicht verhindern, daß ihre nagelbeschlagenen Stiefel auf dem Korridor des Kinderkrankenhauses klippten und klappten, als ginge der leibhaftige Sensenmann durch die Räume.
Und täglich trug man sie hinaus, die kleinen Opfer der großen Bestie, die unschuldigen Geschöpfe des Kinderkrankenhauses in Minsk.
Wohl konnte Weiß einen Karton mit Mullbinden und Lebertransalben durch den Zaun reichen, aber was war das? Hinter dem Zaun waren ein paar Menschen, die helfen wollten und es nicht konnten, und außerhalb des Zaunes befanden sich Tausende und aber Tausende, die helfen konnten, und die taten es nicht. Ihr Handwerk hieß Vernichtung.
Die Truppe blieb nicht lange hier. Vor der Abreise schlichen sich Rogge und Weiß mit einigen Päckchen Traubenzucker in den Taschen noch einmal hinüber. Die Ärztin lachte und weinte zugleich, als sie die Kostbarkeit sah.
Eines der Mädchen machte fünf Löffel steril, weiter besaßen sie keine. Löffel für Löffel gab die Ärztin den Kindern. Sie bestand darauf, daß die Freunde sahen, daß

sie nichts für sich nahm. Immer wieder wurden die fünf Löffel sterilisiert, und von Lager zu Lager ging die kleine Frau. Die bleichen Lippen der Kinder suchten die Löffel, als würden sie das erste Mal im Leben etwas Eßbares erhalten.
In einem kleinen Zimmer zeigte die Frau auf einen alten Mann, der in einem Metallbett lag. Er hatte ein wachsbleiches Gesicht, durchsichtig und gelblich.
„Wer ist das?" fragte Rogge.
„Der Doktor", sagte die Ärztin.
Sieht so ein Arzt aus? Nein, das konnte nur der Tod sein.
Rogge bat, dem Doktor auch Dextropur zu geben. Die Frau sprach mit ihm. Stoßweise kamen die Worte aus dem welken Munde. Und die Ärztin übersetzte: „Geben Sie es den Kindern", hat er gesagt. „Mir geben Sie bitte ein Glas Wasser."
Die Soldaten mußten wieder davonschleichen, und die Stiefel tappten über den Gang, als wären es die schweren Schritte des Sensenmannes, der in der Nacht dann den alten Doktor abmähte. Bevor die kleine Truppe am anderen Morgen abrückte, konnte Weiß einige Tannenzweige im Garten des Kinderheimes abschneiden. Die Ärztin hatte ihn darum gebeten. In dem Gewühl des Aufbruchs fiel es gar nicht auf, daß er die Zweige in den Kelleraufgang warf, in dem, in Packpapier eingewickelt, der tote Doktor lag. Seine Hände waren ihm gebunden gewesen, die er dem Tod entgegenstrecken wollte, um ihn von den wehrlosen Menschenkindern wegzuscheuchen. Nun hatte es ihn getroffen, den alten, hilfsbereiten Arzt im Kinderkrankenhaus von Minsk.

Auszug

FRIEDRICH WOLF

Mutter ...

Es war im Februar 1943, an einem klirrendkalten Tag bei vierzig Grad unter Null, in einem winzigen Dörfchen in der eisigen Wintersteppe westlich des Don, als die Rotarmisten der Division, mit der ich auf kleinen Schlitten fuhr, mir wieder einmal zuriefen: „Doktor, geh da in die Hütte, da ist Arbeit für dich!"
Ich ließ den Schlitten halten und ging mit zwei Kameraden der sibirischen Schützendivision über den glitzernden knirschenden Morgenschnee in eine der wenigen nicht verbrannten Bauernhütten. Dort standen neben einer alten Bäuerin zwei junge deutsche Soldaten; ihre Augen schauten ängstlich aus den Schneehauben hervor. Auf

der breiten Ofenbank lag ein dritter sehr junger Landser, der leise stöhnte. Die deutschen Soldaten, die an der Wand standen und an Brocken dunklen russischen Brotes kauten, waren recht erstaunt, wie ich sie in ihrer Heimatsprache anredete. Sie erklärten mir, daß man sie als vorgeschobene Horchposten beim fluchtartigen Rückzug glatt vergessen habe. Nun seien sie fünf Tage lang in der Wintersteppe umhergeirrt. Nachts hätten sie sich Schneelöcher gegraben, so gut es ging.
„Und weshalb habt ihr euch nicht gefangen gegeben?"
Schweigen. Sie schauen einander an.
„Nun, ich weiß schon."
„Ja, Herr . . . man sagte, der Russe legt jeden Gefangenen um."
„Wer sagt das?"
„Der Divisionsbefehl. Alle."
„Und was sagt ihr dazu?"
Wieder Schweigen. Die beiden jungen Hitlersoldaten stecken verlegen das russische Brot in die Manteltasche. Ich selbst habe jetzt weder Lust noch Zeit, mich mit diesem Goebbelsschwindel, der so vielen deutschen Soldaten das Leben kostete, länger zu befassen. Draußen zieht die Division weiter. Die Glöckchen der Schlittenpferde klingeln auf der Straße in allen Tonlagen. Dazu das Schnaufen der trabenden Pferde.
Kommandorufe.
Aber da liegt der deutsche Soldat, zu dem man mich holte.
„Was ist mit ihm?"
„Der Fuß!"
„Erfroren?"
„Ja, er konnte nicht mehr mit, hatte schreckliche Schmerzen. Deshalb sind wir ja auch ins Dorf gegangen. Wir wollten ihn nicht erfrieren lassen."
„Nun gut, helft mal!"
Wir ziehen dem jungen Landser den Mantel aus. Bei jedem leisen Ruck macht er Abwehrbewegungen nach dem Fuß. „Langsam, Kameraden, langsam!" Er stöhnt hemmungslos. Sein blasses Knabengesicht wechselt plötzlich die Farbe – er schaut mich flehentlich an, sucht meine Hände von seinem rechten Stiefel fernzuhalten: „Bitte nicht . . ."
„Ich bin Arzt, sei vernünftig!"
Der junge Hitlersoldat hat Infanteriestiefel an, die kurzen „Ofenrohre", wie wir im ersten Weltkrieg sagten, die im Westen ganz brauchbar gegen Regen und Schlamm sind, die aber in einem russischen Winterfeldzug bei vierzig Grad unter Null sich als eine furchtbare Eisquetsche auswirken mußten. Natürlich war es ganz unmöglich, das Zeug mit dem tagelang zusammengepappten Fußlappen herunter zu bekommen. Bei jedem etwas gewaltsamen Versuch schrie der Soldat auf.
Die alte ukrainische Bäuerin ist zu uns getreten. Sie faßt mich am Arm: „Was machst du mit ihm? Weshalb quälst du ihn?"

Ich blicke in ihr faltiges Gesicht. Unter ihrem Kopftuch quillt das weißgraue Haar hervor. In ihren Augen stehen Tränen. „Siehst du denn nicht, wie blaß er ist?"
Eine Sekunde horche ich nach draußen auf das Hufgeklapper und Geschnaufe der Pferde. Vielleicht fährt mein Schlitten jetzt weg? Wie komme ich dann nach? Ich wende mich zur Bäuerin: „Schnell eine Schere oder ein Messer!" Und wie ich ihr erschrockenes Gesicht sehe: „Ich muß den Stiefel aufschneiden! Schnell!"
„Hier!" meint neben mir einer der Rotarmisten und klappt ein großes Taschenmesser auf. Ich beginne vorsichtig den rechten Stiefelschaft in der Naht aufzutrennen; es ist keine leichte Arbeit. Die Rotarmisten, die den Zweck des Ganzen noch nicht recht einsehen, lösen mich ab. Der junge deutsche Soldat stöhnt. Seine Kameraden reden leise auf ihn ein; aber er läßt sich nicht abhalten zu knurren und zu stöhnen. Einmal verstehe ich die Worte: „So ein Schwindel . . ."
Ich habe keine Zeit zu fragen, was er meint. Es ist wirklich nicht einfach, das harte Leder – selbst in der Naht – mit dem Taschenmesser loszutrennen und den vor Schmerz sich bäumenden Soldaten dabei nicht zu verletzen. Wie ich einmal aufschaue, bemerke ich, wie die alte Bäuerin sich hinter den jungen deutschen Soldaten gesetzt und seinen Kopf mit ihren großen faltigen Händen an ihre Brust gepreßt hat; dabei sagt sie: „Still, mein Kleiner! Was hast du denn, mein Junge?" – mit jenen zärtlichen russischen Worten, mit denen man einen kleinen Knaben beschwichtigt.
Der Stiefel gibt nach. Wir sind mit unserer Schneiderei auch schon ganz unten am Fuß angelangt. Ich rucke das Leder noch ein paarmal leicht hin und her, dann ziehe ich es herunter. Ein furchtbarer, nach Verwesung riechender Gestank! Und dann der Anblick!
Vor mir bewegt sich ein richtiges Fußskelett: blanke Knochen und weiße Sehnen. Das faule, erfrorene Fleisch und die verweste Haut stecken im Stiefel.
Totenstille ist in der Stube.
Ich schaue auf, selbst unfähig, ein Wort zu sagen.
Alle starren auf das weiße Skelett, auch der junge Soldat, dem am lebenden Leibe dies Attribut des Knochenmannes anhängt. Er beginnt zu weinen, zu wimmern, zu heulen wie ein geprügelter Hund. Die Bäuerin legt ihre Hand auf seinen Mund. Doch er bäumt sich und heult weiter. Seine Kameraden und die Rotarmisten springen hinzu. Doch die Bäuerin fährt sie an: „Weg da! Laßt mich!"
Und sie hält den jungen deutschen Soldaten weiter fest in ihren Armen.
Der ist jetzt kreideweiß im Gesicht, seine Glieder entspannen sich, sein Kopf sinkt an die Schulter der alten Bäuerin. „Mutter, Mutter . . .", stöhnt er und fällt in Ohnmacht.
Es ist klar, der Fuß muß möglichst schnell amputiert werden, vielleicht sogar ein Teil des Unterschenkels. Ich nehme den immer noch Bewußtlosen auf meinen Schlitten. Dann fahren wir los. Abends erreichen wir ein Feldlazarett, das in einer Schule aufgeschlagen ist. In allen Gängen liegen Verwundete. Azetylenlampen schwelen

und fauchen am Fußboden. Natürlich ist die chirurgische Abteilung überfüllt. Doch der leitende Arzt gewährt mir die dringende Aufnahme meines Patienten, des deutschen Soldaten.

Nachdem man ihm die Uniform ausgezogen und ein reines russisches Hemd angezogen hat, fällt der deutsche Soldat nicht weiter auf. Ich selbst gehe im Arztmantel zum Operationssaal. Ich habe nicht viel Zeit, da ich noch in der Nacht unbedingt wieder den Anschluß an die Division gewinnen muß. Zum Glück finde ich eine Kollegin, die für meinen Fall sofort Verständnis zeigt. Wer im Kriege während der Kampfhandlungen jemals als Arzt auf einer chirurgischen Station tätig war, weiß das zu schätzen.

Meine Kollegin, eine ältere Chirurgin, hat jenes Gesicht, wie wir es gerade bei älteren russischen Frauen oft finden, ganz gleich ob sie eine bejahrte Bäuerin vom Dorf, eine Arbeiterin aus dem Industriezentrum oder eine Frau der alten Intelligenz ist – es ist jenes breite, gute, mütterliche Gesicht, das viel Leid erlebt hat und mit dem Leid aller Kreatur mitempfindet.

Diese russische Chirurgin geht sogleich mit mir. Sie wickelt das Leinen, das die alte ukrainische Bäuerin uns gegeben hat, ab und stellt fest, was zu tun ist: Amputation oberhalb des Fußgelenkes.

Wie ich dem jungen deutschen Soldaten dies mitteile, schaut er mich entsetzt an. Ich erkläre ihm, daß jeder Tag, jede Stunde die Sache nur verschlimmere, daß ich selbst – wenn er sich schnell entscheide – während der Operation bei ihm bleiben werde.

Er gibt mir die Hand und nickt.

Die alte Chirurgin bereitet sich zur Operation vor. Ich assistiere ihr. Während wir uns noch waschen, spricht sie nach Art älterer Leute vor sich hin: ich höre einzelne Wortfetzen, von denen einer dem der alten Bäuerin gleicht: „So ein Kleiner, so ein Junge . . .“ Das weiche, gedehnte russische „Maltschik“ hat einen besonders zärtlichen Klang. „Muß denn das alles sein?“

Vielleicht täusche ich mich – doch wie die Ärztin die Knochensäge schon in der Hand hält, scheint es mir, als zögere sie einen Augenblick. Jedenfalls läßt sie die Narkosenmaske noch einmal kurz abnehmen, blickt nachdenklich in das nun gerötete Jungengesicht des deutschen Soldaten und fragt: „Ist die Atmung gut?“

Dann führt sie die Operation zu Ende.

Wir waschen uns wieder. Die alte Ärztin kennt mich als Schriftsteller. „Sagen Sie, lieber Kollege, haben Sie nicht ab und zu Lust, wieder Arzt zu sein?“ fragt sie mich. Sie hat ihr gutes, faltiges, etwas übermüdetes Gesicht mir zugekehrt. Unter dem weißen Kopftuch quellen ein paar weißgraue Strähnen hervor. Wo habe ich dieses Gesicht doch schon gesehen?

Der deutsche Soldat auf dem Operationstisch wird unruhig. Er beginnt, aus der Narkose zu erwachen. Die alte Ärztin tritt jetzt hinter ihn und nimmt seinen Kopf hoch, indem sie mit ihren Händen seinen Unterkiefer vorschiebt, damit er leichter atmen kann.

Der Soldat stöhnt auf, ohne die Augen zu öffnen; er streckt sich, wobei er den Kopf an die Brust der alten russischen Ärztin preßt. Dabei murmelt er halberwachend immer ein Wort, erst kaum vernehmbar; aber dann ist es das Wort, das ich in den letzten zwölf Stunden jetzt zum zweitenmal von dem Soldaten höre; es ist das Wort „Mutter ...“

F. C. WEISKOPF

Das Mädchen von Krasnodar

Als die erste Krankenpatrouille in das von der zurückflutenden deutschen Kaukasusarmee geräumte Krasnodar einritt, fand sie auf dem Hauptplatz der vandalisch zerstörten und nahezu völlig entvölkerten Stadt ein etwa achtzehnjähriges Mädchen damit beschäftigt, in einer roh zusammengezimmerten Holzbude Bücher zum Verleih an Soldaten und heimkehrende Einwohner zurechtzulegen.
Auf eine Frage des Offiziers, der die Patrouille führte, gab das Mädchen zur Antwort, daß sie Polina Udowenko heiße, von Beruf Türhüterin der städtischen Bibliothek sei und während der deutschen Besetzung nächtlicherweile die ganzen Bücherbestände – zwanzigtausend Bände – weggeschafft und in einem Schuppen an der Stadtgrenze versteckt habe. Dergestalt seien, als die Nazis vor ihrem Abzug das Bibliotheksgebäude anzündeten, nur die leeren Regale verbrannt, und der Bibliotheksdienst könne sofort wieder aufgenommen werden.
Ob ihr bei den nächtlichen Bergungsexpeditionen niemals der Gedanke gekommen sei, daß die deutschen Posten sie überraschen und niederschießen könnten, wollte der Offizier wissen. Und Polina darauf: gewiß, damit habe sie immer gerechnet, aber Bücher seien schließlich Munition, und Munition dürfe dem Feinde doch nicht überlassen werden.

Auszug

ERICH WEINERT

Das Lied vom ehrenhaften deutschen Soldaten

Ich stand die Nacht allein auf Wacht.
Die Pappeln rauschten im Wind.
Da hab ich an meinen Garten gedacht.
In der Laube spielte mein Kind.

Da hat das Heimweh mich übermannt.
Der Mond kam über die Schlucht.
Ich lief nach hinten ins weite Land;
Es war wie eine Flucht.

Und als der Morgen hinter mir stieg,
Da war ich weit vom Schuß.
Wie war es hier schön und still vom Krieg.
Ein Dörfchen lag am Fluß.

Ins erste Häuschen trat ich ein:
Ich komme als Freund und Gast!
Sie sagten: „So magst du willkommen sein,
Wenn du kein Obdach hast!"

Sie gaben mir einen Kittel und Schuh.
Ich gab ihnen mein Gewehr.
Sie sagten: „Genosse, sei guter Ruh!
Hier finden sie dich nicht mehr!

Bald ist der verfluchte Krieg vorbei.
Wir jagen die Hunde hinaus!
Dann bist du der Unsre, dann bist du frei
Und fährst in Frieden nach Haus."

Sie haben mir Brot und Milch gebracht.
Nun war ich nicht mehr ihr Feind.
Ich sprach mit ihnen die halbe Nacht.
Im Dunkeln hab ich geweint.

Am Morgen sagte ich meinen Entschluß.
Ich wurde ihr Partisan.
Da habe ich meinen ersten Schuß
Für Deutschlands Freiheit getan!

Kamerad Iwan Iwanowitsch

Die Geschichte ist für uns in diesem Jarzewoer Wald greifbar nahe gerückt. Wir glauben Augenzeugen dieser Geschehnisse zu sein, an die sich der ehemalige Partisanenkommissar noch heute – nach 23 Jahren – in allen Einzelheiten erinnert. Seine Partisanenkameraden – jetzt Männer zwischen 44 und 65 Jahren – sprechen mit Achtung über ihren deutschen Kameraden.
Sie nennen ihn Iwan Iwanowitsch, mit dem Namen, den sie ihm in der gemeinsamen Kampfzeit gaben. – Konnten sie einen so tapferen Kommunisten, einen wahrhaften Internationalisten „Fritz" nennen? Ihn mit dem Namen rufen, der zu dieser Zeit geradezu das Symbol für die verhaßten Eindringlinge war? Aus Liebe und Verehrung gaben sie dem Deutschen den russischsten aller russischen Namen.
Stundenlang laufen wir mit Wjatscheslaw Makurow, Grigori Trofimow, Michail Bukatin, Semjon Golikow und Grigori Mischarin durch den Wald. Wir sehen die Dörfer, mit denen die Partisanen zusammenarbeiteten. Die kampferprobten Männer beschrieben uns ihre Erdhütten, in denen sie in den schweren Anfangsmonaten des Krieges hausten, sie erzählten uns, wie sie sich verpflegten und sich ihre Waffen besorgten. Hier erlebten sie Niederlagen und Siege, hier nahmen sie nicht selten von ihren besten Freunden Abschied. Hier erinnern sie sich immer wieder neuer Heldentaten Fritz Schmenkels.
Die Einheit „Tod dem Faschismus", in die er kurz nach seiner Bewährungsprobe aufgenommen wurde, erhielt den Kampfauftrag, eine vom Feind eingeschlossene sowjetische Panzergruppe zu unterstützen. Die Partisanen sollten die einzige befahrbare Straße, die in das Kampfgebiet führte, besetzen und dafür sorgen, daß die Wehrmachtstruppen keine Verstärkung erhielten. Kaum hatten die Partisanen ihre Posten aufgestellt, näherte sich ein deutscher Nachschubtransport. Fritz Schmenkel, der bei dieser Operation eine deutsche Uniform trug, schwang sich auf das Motorrad des Sicherungspostens und führte den Transport in den Hinterhalt, den die Partisanen gelegt hatten.

Unser Kamerad

„Wanjuschka wollte für seine Heldentaten nicht gefeiert werden. Er war einfach und immer bescheiden." So charakterisiert Michail Bukatin seinen deutschen Kampfgefährten. „Im Februar 1942 kam ich in die Partisaneneinheit ‚Tod dem Faschismus'. Zu dieser Zeit nannten ihn schon alle Iwan Iwanowitsch. Ich befreundete mich

sehr schnell mit ihm. Wir teilten unser letztes Brot, schliefen auf dem gleichen Strohlager in der Erdhütte, erholten uns zusammen nach dem Kampf."
Iwan Iwanowitsch war ein fröhlicher, geselliger Mensch. Und sehr geschickt, es gab buchstäblich nichts, was er nicht reparieren konnte. Er lernte schnell Russisch, liebte die russischen Lieder. Oft sang er gemeinsam mit seinen Freunden. Er erzählte ihnen von seiner Frau und seinen Kindern, um deren Schicksal er sich sehr sorgte. – Er träumte von einem befreiten Deutschland und hoffte, den Tag der Befreiung miterleben zu können.
Auf ihn konnte man sich immer verlassen. Niemals hat er einen verwundeten Genossen in die Hände des Feindes fallen lassen. Kühn und mutig ging er in jeden Kampf. – Eines Tages legten die Partisanen in der Nähe des Dorfes Kurganowo einen Hinterhalt. Plötzlich entdeckte der Beobachtungsposten sich nähernde deutsche Panzer. Ein Kampf schien aussichtslos, da die Partisanen nur Handfeuerwaffen hatten. Iwan Iwanowitsch beobachtete die Panzer aufmerksam durch seinen Feldstecher. Er bemerkte, daß die Panzer Fässer mit Reservetreibstoff geladen hatten. Sogleich sah er eine Möglichkeit, die Panzer außer Gefecht zu setzen. Als sie in Schußweite waren, eröffneten die Partisanen mit Leuchtspurmunition das Feuer auf die Fässer. Die Panzer gerieten in Brand. Der Kampf war schnell entschieden. Sieben faschistische Panzer erreichten ihr Ziel nicht.

Zwei Funksprüche

Wir stehen an der Stelle, an der das Gefecht stattfand. Ein abgeerntetes Feld und dichter Wald umgeben uns. „Von dem Dorf, das hier lag, ist nicht ein einziges Haus übriggeblieben", sagt Michail Bukatin. „Für unseren überraschenden Angriff nahmen die Faschisten grausame Rache. Sie ermordeten alle Dorfbewohner. Siebzig Kinder, Frauen und Greise wurden Opfer ihrer Kugeln."
Die faschistischen Eindringlinge wagten nicht, sich von der Straße zu entfernen. Sie wußten: Den Wald und die Täler beherrschten die Partisanen. In den großen Partisanenkreisen des Smolensker Gebietes kämpften 108 Partisaneneinheiten mit 52 998 Genossen. Allein in diesem Gebiet vernichteten die Partisanen 485 Panzer, 5150 LKW und gepanzerte Fahrzeuge, 6500 Tonnen Treibstoff und 1354 beladene Eisenbahnwaggons.
Fritz Schmenkel hat an diesen Erfolgen des Partisanenkampfes großen Anteil. Seine Heldentaten wurden weit über das Smolensker Gebiet hinaus bekannt. Am 28. Juni 1942 erreichte ein Funkspruch – unterzeichnet vom Chef des Zentralen Stabes der Partisanenbewegung beim sowjetischen Oberkommando, W. Ponomarenko, und dem Chef der Operationsabteilung des Stabes, A. Abajew – alle Partisaneneinheiten: „In eine Partisanenabteilung kam der deutsche Gefreite Fritz Schmenkel und äußerte den Wunsch, gegen die faschistischen Okkupanten zu kämpfen. Schmenkel wurde in

die Reihen der Partisanen aufgenommen. Er bewährte sich als kühner Aufklärer und vernichtete deutsche Posten. Im Kampf mit den Hitlerfaschisten zeichnete er sich als tapferer MG-Schütze aus."

25 000 Mark

Die Faschisten haßten und fürchteten Fritz Schmenkel. Auch sie sandten einen Funkspruch an alle ihre Einheiten: Sie boten dem Soldaten, der Fritz Schmenkel gefangennehmen würde, 25 000 Mark und acht Wochen Urlaub. Dem Russen, der den Partisanen ausliefern wollte, versprachen sie acht Hektar Land, Haus und Kuh.
Der Partisan Iwan Iwanowitsch setzte seinen gerechten Kampf unbeirrt fort. Anfang des Jahres 1943 standen in den Wäldern von Wadino 6000 Partisanen einer Übermacht von 40 000 deutschen Soldaten gegenüber. Iwan Iwanowitsch war auch in dem Kessel ein zuverlässiger, hilfsbereiter, umsichtiger Kamerad. Er führte eine Gruppe aus der Umzingelung heraus und überließ dem verhaßten Feind auch seine Waffe, sein Maschinengewehr, nicht. „Wanjuscha hatte sich bei dem grimmigen Frost die Zehen erfroren. Aber nie kam ein Wort der Klage über seine Lippen", erzählt uns Semjon Golikow. „Nicht selten baten wir Iwan Iwanowitsch zu Vorträgen in unsere Partisaneneinheit, er war ein guter Agitator", erinnert sich Grigori Mischarin, der ehemalige Kommissar der Partisaneneinheit „Mstitel" (Der Rächer).
Die Heimat seiner sowjetischen Kampfgefährten liebte er genauso wie sein deutsches Vaterland. Noch heute spricht Grigori Trofimow – ehemaliger stellvertretender Chef des Stabes der 19 000 Genossen zählenden Partisaneneinheit „Sa Rodinu" (Für die Heimat) und Sekretär der Parteiorganisation der Partisanen – so eindrucksvoll über seine erste Begegnung mit Fritz Schmenkel, als habe sie gestern stattgefunden. „Hungrig und müde, durchfroren, kam Wanja mit anderen Genossen am frühen Morgen von einer Operation zurück. Ich konnte ihn inmitten seiner Genossen nicht als Fremden erkennen. Er lachte, freute sich mit seinen Kameraden über den Erfolg. Er war wirklich einer von uns."

Seine Tat lebt

Mit Ergriffenheit wiederholt der 65jährige Parteiveteran die Worte Fritz Schmenkels, die – wie er sagt – immer in seinem Gedächtnis leben werden. „Gegen die Faschisten kämpfe ich, wie man gegen den Feind kämpft; die Wlassow-Leute und die Polizejskije behandele ich wie Verräter an meiner Heimat." (Polizejskije wurden die russischen Verräter genannt, die sich als Polizisten an die Faschisten verdingten).
Das letzte Mal trafen die Partisanenkameraden aus Jarzewo ihren Iwan Iwano-

witsch im Mai 1943. Ihre Heimat, das Smolensker Gebiet, war schon von den Okkupanten befreit. Sie sahen ihren Kameraden in Borowsk, einer Stadt etwa achtzig Kilometer vor Moskau, im Zentralen Stab der Partisanen. Er sah erholt und gut aus. An seiner neuen sowjetischen Uniform trug er den Rotbannerorden. Er war ihm in Moskau für seinen heldenmütigen Kampf verliehen worden. Auf die Frage seiner Genossen, was nun weiter werde, erwiderte er ernst und nachdenklich: „Ihr habt eure Sache getan, eure Heimat befreit. Ich muß es noch tun."

Fritz Schmenkel ging wieder in das Hinterland des Feindes. Im Kampf für die Befreiung der Heimat vom Faschismus schonte er sein Leben nicht. Ende 1943 fiel er den faschistischen Schergen in die Hände und starb als tapferer Kommunist unter den Kugeln seiner Mörder.

Der Partisan Iwan Iwanowitsch lebt fort in den Herzen seiner Kampfgefährten – in den Gedanken ihrer Kinder und Enkel, die in der 1. Mittelschule der Kreisstadt Jarzewo in einem kleinen Museum über die Geschichte ihrer Heimat auch den mutigen Kampf des deutschen Kommunisten würdigen.

Patrioten wie Fritz Schmenkel retteten in der schwärzesten Nacht des Faschismus die Ehre der deutschen Arbeiterklasse. Der Held der Sowjetunion Fritz Schmenkel bleibt unvergessen.

EGBERT VON FRANKENBERG

Tag der Wandlung

Es war der 7. Juli 1943. Diesen Tag werde ich nie vergessen, denn er brachte eine Überraschung und neue Ernüchterung in allen Überlegungen über die Zusammenhänge des Krieges. Der russische Oberstleutnant hatte mir gesagt: „Vor zwei Tagen haben Ihre Truppen eine Offensive begonnen; sie wollten versuchen, unsere Front bei Kursk zu durchbrechen. Aber das ist ihnen nicht gelungen. Seit heute haben wir die Initiative wieder in der Hand, und die Sache wendet sich so, daß die faschistischen Heerhaufen bald das Laufen nach Westen bekommen werden."

Es schien klar, die Offensive bei Kursk, lange vorbereitet und nur auf 100 Kilometer Breite angesetzt, hatte begonnen und war offensichtlich schon steckengeblieben. Ich zweifelte nicht an der Mitteilung des sowjetischen Offiziers und gewann die Überzeugung, daß ein letzter Versuch zur Änderung der militärischen Lage an der Ostfront gescheitert war. Wenn schon nach zwei Tagen eine russische Gegenoffensive begann und eine Zurücknahme der eingesetzten Divisionen notwendig gewor-

den war, dann lag es im Bereich des Möglichen, daß die ganze Ostfront aufgerollt werden würde. Das würde heißen, der Krieg im Osten geht abschnittweise und in Etappen auf die Reichsgrenzen, auf Ostdeutschland zu. Das kann länger dauern, kann aber auch schon im Jahre 1944 zu Ende gehen. Jedenfalls war eines klar: Für diejenigen, die kämpfen sollten, mußte es doch ein Krieg ohne Ende, ohne Perspektive, ohne Kriegsziele sein.

Dafür konnte man nicht verlangen, daß die Truppe auf die Dauer mit dem Herzen dabeisein würde. Das Absinken der Moral mußte aber dazu führen, daß der Krieg nur noch Selbstzweck wurde. Daraus wiederum mußte sich herleiten, daß die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes überhaupt kein Blutvergießen haben wollte; ob es allerdings die Kräfte aufbringen würde, ein Ende des Krieges zu fordern, war kaum anzunehmen. Aber es würde wahrscheinlich dahinterkommen, daß Hitler, die Partei und die Regierung den Krieg im eigenen Interesse weiterführen. Sie konnten auch gar nicht anders handeln, wenn sie nicht augenblicklich abtreten und damit ihren Bankrott eingestehen und alles bisher Erklärte als Lüge bezeichnen mußten. Wenn die Mehrheit des deutschen Volkes weiter in blindem Durchhaltewillen die Befehle Hitlers befolgt und der Krieg erst durch die militärischen Anstrengungen der Gegner beendet wird, erwachsen für die 70 Millionen Deutsche riesige Gefahren, denn dann wird ihr Land nicht nur Kriegsschauplatz für den Bombenkrieg, sondern auch für Gefechtshandlungen zu Lande. Daraus folgt eine weitere riesengroße Gefahr, nämlich Hitler würde bei einer Niederlage der deutschen Armeen an den Fronten Volk und Land in die größte nationale Katastrophe hineinreißen. Diese gedankliche Konsequenz erwuchs nicht aus irgendwelchen zeitbedingten psychologischen Stimmungsschwankungen, sondern war das Ergebnis eines Kalküls, welches nur von der militärischen Beurteilung der Lage ausging und trotz seiner Einseitigkeit nach meiner Meinung den Kern der Sache traf. Für mich blieb einzig und allein die Frage offen: Wenn meine eigenen Überlegungen zu diesem Ergebnis kamen, so konnte man damit rechnen, daß über kurz oder lang die einsichtsvollen Teile der militärischen Führung und auch andere politische Kräfte in Deutschland zu gleichen Erkenntnissen kommen mußten oder kommen würden, eine Spekulation, die mir allmählich neue Hoffnungen auf eine Lösung gab, aus diesem Teufelskreis herauszukommen. Gründlich nachgedacht und schonungslos gegen mich selbst, mußte die Erkenntnis reifen, daß breite Teile des deutschen Volkes, insbesondere die führenden Schichten, eine Politik der Doppelzüngigkeit und der Heuchelei mitgemacht hatten. Niemand würde uns von diesem Vorwurf freisprechen, auch wenn wir uns dieser Dinge nicht bewußt gewesen wären oder sie nicht zu Ende dachten.

Hitler befahl der Wehrmacht und damit Millionen Deutschen, die Waffen zur Eroberung zu gebrauchen. Göring versprach, aus Rußland alles herauszuholen, „Lebensmittel in Hülle und Fülle". Schließlich hatten alle, die an der Front standen, und noch mehr die rückwärtigen Teile im Hinterland, Anteil am Erobern. Mit den „Führerpaketen", die jeder Urlauber aus Heer und Luftwaffe bekam, und mit dem per-

sönlichen Interesse am russischen Speck fing es an. Die Ritterkreuzträger spekulierten samt und sonders auf die Verleihung eines Gutsbesitzes nach dem gewonnenen Kriege. Und nicht weniger Interesse an großen Geschäften, d. h. also auch am Sieg, hatten die deutschen Firmen und Gesellschaften, die ich in Saporoshje auf der Fahrt zum Staudamm über den Dnepr mit großem Erstaunen registriert hatte. Die Ansichten, die mir ein kleiner Landwirtschaftsführer vom „breiten deutschen Siedlergürtel" in dem Gebiet zwischen Dnepr und der polnischen Ostgrenze entwickelte, gehörten natürlich auch zu dem „großen Plan", der, kurz gefaßt, lautete: „Unsere Kolonien liegen im Osten." Auf der Grundlage dieser Moral, von der faktisch die Mehrheit der Wehrmacht durchsetzt war, war der Krieg nicht zu gewinnen.
Als mein Geschwaderstab nach Poltawa verlegt wurde, fiel dieses Wort von „den Kolonien im Osten" von meinem Nachrichtenoffizier Oberleutnant Reichel im Kasino bei einer der üblichen Debatten über die Lage, über Offensiven, über Urlaub, Frauen, Mädchen, Besatzungszeit in Frankreich und ähnliche Dinge. Ich hatte mich aus dieser Kasinodiskussion herausgehalten. Damals hatte ich diesen Dingen keine besondere Wichtigkeit beigemessen. Aber in der augenblicklichen Situation bewegten sie mich und zwangen mich immer wieder zum Nachdenken.
Das ganze Gerede ging letzten Endes immer wieder auf das zurück, was vor zwanzig Jahren von Hitler in seinem Buch „Mein Kampf" ausgeführt worden war. Inhaltlich waren mir diese Sätze annähernd gegenwärtig, wonach sein Ziel eine Ostpolitik sein sollte, durch die der angeblich notwendige „Lebensraum" für Deutschland erobert werden müßte. Hitler sprach von „Grund und Boden", den man nur „in Rußland und den ihm anliegenden Randstaaten finden könne".
Mit der unkritischen Hinnahme solcher Thesen und dem untertanenhaften Glauben, daß es schon richtig sein würde, was „oben" geplant wird, habe ich mich selbst und hat sich die Mehrheit des deutschen Volkes belogen und betrogen. Das heißt nichts anderes, als daß sich die Mehrheit des Volkes für einen Raubzug hat einspannen lassen und nun auch noch geschlagen wird. Das Festhalten an Zielen dieser Art muß zu einer unvorstellbaren Katastrophe führen.
Es half kein Drehen und Deuteln oder spießbürgerliches Entschuldigen. Dieser Punkt meiner Überlegungen bestimmte den Bruch mit der Vergangenheit. Das bedeutet aber auch Bruch mit der Grundlage des bisherigen Denkens und Handelns, Bruch mit dem blinden Gehorsam und dem unkritischen, gedankenlosen, oberflächlichen Interesse an der Umwelt. Im Jahre 1935 schwor ich einen Gehorsamseid auf die Person Adolf Hitlers. Ich schwor den Eid als Soldat. Diesen Schwur verband ich mit der Tradition, der Familien- und Schulerziehung und mit einer emotionalen Bejahung der Militäruniform als dem Ausdruck eines Kräftefaktors der herrschenden und führenden Gesellschaftsschicht.
Der Eid auf die Person Hitlers wurde geleistet, da dieser der Vertreter des ganzen deutschen Volkes sein sollte. Wenn aber dieser Vertreter bereit, willens und entschlossen war, seine Pläne auf Kosten des Volkes durchzuführen, Katastrophe

und Untergang bewußt einkalkuliert, so ergab sich nach ernster, aufrichtiger und gründlicher Prüfung und Überlegung die Notwendigkeit eines Bruches mit der „Pflicht zum Gehorsam", geschworen auf die Person dieses „Staatsoberhauptes".
Aus solchen Erkenntnissen erwuchsen die Voraussetzungen für eine grundsätzliche Umkehr. Ich war überzeugt, mich in Übereinstimmung mit den Millionen des schwergeprüften deutschen Volkes zu befinden, welches durch ein System gezwungen wurde, den unabwendbaren Zusammenbruch aufzuschieben, die letzten Kräfte, insbesondere der Jugend, im Kriege herzugeben.
Es gibt in schweren Situationen, sie mögen sogar manchmal aussichtslos erscheinen, die Kraft rationellen Denkens, die den Menschen aufrichtet. Daher erschien mir die Weiterführung des Krieges gegen die Sowjetunion, aufgebaut auf der Lüge von der bolschewistischen Unkultur und der asiatischen Barbarei, als Irrsinn und ein Element der Selbstzerstörung. Es gab keinen Zweifel: Mit Lügen, Tatsachenverfälschungen, irgendwelchem Wunderglauben, mit der Angst und der Drohung wurde die Front zum Kämpfen angehalten. Mir war es klar, das Suchen nach voller Wahrheit war damit noch nicht beendet. Aber ich wollte sie wissen und auch offen aussprechen.

Auszug

F. C. WEISKOPF

Der rote Fetzen

Als am siebenten November, am Tag der großen russischen Revolution, vom Schlot der stillgelegten P. . .schen Margarinefabrik bei R. . . eine rote Fahne mit Hammer und Sichel wehte, wurden die männlichen Bewohner der nahegelegenen Laubenkolonie, die als kommunistisches Nest verschrien war, von der SS festgenommen und – da sie nichts gestehen wollten oder konnten – so lange geprügelt, bis sie blutig und bewußtlos auf der Erde lagen. Dann gestattete man den Weibern, die der Exekution hatten beiwohnen müssen, ihre Männer – bevor sie auf Lastautos verladen und weggeschafft wurden – notdürftig zu reinigen und zu verbinden.
Das SS-Kommando, das am nächsten Tag in der Kolonie nach den wenigen Männern Umschau hielt, die am Vorabend nicht zu Hause gewesen waren, fand nur Weiber und Kinder vor – doch wehte vom Schlot der Margarinefabrik wiederum eine Fahne.

Der Staffelführer befahl einem Jungen, den „roten Fetzen“ sofort herunterzuholen, und ließ, während das geschah, die Weiber und Kinder antreten und vor den entsicherten Karabinern seiner Truppe das Horst-Wessel-Lied singen.
Als der Junge, der die Fahne zu holen hatte, wieder unten anlangte, zeigte es sich, daß sie gar nicht rot war, sondern rostfarben, schwarzbraun und schwarz gefleckt, und auch keine Fahne, sondern ein blutgetränktes Tuch: eines der Handtücher, mit denen die Frauen am Abend vorher ihre zerschlagenen Männer gereinigt hatten.
Von den Gefangenen starben zwei im Krankenhaus. Zwei wurden auf der Flucht erschossen.

Auszug

BERTOLT BRECHT

Die zwei Söhne

Eine Bäuerin im Thüringischen träumte im Januar 1945, als der Hitlerkrieg zu Ende ging, daß ihr Sohn im Feld sie rief, und schlaftrunken auf den Hof hinausgehend, glaubte sie ihren Sohn an der Pumpe zu sehen, trinkend. Als sie ihn ansprach, erkannte sie, daß es einer der jungen russischen Kriegsgefangenen war, die auf dem Hof Zwangsarbeit verrichteten. Einige Tage darauf hatte sie ein merkwürdiges Erlebnis. Sie brachte den Gefangenen ihr Essen in ein nahes Gehölz, wo sie Baumstümpfe auszugraben hatten. Im Weggehen sah sie über die Schulter zurück denselben jungen Kriegsgefangenen, übrigens einen kränklichen Menschen, das Gesicht nach dem Blechtopf wenden, den ihm jemand mit der Suppe reichte, und zwar in einer enttäuschten Weise, und plötzlich verwandelte sich dieses Gesicht in das ihres Sohnes.
Schnelle und schnell verschwimmende Verwandlungen des Gesichts eben dieses jungen Menschen in das ihres Sohnes passierten ihr in den nächsten Tagen öfter. Dann wurde der Kriegsgefangene krank; er blieb ohne Pflege in der Scheuer liegen. Die Bäuerin spürte einen zunehmenden Drang, ihm etwas Kräftigendes zu bringen; jedoch wurde sie daran gehindert durch ihren Bruder, einen Kriegsinvaliden, der den Hof führte und die Gefangenen roh behandelte, besonders nun, wo alles anfing, drunter und drüber zu gehen und das Dorf die Gefangenen zu fürchten begann. Die Bäuerin selbst konnte sich seinen Argumenten nicht verschließen; sie hielt es keineswegs für recht, diesen Untermenschen zu helfen, über die sie schreckliche Dinge ge-

hört hatte. Sie lebte in Furcht, was die Feinde ihrem Sohn antun mochten, der im Osten stand. So hatte sie ihren halben Vorsatz, diesem Gefangenen zu helfen in seiner Verlassenheit, noch nicht ausgeführt, als sie eines Abends im verschneiten Obstgärtchen eine Gruppe der Gefangenen bei einer eifrig geführten Unterredung überraschte, die wohl, um im geheimen vorgehen zu können, in der Kälte stattfand. Der junge Mensch stand dabei, fieberzitternd, und, wahrscheinlich seines besonders geschwächten Zustands wegen, erschrak er am tiefsten vor ihr. Mitten im Schrecken nun geschah wieder die sonderbare Verwandlung seines Gesichts, so daß sie in das Gesicht ihres Sohnes schaute, und es war sehr erschrocken. Das beschäftigte sie tief, und wiewohl sie pflichtgemäß ihrem Bruder von der Unterredung im Obstgärtchen berichtet, beschloß sie doch, dem jungen Menschen die bereitgestellte Schinkenschwarte nunmehr zuzustecken. Dies stellt sich, wie manche gute Tat im Dritten Reich, als äußerst schwierig und gefahrvoll heraus. Sie hatte bei diesem Unternehmen ihren eigenen Bruder zum Feind, und sie konnte auch der Kriegsgefangenen nicht sicher sein. Dennoch gelang es ihr. Allerdings entdeckte sie dabei, daß die Gefangenen wirklich vorhatten, auszubrechen, da die Gefahr für sie täglich wuchs, daß sie vor den anrückenden Roten Armeen nach Westen verschleppt oder einfach niedergemacht werden würden. Die Bäuerin konnte gewisse, ihr pantomimisch und mit wenigen Brocken Deutsch klargemachte Wünsche des jungen Gefangenen, an den sie ihr merkwürdiges Erlebnis band, nicht abschlagen und ließ sich so in die Fluchtpläne der Gefangenen verwickeln. Sie besorgte eine Jacke und eine große Blechschere. Eigentümlicherweise fand die Verwandlung von da ab nicht mehr statt; die Bäuerin half jetzt lediglich dem fremden jungen Menschen. So war es ein Schock für sie, als eines Morgens Ende Februar ans Fenster geklopft wurde und sie durch das Glas im Dämmer das Gesicht ihres Sohnes erblickte.

Diesmal war es ihr Sohn. Er trug die zerfetzte Uniform der Waffen-SS, sein Truppenteil war aufgerieben, und er berichtete aufgeregt, daß die Russen nur noch wenige Kilometer vom Dorf entfernt seien. Seine Heimkunft mußte unbedingt geheimgehalten werden. Bei einer Art Kriegsrat, den die Bäuerin, ihr Bruder und ihr Sohn in einem Winkel des Dachbodens abhielten, wurde vor allem beschlossen, sich der Kriegsgefangenen zu entledigen, da sie möglicherweise den SS-Mann gesehen hatten und überhaupt voraussichtlich über ihre Behandlung Aussage machen würden. In der Nähe war ein Steinbruch. Der SS-Mann bestand darauf, daß er in der kommenden Nacht sie einzeln aus der Scheuer locken und niedermachen müßte. Dann konnte man die Leichen in den Steinbruch schaffen. Am Abend sollten sie noch einige Rationen Branntwein bekommen; das konnte ihnen nicht allzusehr auffallen, meinte der Bruder, weil dieser zusammen mit dem Gesinde in der letzten Zeit schon ausgemacht freundlich zu den Russen gewesen war, um sie im letzten Augenblick noch günstig zu stimmen. Als der junge SS-Mann den Plan entwickelte, sah er plötzlich seine Mutter zittern. Die Männer beschlossen, sie auf keinen Fall mehr in die Nähe der Scheuer zu lassen. So erwartete sie voller Entsetzen die Nacht. Die Russen nahmen

den Branntwein anscheinend dankend an, und die Bäuerin hörte sie betrunken ihre melancholischen Lieder singen. Aber als ihr Sohn gegen elf Uhr in die Scheuer ging, waren die Gefangenen weg. Sie hatten die Trunkenheit vorgetäuscht. Gerade die neue unnatürliche Freundlichkeit des Hofes hatte sie überzeugt, daß die Rote Armee sehr nahe sein mußte. – Die Russen kamen in der zweiten Hälfte der Nacht. Der Sohn lag betrunken auf dem Dachboden, während die Bäuerin, von Panik erfaßt, seine SS-Uniform zu verbrennen versuchte. Auch ihr Bruder hatte sich betrunken; sie selbst mußte die russischen Soldaten empfangen und verköstigen. Sie tat es mit versteinertem Gesicht. Die Russen zogen am Morgen ab, die Rote Armee setzte ihren Vormarsch fort. Der Sohn, übernächtig, verlangte von neuem Branntwein und äußerte die feste Absicht, sich zu den rückflutenden deutschen Heeresteilen durchzuschlagen, um weiterzukämpfen. Die Bäuerin versuchte nicht, ihm klarzumachen, daß Weiterkämpfen nun sicheren Untergang bedeutete. Verzweifelt warf sie sich ihm in den Weg und versuchte, ihn körperlich zurückzuhalten. Er schleuderte sie auf das Stroh zurück. Sich wieder aufrichtend, fühlte sie ein Deichselscheit in der Hand, und weit ausholend schlug sie den Rasenden nieder.
Am selben Vormittag fuhr mit einem Leiterwagen eine Bäuerin in dem nächstgelegenen Marktflecken bei der russischen Kommandantur vor und lieferte, mit Ochsenstricken gebunden, ihren Sohn als Kriegsgefangenen ab, damit er, wie sie einem Dolmetscher klarzumachen suchte, sein Leben behalte.

BORIS POLEWOI

Ein deutsches Kind

„Was ist das für ein Meeting?" fragte der Stabschef und bemühte sich, seiner Stimme einen rauhen, militärischen Klang zu geben, obwohl es ihm nur schwer gelang.
„Da ist ein Kind", erklärte jemand und wies mit der Hand in Richtung des Niemandslandes.
„Gestatten Sie eine Meldung, Genosse Stabschef!" Der Gefreite Tichomolow nahm Haltung an und trat einen Schritt vor.
„Die Lage ist folgende: Ein großkalibriges deutsches Geschoß ist dort eingeschlagen. Wahrscheinlich ist ein Keller getroffen, in dem eine Frau saß. Die Frau schrie wie wild, war vielleicht verwundet worden und ist gestorben. Sie ist jetzt verstummt, aber ein kleines Kind schreit immer noch, hören Sie?" Durch den Lärm der Abschüsse und Einschläge war tatsächlich das fortgesetzte Weinen eines Kindes zu

hören; zwischen den schwarzen, qualmenden Ruinen hörte sich dieser klägliche, dünne schluchzende Laut schrecklich an.
„Ja, furchtbar", sagte der Stabschef bestürzt. „Wie es schreit... Gibt es keine Rettung?"
„Schwerlich, Genosse Stabschef", antwortete Tichomolow. „Der Faschist nimmt dort jeden Stein aufs Korn. Die Jungens haben zur Probe eine Feldmütze auf den Gewehrkolben gehängt und aus dem Schützengraben hinausgesteckt. Sie wurde an zwei Stellen durchschossen, und der Kolben ist zersplittert."
Das Weinen kam direkt aus der Mitte des „Niemandslandes", ein hilfloses, untröstliches Kinderweinen. Wenn das Weinen verstummte, erschien auf den Gesichtern der Soldaten ein Ausdruck wehmütiger Hoffnungslosigkeit, wenn es wieder einsetzte, seufzten alle erleichtert auf.
„Ach, man muß es riskieren!" sagte Tichomolow, setzte die Feldmütze auf und ging zur Brustwehr.
„Wohin? Du hast doch selbst drei!" mahnte ihn Sergeant Lukjanowitsch.
Plötzlich stürzte er zur Kellerwand, schwang sich über die Brustwehr und verschwand. Tichomolow wollte ihm nach, hielt aber wieder inne und sah aus, als habe ihn jemand auf den Kopf geschlagen. Von der feindlichen Stellung her peitschten einige MP-Salven, und man hörte ein Maschinengewehr.
„Sie schießen auf ihn, die Halunken", flüsterte der Stabschef und wurde blaß.
„Melder, Befehl an die MG-Schützen: alle Schießscharten unter Feuer nehmen!... Diese Schufte!..."
Der Stabschef riß die Mütze vom Kopf und sah hinter einem Stein hervor.
„Verteufelt gut kriecht er vor, sogar ich sehe ihn nicht. Aha, der Prachtbursche ist schon ganz nahe! Melder, Befehl an die MG-Schützen: Dauerfeuer!"
Jetzt bebte die ganze Stellung unter dem Rattern der MG-Salven. Die Kugeln pfiffen und surrten zwischen den Ruinen hin und her. „Er hat's geschafft!" rief eine Sanitäterin, die von der Schießerei angelockt worden war, triumphierend.
Der Sergeant war bis zur Mitte der Ruinen gekommen. Offenbar war es ihm geglückt, in einen von uns aus nicht sichtbaren Gang zu springen. Jetzt war er außer Gefahr. Alle atmeten erleichtert auf. Hüben und drüben schwiegen die Maschinengewehre. Eine bedrückende Stille trat plötzlich ein, die nur durch das Getöse der fernen Kanonade unterbrochen wurde, und in dieser Stille war deutlich zu hören, wie das Kinderweinen allmählich in nervöses Schluchzen überging und eine tiefe Männerstimme beruhigende Worte murmelte.
„Sie leben", sagte Tichomolow schwer atmend, als sei er soeben stürmisch gelaufen. „Soll er dort sitzenbleiben, bis es dunkel wird, wir werden ihn heraushauen."
Das ganze Bataillon drängte sich am Ausgang des Kellers zusammen. Auch diejenigen, die gerade Ruhepause hatten, kamen herbei, knöpften im Laufen die Feldblusen zu und prüften die Schlösser der Maschinenpistolen. Als sie erfuhren, was los war, reckten sie die Hälse, um die leisen Laute zu hören, die aus dem Streifen

Niemandsland herüberklangen. Alle schwiegen, nur die Krankenschwester flüsterte wie im Fieber:
„Wenn er nur heil davonkommt, wenn ihm nur nichts geschieht!" Plötzlich begannen die feindlichen Maschinengewehre wieder zu rattern.
„Jungens, er ist herausgeklettert", rief ein Beobachter von oben herab, „er trägt das Kind! . . . He, leg dich hin, leg dich doch, zum Teufel!"
„Er hat sich hingelegt. Ach, das Kriechen ist jetzt nicht so einfach für ihn, man sieht ihn doch!"
„Wenn er allein wäre, aber er hat ja noch das Kind zu schleppen. Ach, sie werden ihn treffen . . ."
„Melder, Befehl an die MG-Schützen: Auf die Schießscharten feuern, Sperrfeuer!"
Aber auch ohne dieses Kommando begann unter dem rasenden MG-Feuer wieder alles zu beben und zu brodeln. Der Raum über den Ruinen wurde kreuz und quer von den Geschoßbahnen der MG-Kugeln durchzogen. Es schien einfach unglaublich, daß sich in dieser kochenden Atmosphäre noch etwas Lebendes aufhalten konnte. Aber der Sergeant lebte. Er kroch langsam vorwärts, und der Beobachter meldete:
„Er ist hinter den Steinhaufen gekrochen, hält das Kind fest . . . Jetzt kriecht er weiter, will schneller voran, wie's scheint . . ."
Mit dem erfahrenen Auge des alten Soldaten hatte der Sergeant wahrscheinlich schon vorher gesehen, daß unter der Deckung eines mäßig hohen, abschüssigen Steinhaufens zwischen den Ruinen eine tote Zone sein mußte. Er kroch dorthin und nutzte diesen Trümmerhaufen geschickt aus. Aber dafür mußte er auf den Ellenbogen vorwärtsrobben und sich winden wie eine Raupe. Er war ja nicht allein, seine lebende Last gestattete ihm nicht, sich auf der Erde auszustrecken. Er kroch auf der Seite und drückte mit dem linken Arm das Kind an seine Brust. So kam er nur sehr langsam vorwärts. Die Kugeln, die gegen die Steine prallten, ließen dicht über seinem Kopf rote und weiße Wölkchen aufstieben.
Er wurde mit fieberhafter Spannung beobachtet. Nun hatte er die Brustwehr schon fast erreicht, und die Soldaten wollten bereits ihn und seine Last in Empfang nehmen, als der Sergeant plötzlich, als sei er an ein unsichtbares Hindernis gestoßen, reglos liegenblieb.
„Sie haben ihn getroffen!" schrie die Krankenschwester auf, stürzte zur Wand und versuchte, indem sie sich mit den Füßen in die Fugen stemmte, an ihr emporzuklettern.
„Volle Deckung nehmen!" brüllte der Stabschef. „Melder: Die MG-Schützen sollen das Feuer auf die Schießscharten verstärken, die Kompanien sollen sich zum Angriff fertigmachen!"
Aber plötzlich tauchte eine hohe Gestalt über der Brustwehr auf, und im nächsten Augenblick sprang der Sergeant in den Keller hinab. Schwankend und schwer atmend blieb er einen Augenblick stehen. Sein Gesicht war aschfahl, und er bewegte die Lippen, als wollte er etwas sagen, doch es gelang ihm nicht.

Auf seinen Armen lag, den Kopf an die Orden und Medaillen gedrückt, ein zartes, blondes Mädchen von etwa zwei Jahren mit erschrocken blickenden, blauen Augen. Ein dunkler Fleck auf der Paradefeldbluse des Sergeanten wurde langsam größer. „Ich bin verwundet ... nehmt das Mädchen", sagte er schließlich kaum hörbar und sank, als sich dem Kind Soldatenhände entgegenstreckten, still an der Wand zu Boden.

Auszug

MAX ZIMMERING

Dank Dir, Du Sowjetmensch!

Wie hat das Sowjetvolk uns reich beschenkt!
Es brachte uns zuerst die Freiheit wieder
und dann den Lebensmut und dann die Lieder. –
Es hat uns Hoffnung in das Herz gesenkt,
das starr und kalt und fast zu Stein geworden
in einer Zeit, da Haß und Niedertracht
das Vaterland bis an das Grab gebracht
im Hohngelächter der vertierten Horden.

Und als das große Schweigen uns befiel,
weil nichts geblieben von den falschen Siegen,
da sahen wir die ersten Tauben fliegen,
und plötzlich hatten wir ein neues Ziel.
Die stummen Lippen lernten wieder sprechen
ein Wort, das der Besieger uns gelehrt,
ein Wort, das alle Hungrigen genährt –
das Wort hieß: „Arbeit wird die Not zerbrechen!"

So brachten jene, die wir grausam schlugen,
selbst noch in Not, den ersten reinen Trank,
und viele schlürften ihn ganz ohne Dank,
weil sie im Herzen noch die Lüge trugen.
Doch langsam wuchs des neuen Tages Licht,
und mit dem Lichte wuchs auch das Erkennen –
die Menschen lernten Freunde F R E U N D E nennen,
und immer weiter wurde ihre Sicht.

Wo einst nur Schweigen war, klang frohes Lachen,
der Hunger ging, die Trümmerlandschaft schwand,
es formte sich ein neues Vaterland,
es war wie ein erlösendes Erwachen.

Uns hat das Leben brüderlich beglückt,
weil wir im Osten wahre Brüder fanden,
die ohne Zaudern Rat und Hilfe sandten
und ohne Groll uns fest die Hand gedrückt.
Dies war ein Handschlag, wie ein Freund ihn gibt,
so kann ein Bruder nur die Hand dir reichen;
kein Schatten Falschheit war in diesem Zeichen,
so spricht ein Mensch, der wahr zu sprechen liebt.

O Sowjetmensch, der du uns einst befreit
und lehrtest, neu das Leben zu beginnen,
um tausendfach das Leben zu gewinnen,
Dank dir, du Held der großen Menschlichkeit.

HORST SALOMON

Gedanken einer Mutter

Ich gehe durch festlich geschmückte Straßen mit feierlichem Sinn.
Und langsam wandern meine Gedanken
nach Kiew
zu einer Mutter hin.

Es war in jenem Jahre
– am 1. Mai –,
als die Faschisten
kaum noch Raum zum Atmen hatten
und Rotarmisten in Berlin
schon siegreich ihre Fahnen hißten.
Da trieb an einer Zuchthausmauer
die SS
dreihundert Häftlinge zusammen.
Unter den Graugestreiften stand
– das rote Dreieck auf der Brust –
mein Sohn.

Er stand,
die festgefügten Ziegel vor den Augen,
den Tod mit bittrer Wut erwartend;
denn hören konnte er das Leben schon,
die Panzerketten,
die das Hakenkreuz zermalmten,
den Schritt der Rotarmisten,
die den Geierkopf zertraten.
Es kam die letzte,
allerletzte der Minuten.
Schon standen schußbereit
die Mörder auf den Türmen.
Da gab Petrow – Hauptmann Petrow –
den Kampfbefehl,
mit blankem Bajonett
die Mauern zu erstürmen.

Es fiel Petrow.
In Kiew weinte eine Mutter.
Er hat sein Blut
für meinen Sohn gegeben.
Mein Sohn
– und vieler Mütter Söhne –
sie durften weiterleben.

Ich gehe durch festlich geschmückte Straßen mit feierlichem
Sinn.
Und langsam wandern meine Gedanken
nach Kiew
zu einer Mutter hin.

W. BOGOMOLOW

Der kleine Kundschafter

Doch Iwan vergessen, wie mir der Oberstleutnant geraten hatte, konnte ich natürlich nicht. Ich dachte häufig an den kleinen Kundschafter, war aber überzeugt, daß ich ihn niemals wiedersehen oder etwas von seinem Schicksal erfahren würde.

In den Kämpfen bei Kowel wurde ich schwer verwundet und war danach nur noch „bedingt tauglich". Ich durfte nurmehr in den rückwärtigen Stäben oder im Etappendienst eingesetzt werden und mußte mich von meinem Bataillon und meiner Division trennen. Im letzten Halbjahr des Krieges arbeitete ich als Dolmetscher in der Aufklärungsabteilung eines Armeekorps, zwar ebenfalls an der ersten Weißrussischen Front, aber in einer anderen Armee, und als die Kämpfe um Berlin begannen, wurde ich zu einer Einheit der Sturmtruppen abkommandiert.

Berlin kapitulierte am 2. Mai um drei Uhr morgens. In diesem historischen Augenblick befand sich unsere Einheit im Zentrum der Stadt, in einem halbzerstörten Gebäude der Prinz-Albrecht-Straße, das noch kurz zuvor die Gestapo beherbergt hatte. Wie zu erwarten gewesen war, hatten die Deutschen die meisten Dokumente weggeschafft oder vernichtet. Nur im dritten, dem obersten Stockwerk befanden sich noch unversehrt gebliebene Aktenschränke und eine Kartothek.

MPi-Schützen, die als erste in das Gebäude eingedrungen waren, machten uns darauf aufmerksam.

„Genosse Hauptmann, unten im Hof steht ein Auto voller Akten!" meldete mir einer der Soldaten, ein breitschultriger, untersetzter Mann.

Auf dem großen, mit Steinen und Ziegelschutt übersäten Hof der Gestapo hatte sich früher eine Garage für Dutzende, vielleicht sogar für Hunderte von Autos befunden. Jetzt standen nur noch wenige da. Sie waren durch Bomben beschädigt und nicht mehr zu reparieren. Ich sah mich um: ein Bunker, Leichen, Bombentrichter und in einer Ecke des Hofes Pioniere mit einem Minensuchgerät. Am Tor stand ein hoher Lastwagen mit Holzgasgenerator. Die hintere Klappe hing herunter. Unter der Plane sahen der Leichnam eines SS-Offiziers in schwarzer Uniform, dicke Aktenbündel und Pakete hervor.

Unbeholfen kletterte der Soldat auf den Wagen und zerrte die Bündel zur Klappe. Ich schnitt den Papierbindfaden mit dem Messer auf.

Es waren Akten der Feldgendarmerie der Heeresgruppe „Mitt"; sie stammten aus den Jahren 1943/44. Berichte von „Strafaktionen" und über Agentenarbeit, Fahndungsmeldungen und Kopien verschiedener Geheimbefehle – all das kündete von Heroismus und Kleinmut, von Rächern und Verrätern, von Verurteilten und ihren Henkern. Für mich waren diese Akten besonders interessant: Mosyr und Petrikow,

Retschiza und Pinsk – mir wohlbekannte Orte im Gebiet von Gomel und Polessje, wo unsere Front verlaufen war – tauchten wieder vor meinem geistigen Auge auf.
Die Akten enthielten zahlreiche Fragebogen mit kurzen Angaben über die Leute, die von der Feldgendarmerie gesucht, verhaftet und verurteilt worden waren. Einige dieser Fragebogen waren mit Fotos versehen.
„Wer ist das?“ Der Soldat stand gebückt auf dem Lastwagen und tippte mit dem dicken, kurzen Finger auf die Fragebogen. „Und wer ist das, Genosse Hauptmann?“
Ich antwortete nicht. Wie erstarrt blätterte ich in den Akten, ohne den Regen zu bemerken, der uns durchnäßte. Ja, an diesem heroischen Tag unseres Sieges regnete es. Ein feiner, kalter Regen aus trübem Himmel. Erst gegen Abend verzogen sich die Wolken, und durch den Rauch, der über der Stadt lagerte, brach die Sonne.
Nach dem zehntägigen Schlachtenlärm herrschte ungewohnte Stille, die nur hier und dort durch Maschinengewehrfeuer unterbrochen wurde. Im Zentrum der Stadt loderten Brände. Hier roch es nach Rauch – im Gegensatz zu den Vorstädten mit den vielen Gärten, wo betäubender Fliederduft alle anderen Gerüche verdrängte –, und schwarzer Qualm zog durch die Ruinen.
„Tragen Sie alles ins Gebäude!“ befahl ich schließlich dem Soldaten und zeigte auf die Bündel. Dabei schlug ich unbewußt die Akte auf, die ich in der Hand hielt. Ich blickte hinein, und mein Herz krampfte sich zusammen: Von dem Foto des Fragebogens sah mich Iwan Buslow an.
Ich erkannte ihn sofort an dem breitknochigen Gesicht und den großen, weit auseinanderstehenden Augen – Augen, wie ich sie sonst noch nie gesehen hatte.
Er blickte auf dem Bild genauso störrisch wie damals, bei unserer ersten Begegnung im Bunker am Ufer des Dnepr. Auf der linken Wange hatte er unter dem Backenknochen eine dunkle, blutunterlaufene Stelle.
Die Fragen nach der Person waren nicht ausgefüllt. Mit stockendem Atem drehte ich den Fragebogen um. Unten war ein mit Schreibmaschine geschriebenes Blatt angeheftet – der Durchschlag eines Spezialberichtes der Feldgendarmerie in der 2. deutschen Armee.
„Nr. . . . Stadt Luninez. 26. 12. 43. Geheim.
An den Leiter der Feldgendarmerie, Heeresgruppe „Mitte“ . . .
Am 21. Dezember dieses Jahres wurde im Gebiet des 23. Armeekorps, in der verbotenen Zone an der Eisenbahn, von dem Hilfspolizisten Jefim Titkow ein russischer Junge im Alter von etwa 10 bis 12 Jahren bemerkt und nach zweistündiger Beobachtung festgenommen. Der Junge lag im Schnee und beobachtete den Verkehr der Militärzüge auf der Strecke Kalinkowitschi–Klinsk. Bei seiner Verhaftung leistete der Unbekannte (wie festgestellt wurde, nannte er der hiesigen Einwohnerin Maria Sjomina als seinen Vornamen „Iwan“) heftigen Widerstand. Er biß Titkow in die Hand und konnte nur mit Hilfe des herbeigeeilten Gefreiten Winz zur Feldpolizei gebracht werden . . .
. . . wurde festgestellt, daß sich „Iwan“ mehrere Tage im Gebiet des 23. Armeekorps

aufgehalten hat . . . ernährte sich durch Betteln . . . übernachtete in einer verlassenen Scheune und in Schuppen. Seine Hände und die Zehen waren teilweise erfroren und brandig . . .
Bei der Durchsuchung „Iwans" wurden in den Taschen ein Taschentuch und 110 (einhundertzehn) Besatzungsmark gefunden . . . Indizien, die ihn der Zugehörigkeit zu den Partisanen oder der Spionage hätten überführen können, wurden nicht entdeckt . . . Besondere Kennzeichen: ein großes Muttermal mitten auf dem Rücken und eine Narbe von einem Streifschuß auf dem rechten Schulterblatt . . .
„Iwan" wurde vier Tage lang sorgfältig und mit aller Strenge von Major von Bissing, Oberleutnant Klammt und Feldwebel Stamer verhört. Er gab weder Hinweise über seine Person, noch erklärte er die Motive für seinen Aufenthalt in der verbotenen Zone und im Gebiet des 23. Armeekorps.
Bei den Verhören verhielt er sich herausfordernd. Er verbarg seine feindselige Einstellung gegenüber der Deutschen Wehrmacht und dem Deutschen Reiche nicht.
Entsprechend den Richtlinien des OKW vom 11. November 1942 wurde er am 25. 12. 43 um 6.55 Uhr erschossen.
Titkow . . . erhielt eine Belohnung . . . von 100 (einhundert) Mark. Quittung liegt bei . . ."

Auszug

HORST SALOMON

Wanjas Lied

Einst war ich Bergmann
im fernen Ural.
Brach Erz aus taubem Gestein.
Ich lernte denken;
und lernte im Kämpfen,
gehärteter Stahl zu sein.

Ich liebte Deutschland.
Ich liebte das Volk,
das Marx und Engels geboren.
Es kam der Faschismus,
und ich habe fast
den Glauben an Deutschland verloren.

Die braunen Söldner
haben mein Land
verbrannt und zur Wüste gemacht.
Wenn es mir schwerfiel
an Deutschland zu glauben,
hab ich an Thälmann gedacht.

Ich kam nach Deutschland
und dachte für mich:
Mit den Menschen
kann's anders nicht sein.
Du mußt auch bei ihnen
das Gute – wie Erz
brechen aus taubem Gestein.

RUDOLF HÖHNE

Karascho

Komm, Herbert, setz dich zu mir. Ich will dir nun endlich deinen Wunsch erfüllen und dir von deinen Eltern das erzählen, was ich weiß. Es ist nicht viel und auch nichts Erfreuliches. Du sollst aber, wenn du morgen die Jugendweihe empfängst, mit dem Bewußtsein hingehen, daß, was auch geschah, du nun zu mir – zu uns gehörst.
Am letzten Tag im April 1945 zerschlugen Bomben unser Haus. Ratlos standen wir, mein Junge und ich, vor den Trümmern. Wohin? Was tun?
„Gehen Sie nicht erst zu einem Bunker, die sind überfüllt", so sagte man uns. „Die einzige Möglichkeit, noch leidlich unterzukommen, ist der S-Bahnsteig der Nord-Südbahn im Bahnhof Friedrichstraße". –
Der Weg war zum Glück nicht weit, jedoch die Trümmer, über die wir klettern mußten, und die unablässig angreifenden Tiefflieger machten ihn uns zur Qual.
Aufatmend standen wir dann vor dem Eingang zur Nord-Südbahn. Ein Trupp Volkssturmleute kam uns entgegen. Ein SS-Mann führte ihn an. Im ersten Glied waren alle Männer fast Greise. Am Ende des Zuges marschierte ein schmächtiges Kerlchen, zwei Panzerfäuste zerbrachen ihm schier das Kreuz. Sein Stahlhelm rutschte ihm fortwährend ins Gesicht.
Als der SS-Mann meinen Jungen sah, kam er sofort auf ihn zu und packte ihn derb an der Schulter.
„He, du da, wie alt bist du?"
„Vierzehn", antwortete mein Sohn.
„Das langt! Harry!" rief er dem Trupp nach.
Der Kleine mit den beiden Panzerfäusten kam angerannt.
„Gib dem Neuen eine Panzerfaust ab!"
Ich stellte mich schützend vor meinen Jungen.
„Was wollen Sie von ihm, er ist doch noch ein Kind!"
„Was heißt hier Kind! – Harry, wie alt bist du?"
„Dreizehn Jahre, Herr Oberscharführer!" sagte der Kleine und verharrte in Habacht-Stellung.
Der SS-Mann wandte sich mir wieder zu.
„Na also!"
Er packte meinen Sohn an der Schulter und zog ihn mit sich. Ich sah dem Trupp nach, bis er hinter einer Straßenbiegung verschwand. Eine Frau schrie mich an: „Machen Sie, daß Sie hinunterkommen. Hören Sie nicht die Flieger?"
Das brachte mich wieder zur Besinnung. Ich hastete mit den anderen die Stufen hinunter. Auf einer der schmalen, steinernen Treppen, die vom Bahnsteig der Nord-Süd-

bahn nach oben führten, fand ich auf dem Absatz ein Plätzchen für mich. Meine Gedanken waren bei meinem Jungen. Wo mochte er jetzt sein? Wie mochte es ihm ergehen? Neben mir weinte ein Säugling. Das riß mich fortwährend aus meinen Gedanken. Ich sah unwillig zur Mutter hin, sie las in einem Roman.
„Bitte, würden Sie Ihr Kind nicht doch mal trockenlegen? Ich glaube, daß es nötig ist", sagte ich ruhig.
„Das geht Sie doch einen Dreck an", erwiderte sie.
Ich holte aus meinem Köfferchen ein Stück reines weißes Leinen und reichte es ihr hin. Unwillig und ohne ein Wort des Dankes riß sie es mir aus der Hand.
Schweigend saßen wir die Tage und Nächte, bis das Ende kam. Es war am Nachmittag des zweiten Mai.
Die junge Mutter spähte oft auf den Bahnsteig, als ob sie jemand erwarte. Sie vermied es jedoch ängstlich, selbst gesehen zu werden.
Plötzlich erscholl der Ruf: „Die Russen kommen!" Er brachte alles in Bewegung. Wieder wollte die junge Mutter etwas sehen. Diesmal sollte es ihr zum Verhängnis werden. Sie schrie leise auf und machte Miene zu fliehen. Ich sah zum Bahnsteig hin. Ein SS-Mann raste auf uns zu. Trotz seines von Wut und Angst verzerrten Gesichtes erkannte ich in ihm den Mann wieder, der mir meinen Jungen genommen hatte. Er stieß mich roh zur Seite und riß die junge Frau an den Haaren hoch.
„Hier bist du also! Ich hatte dir doch befohlen, im Kurbunker zu bleiben."
Die Frau sah ihn haßerfüllt an.
„Ich habe mit dir nichts mehr zu schaffen."
„Aha, die Ratten verlassen das sinkende Schiff!" Er hob die Pistole. „Du hast mit mir gejubelt, jetzt verrecke auch mit mir!"
„Kommen Sie raus", rief mir eine Frau zu, „die Russen sind da." Ein Schuß peitschte auf, gleich darauf ein zweiter. Als ich mich umdrehte, lagen beide tot vor mir. Auf den Stufen weinte das Kind.
Eine derbe Hand legte sich auf meine Schulter. Ich sah in das schmutzverkrustete Gesicht eines Soldaten. An seinem Stahlhelm leuchtete ein roter Stern. Seine Hand wies zum Ausgang.
Ich nickte stumm und erhob mich. Als ich mich dem Ausgang zuwandte, hielt er mich zurück und wies mit dem Lauf seiner Maschinenpistole auf das Kind. Ich schüttelte heftig verneinend den Kopf und wich zurück.
„Die da, die beiden, sind seine Eltern."
Der Lauf der Maschinenpistole schwenkte herum und richtete sich auf mich. Da hob ich das Kind auf.
Der Soldat warf die Maschinenpistole auf den Rücken, sagte befriedigt: „Karascho", und eilte seinen Kameraden nach.
Durch ihn habe ich dich gefunden, mein Junge. Da ich nicht mehr dazu kam, in den Sachen deiner Eltern nach Papieren zu suchen, gab ich dir später den Namen Herbert, den Namen meines Jungen, von dem ich nie wieder etwas gehört habe.

Endlich frei

... Ein Melder stürzte herbei, er überbrachte Bochow die Nachricht von der restlosen Besetzung der Türme.
In überströmender Freude preßte Bochow Höfel und Kropinski an sich. „Frei, frei!" schrie er ihnen ins Gesicht und lachte, weil in diesen Minuten nichts anderes in seiner Brust Platz fand. Mit den Genossen des ILK jagte er hinüber nach dem anderen Teil des Torgebäudes, in Reineboths Zimmer hinein.
Oben auf dem Hauptturm riß einer der Kämpfenden die Hakenkreuzfahne herunter und zog ein weißes Tuch, irgendwo hergeholt, am Mast empor.
Schnell hatte sich Bochow am Radiogerät zurechtgefunden, das Mikrophon eingeschaltet, und über das Lager hinweg, in alle Blocks hinein drang sein Ruf: „Kameraden! Der Sieg ist da! Die Faschisten sind geflohen! Wir sind frei! Hört ihr mich? wir sind frei!"
Bochow schluchzte, preßte die Stirn ans Gerät, und das übermächtige Glück schmolz ein in die Tränen, die er nicht länger zurückdrängen mochte.
In den Blocks aber riß es die eingepferchten Menschen hoch. Die Flamme des Rufs entzündete eine Feuersbrunst vieltausendstimmigen Schreies! Er nahm kein Ende und brauste, sich immer wieder neu gebärend, auf:
Frei! Frei!
Die Menschen lachten, weinten, tanzten! Sie sprangen auf die Tische, rissen die Arme hoch, schrien es sich in die Gesichter hinein, schrien, schrien, als wäre der Irrsinn unter sie gefahren. Es gab kein Halten mehr. Aus allen Blocks brach es hervor! Alles stürzte hinaus, und einer aufgepeitschten Sturmwelle gleich überschwemmte die trunkene Masse den Appellplatz.
Ein Schrei und eine Flut: zum Tor!
Nicht, um sinnlos irgendwo dahinzujagen. Nur dem Rausch verfallen, endlich, endlich durch das verhaßte, furchtbare Tor zu strömen, jauchzend und taumelnd in die ausgebreiteten Arme der Freiheit hinein.

Der ungeheure Jubel hatte alle, die eben noch bei Krämer im Block waren, mit hinausgerissen. Frei! So groß war das Glück, daß sie ihn plötzlich vergessen hatten und davongelaufen waren. Krämer lachte und schimpfte in einem: „Vergessen haben sie uns, die Kerle, die verdammten, vergessen mitzunehmen!" So ungestüm schrie er das Wurm an, daß es weinte, laut und voller Angst. „Brülle, ja brülle! Komm, brülle draußen mit den andern! Sie brüllen ja alle! Hörst du's nicht?"

Seine Schwäche vergessend, packte er das schreiende Kind wie ein Bündel unter den gesunden Arm und torkelte hinaus.
Unterwegs wurde er von jubelnden Häftlingen abgefangen. Sie wollten ihn stützen und ihm die schreiende Last abnehmen.
„Pfoten weg!“ brüllte er eifersüchtig; glücklich keuchte er den Weg hinauf, der zum Appellplatz führte.
Da oben sah er sie schon alle stehen, unter ihnen Bochow, der hilflos war der Flut gegenüber, die er heraufbeschworen. Und Krämer sah – und das Herz wollte ihm stocken in wilder Freude:
„André!“ schrie er. „André, André! Marian!“
Sein Geschrei durchdrang das Tosen nicht, aber sie hatten ihn schon entdeckt.
„Walter!“ jubelte Höfel auf und torkelte vorgestreckt auf ihn zu, der Strick baumelte ihm am Halse.
„Nimm mir das Wurm ab, es wird mir zu schwer.“
Da waren die andern schon bei Krämer. Riomand und van Dalen stützten den Zusammenbrechenden. Höfel riß ihm das Kind weg. Es schrie noch ängstlicher, als der wildbärtige Mann es an sich preßte. Höfel taumelte vornüber, schien in die Knie brechen zu wollen. Kropinski fing das Kind ab. Lachend, schreiend, sprudelnd in wunderlichem Gemisch von Deutsch und Polnisch wies er das geliebte Bündel allen entgegen.
Plötzlich rannte Kropinski davon, das Kind vor sich gestreckt, zum Tor, in den tosenden Strom hinein.
„Marian!“ rief Höfel ihm nach, „wohin läufst du?“
Doch der Strudel hatte den Glücklichen schon in sich aufgenommen. Kropinski hob das schreiende Bündel über sich, damit es nicht erdrückt werde von der brodelnden Flut.
Einer Nußschale gleich schaukelte das Kind über den wogenden Köpfen.
Im Gestau quirlte es durch die Enge des Tores, und dann riß es der Strom auf seinen befreiten Wellen mit sich dahin, der nicht mehr zu halten war.

Auszug

Schwur von Buchenwald

Wir Buchenwalder, Russen, Franzosen, Polen, Tschechen, Slowaken und Deutsche, Spanier, Italiener und Österreicher, Belgier und Holländer, Engländer, Luxemburger, Rumänen, Jugoslawen und Ungarn, kämpften gemeinsam gegen die SS, gegen die nazistischen Verbrecher, für unsere eigene Befreiung. Uns beseelte eine Idee. Unsere Sache ist gerecht – unser muß der Sieg sein –. Wir führten in vielen Sprachen den gleichen, harten opferreichen Kampf. Und dieser Kampf ist noch nicht zu Ende.

Noch wehen Hitlerfahnen! Noch leben die Mörder unserer Kameraden! Noch laufen unsere sadistischen Peiniger frei herum! Wir schwören deshalb vor aller Welt auf diesem Appellplatz, an dieser Stätte des faschistischen Grauens:
Wir stellen den Kampf erst ein, wenn auch der letzte Schuldige vor den Richtern der Völker steht!
Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung! Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel!
Das sind wir unseren Gemordeten, ihren Angehörigen schuldig.
Zum Zeichen eurer Bereitschaft für diesen Kampf erhebt die Hand zum Schwur und sprecht mir nach: Wir schwören!
21 000 Männer und Knaben strecken die Hand zum Himmel und sprechen: Wir schwören!

JEWGENI DOLMATOWSKI

An Goethes Grab

Ich weiß es noch! Im Morgengrauen rückten
wir in die altersschwache deutsche Stadt.
Die hundertjährgen Giebeldächer nickten,
vom Regen schräg gepeitscht, und grüßten matt.

Die Straßen leer, die Häuser steil wie Stufen
sehn stumm auf unsern Motorzug herab.
Da plötzlich hören wir den Oberst rufen:
„Am Friedhof halt! Salut an Goethes Grab!" –

Die stolzen Puschkin-Brigadiere steigen
von den Lafetten, die bekränzt von Ruhm;
die harten Sturmgardisten stehn und schweigen,
und feierliche Stille webt ringsum.

Gedanken schweben wie auf schwarzen Flügeln
weit fort zu jener teuren Heimatstadt,
zu jenem Denkstein auf den Puschkin-Hügeln,
den frecher Kolbenschlag zerschmettert hat.

Der Eiche hier ist nur ein Blatt zerschossen.
Die Posten stehen ernst und unbewegt,
die Sturmgardisten regenübergossen.
Aufglänzt der Stein, der Goethes Namen trägt.

Nachdichtung: Marga Bork

Berlin

Auf dem Flugplatz Tempelhof erwarteten ein Kraftwagen und ein Schützenpanzerwagen das Kriegsratsmitglied.
Dem General wurde gemeldet, daß der deutsche Genosse Franz Ewald auf ihn warte.
Sisokrylow trat rasch in das Gebäude, in dem Ewald sich aufhielt. Sie drückten sich fest die Hand. Beide nicht mehr jung, grau geworden in den Prüfungen des Lebens, sahen sie einander an und lächelten sich zu, sogar mit einer gewissen Innigkeit.
„Ah, Sie sehen noch gut aus!" sagte Sisokrylow scherzend. „Sie halten sich noch aufrecht . . .! Hitler ist mit Ihnen nicht fertig geworden . . .!"
„Er ist nicht fertig geworden", lachte Ewald. „Die Knochen sind heil . . .!"
„Was heißt Knochen! Wie steht es mit dem Herzen?"
Ewald winkte mit der Hand ab: „Verlieben darf man sich nicht mehr, aber arbeiten kann man . . ."
Beide mußten lachen. Sisokrylow entging trotzdem die auffallende Blässe und das unterernährte Aussehen des deutschen Kommunisten nicht. Ewald fing sofort an zu erzählen, daß er in Neukölln gewesen sei, wo er noch einige alte Freunde gefunden und sich auch mit der Jugend unterhalten habe.
„Natürlich sind sie noch nicht zu sich gekommen", sagte er. „Es ist ihnen noch vieles unklar, aber wenn man mit ihnen arbeiten würde . . ."
Der General bot Ewald eine Fahrt ins Zentrum der Stadt an und Ewald sagte mit Freuden zu. Er wollte nach Siemensstadt und zum Wedding, dem „Roten Wedding", wie dieses Arbeiterviertel von Berlin seinerzeit geheißen hatte.
Er hoffte, auch dort noch Freunde wiederzufinden und die Parteiverbindungen erneuern zu können. Man müßte sich mit den Arbeitern zusammensetzen, mit ihnen sprechen und ihnen die Lage erklären.
Sie gingen zum Auto, wo Wika sie bereits erwartete, stiegen ein und fuhren ab.
Berlin sah wie ein großes Heerlager aus, Infanterieeinheiten, Artillerie, Panzer und Nachschubkolonnen füllten die Straßen und Plätze. Zwischen den vielstöckigen Ruinen huschten Menschen hin und her, und Pferdewagen fuhren langsam vorüber. Ausgespannte Pferde wieherten in den steinernen Skeletten der Häuser, den Kopf in ein Bündel Heu gesteckt. Von Wind und Sonne gebräunte Gesichter lächelten freundlich und glücklich. Straßenverkehrsordner regelten an den Kreuzungen den Verkehr. Pioniere und Spezialabteilungen schafften Trümmer aus dem Wege, beseitigten Minen vor den Hauseingängen, räumten zerstörte Kraftwagen und Panzerwracks beiseite und rissen die Barrikaden ab.

Ewald war acht Jahre nicht in Berlin gewesen. Als er aus dem Gefängnis Moabit in das Konzentrationslager übergeführt wurde, hatte er allerdings die Stadt durch das vergitterte Fensterchen des Gefangenentransportwagens gesehen. Das war im Jahre 1939. Berlin war damals ganz mit riesigen Hakenkreuzfahnen behängt; am Tage vorher hatte Hitler Prag besetzt.

Jetzt wehten überall rote Fahnen und weiße, als Zeichen der Kapitulation. Ewald betrachtete, um die Wahrheit zu sagen, die zerstörte Hauptstadt zunächst mit einer gewissen Genugtuung. Dahin hatte also die Wirtschaft dieses eitlen, tollen Kretins und seiner Handlanger geführt. Aber die Genugtuung wich sofort einem tiefen Mitgefühl für die verhärmten Frauen, die auf der Straße hin und her huschten, für die blassen, sehr mageren Kinder, die sich für alles, was rings um sie vorging, lebhaft interessierten, für die niedergeschlagenen Gefangenen, die sich durch die Blücherstraße zugweise nach dem Süden schleppten, und für das ganze gequälte Volk.

Ewalds Augen blitzten fiebrig in dem bleichen Gesicht.

Durch die Blücherstraße fuhren sie zum Landwehrkanal. Die Brücke über den Kanal war stark beschädigt, in der Mitte gesprengt, aber die Pioniere hatten sie schon für die Überfahrt von Kraftwagen hergerichtet.

Auf dem Belle-Alliance-Platz begegnete Sisokrylow anderen Generalen. Einer von ihnen stieg aus, kam heran und begrüßte das Kriegsratsmitglied.

„Ah – ah, Karelin!“ sagte Sisokrylow. „Wie geht es?“

„Es ist alles in Ordnung, Genosse General!“ meldete Karelin strahlend mit seiner Donnerstimme. „Wir sind bereit, weiterzumarschieren . . .“ Plötzlich wurde er verlegen, das Lächeln schwand aus seinem Gesicht, und er fragte mißtrauisch: „Was für Befehle liegen vor?“

Sisokrylow erwiderte lächelnd: „Hab keine Angst, Karelin. Ich werde dir nicht wieder das Benzin wegnehmen.“

Sie fuhren durch die Friedrichstraße. Diese lange Straße war völlig zerstört. Durch die Gerippe der großen Gebäude sah man weitere Ruinen, die dahinter an den Nebenstraßen standen.

Wika hatte im Kriege schon vieles zu sehen bekommen, aber dieses Meer von Trümmern verwunderte und erschreckte sie. Sie blickte mitfühlend die Bewohner an, die zwischen den Ruinen umherschlichen, und fragte sich, wo diese Menschen hier eigentlich wohnen mochten.

Dann lenkte etwas anderes ihre Aufmerksamkeit ab. Ewald, der neben ihr saß, war offensichtlich vor Schwäche eingeschlafen. So schien es wenigstens Wika. Der Deutsche hatte die Augen geschlossen und murmelte vor sich hin.

Ewald schlief jedoch nicht. Er hatte einfach vergessen, daß rings um ihn Menschen waren. In den langen Jahren der Einzelhaft hatte er sich angewöhnt, laut mit sich selbst zu sprechen, ohne daß er es merkte. Er verfluchte die Hitleranhänger und ihre verbrecherischen und wahnsinnigen Führer samt ihrer blutdürstigen und verbrecherischen Politik. Er klagte über sein Alter und sein krankes Herz und darüber,

daß sein Kopf schon grau geworden war, daß er nicht mehr die Kräfte, den jugendlichen Schwung habe, den man jetzt so nötig brauche, um das neue Deutschland auf die Füße zu stellen.
Dann raffte er sich zusammen, öffnete die Augen und begegnete dem Blick Sisokrylows. Der General nickte verständnisvoll mit dem Kopfe und sagte: „Das macht nichts, Genosse Ewald . . .! Aber es ist nötig, daß Sie sich erholen. Es ist unbedingt nötig."
Sie kamen auf die Straße „Unter den Linden". Hier lag alles voller Trümmer und zermalmter deutscher Technik. Sie mußten den Wagen stehenlassen und zu Fuß gehen. Auf einer Insel zwischen den beiden Fahrbahnen erhob sich ein großes Denkmal, das völlig eingemauert war.
„Friedrich", sagte Ewald.
Sisokrylow führte Wika an der Hand. Der General hielt die kleine Mädchenhand behutsam, ging langsam und paßte seine Schritte ihren kurzen Schrittchen an. Die Soldaten, die aus allen Richtungen vorbeikamen, blieben beim Anblick dieses hohen Generals mit dem kleinen Mädchen stehen und betrachteten verwundert auch den grauhaarigen Deutschen in Zivil, der neben ihm ging, und die Maschinenpistolenschützen, die Schutzmannschaft des Generals, die unter Führung eines ernsten und schlanken Leutnants hinterdreinmarschierten . . .

Auszug

OTTO GOTSCHE

Das war ein Tag

Das Haus in der Hettstedter Straße wurde für die Stadt zu einem Sammelpunkt. Mehr, hier trafen sich die Antifaschisten der ganzen Umgebung. Hier war ein Kommen und Gehen wie im Rathaus. Hier holten sich viele Rat.
Sehr bald bemerkten es auch die Amerikaner. Sie holten Brosowski zur Kommandantur. Was nützte es, daß sie ihn verwarnten. Die Einwohner beriefen ihn in den Antifa-Stadtausschuß, die Arbeiter verlangten, Brosowski solle an die Spitze treten.
Unter den Augen des CIC-Offiziers tagte dieser Ausschuß im Rathaus und beschloß auf Brosowskis Antrag, einen neuen Bürgermeister einzusetzen.
Im „Hettstedter Hof" tagte der Gründungsausschuß der Gewerkschaften und beschloß auf Brosowskis Antrag, Wolfrum als Vorsitzenden zu berufen. Die Bergleute

klatschten Beifall. Die Hüttenarbeiter und Messingwerker bereiteten ihm eine große Ovation. Sie hofften auf ihn. Die Werke und Schächte lagen seit Wochen still. Der Betrieb ruhte. Brosowski ruhte nicht. Im Hause Hettstedter Straße vierundzwanzig tagte die Funktionärversammlung der Kommunistischen Partei Deutschlands, Ortsgruppe Gerbstedt, und beschloß auf Antrag Wolfrums und Schunkes, Brosowski als Leiter zu wählen.

Sie tagten heimlich, des Nachts, hinter verriegelten Türen. Sie hatten Posten aufgestellt, die feindliche Haltung der Amerikaner machte es notwendig. Sie mußten wie in der Nazizeit illegal zusammenkommen. Doch sie ließen sich nicht abhalten. Nur eine Stimme war gegen Brosowskis Wahl. Die seiner Frau.

„Er ist doch so krank. Er muß sich schonen. Das hält er nicht aus", sagte sie und weinte leise, und Otto Brosowski, der siech, krank und alt gewordene Brosowski, erhob sich und umarmte vor all den ernsten Männern seine Frau.

Sie gedachten auch ihrer Toten. Wolfrums von grauen Fäden durchzogener Bart zuckte, und es fiel dem gebeugten Manne schwer, Worte zu finden, als er Friedrich Rüdigers gedachte und von Lore sprach und von Hedwig Hammer, die verschollen war, und von Jule und Heinrich Wendt.

Sie standen auf und senkten die Köpfe. Es war still, und niemand sprach vom eigenen Leid.

Und dann marschierte eines Tages die Sowjetarmee ein.

Was war das für ein Tag!

Die Sonne lachte am Sommerhimmel. Vier freudige, gerötete, heiße Gesichter beugen sich über die Höhlung in der Lehmmauer, und der kleine Walter umsprang die Familie wie ein junges Füllen.

„Eine Fahne, eine Fahne – jetzt sehe ich sie!" krähte er in einem fort.

Otto zerschlug die Betonfüllung und zog die Hülse heraus. Der Kleine ritt auf den Schultern seines Onkels Walter. Als die knochigen Fäuste seines Vaters triumphierend das Fahnentuch hochhielten, jauchzte er und brach plötzlich entsetzt ab.

„Opa . . .!"

Brosowski schwankte und fiel. Als seine Söhne ihn aufrichteten, zitterte er am ganzen Körper und vermochte nicht zu sprechen.

Aber dann ging eine kleine Gruppe Menschen den Sowjetsoldaten mit der erhobenen Fahne von Kriwoj Rog entgegen.

Die Soldaten aus Leningrad, aus Komsomolsk, Tula, Rostow und Wladiwostok, aus Moskau, Krementschug, Saratow, Kursk und Charkow, die von Stalingrad über Kiew, von Orel über Warschau, von Küstrin über Berlin, von Breslau über Torgau bis in das Mansfelder Land marschierten, hatten glänzende Augen.

Deutsche trugen ihnen ihre Fahne entgegen. Über Niederlagen und Greuel, über Tod und Vernichtung hinweg erhob sie sich sieghaft und verkündete Frieden, Freiheit und ein neues Leben. Vor ihnen lagen die Schächte, Halden und Hütten. Vor ihnen lagen auch Trümmerstätten. Vor ihnen lag die Zukunft.

Brosowski hielt mit einer Hand das Tuch, das sein Ältester vorantrug. Otto Brosowskis Augen blickten weit über alles hinweg. Der Tag war da. Es war sein Tag. Seine Brust weitete sich.
Dieser Stunde hatte sein Leben gehört, in finsterem Zellengemäuer, in dunklen Nächten der Qual, in grauer Trostlosigkeit hinter Gittern. Es erfüllte sich. Neben ihm schritt seine Frau, sie ging an einem Stock, den kleinen Walter an der Hand. Ihr weißes Haar umrahmte das bleiche Antlitz. Es schwamm in Tränen, zum ersten Male seit zwölf Jahren flossen sie unerschöpflich, und sie schämte sich ihrer nicht. Ein befreiendes Lächeln löste die Tränen ab. Sie stützte ihren Mann, ihr Arm legte sich um seine Schultern. Die siegesfrohen Sowjetsoldaten umdrängten die kleine Schar und küßten das Fahnentuch. Ein Oberstleutnant stand vor dem ungetümen Panzer, die Hand am Stahlhelm.
„Genossen . . .!"
„Mutter, Mutter, du bist es gewesen . . . Mutter!" sagte ihr Ältester. Seine Stimme war umflort, er wankte, und Walter mußte ihn stützen. Auf Ottos Stirn perlte der Schweiß. Sein eckiger, wie bei seinem Vater an den Schläfen eingebuchteter Kopf verschwand unter dem wallenden roten Tuch, auf dem hell und rein, wie an jenem Tage, an dem Rüdiger die Fahne an Brosowski übergab, die goldenen Buchstaben leuchteten:

Proletarier aller Länder vereinigt euch!
Alle Werktätigen scharen sich in einem festen Ring
um die Kommunistische Partei.
Für den Weltoktober!

Hochrufe in russischer und deutscher Sprache wurden laut. Ein Mann rief: „Es lebe Otto Brosowski!"
„Brosowski!" „Brosowski!" „Brosowski!"
Der Ruf wurde aufgenommen, pflanzte sich fort und schwoll immer mehr an. Eine Melodie flackerte auf, zuerst nur schüchtern und stockend. Aber dann fielen Soldatenstimmen in russisch ein. Viele Menschen strömten hinzu. Wie ein Brausen stieg es in den Sonnentag. –
„. . . Brüder zum Lichte empor!"
Sie sangen, und jubelnd hoben Sowjetsoldaten und Bergarbeiter aus Mansfeld die Brosowskis auf ihre Schultern und trugen sie hinter der Fahne dem Zuge voran.

Auszug

Dank Dir, Sowjetunion

Einfach dies Herz, nimm es hin
und das schönste Gedicht, das ich schreiben werde,
und den Händedruck unserer Freundschaft.

O Sowjetunion,
daß es dich gibt, daß du da bist
in der Welt, die sich noch begreifen lernt,
daß du da bist wie das Brot,
wie die selbstverständlichen Dinge,
wie das Feuer, wie die Luft,
wie der Anwalt vor den bestochenen Richtern,
wie das menschliche Gewissen,
das sagt, was gut und was schlecht ist,
wie die Stimme für die in den Kerkern,
wie die Kraft für die, deren Sehnen man durchschnitt,
wie das Grün auf dem Baum, wenn sie sagen:
Fortan wird nur mehr Eis sein,
wie die Wahrheit, wie die Schönheit,
wie das Fließen der Elbe, das sie zerschneiden wollen
und das sich nicht zerschneiden läßt, –
o daß du da bist.

HELGA HOEFFKEN

Mahnmal im Treptower Park

Im Kampf um Berlin wurde ein umherirrendes Kind von einem Sowjetsoldaten gerettet. Dem sowjetischen Bildhauer gab diese Tat das Motiv für die Kuppelfigur des Ehrenmals im Treptower Park.

Bäume umrauschen die lange Allee,
Pantheon vom Kampf und vom Siege,
in Stein gemeißelt der Völker Weh,
der Völker Haß dem Kriege.

Tafeln zeugen im Bild vereint
Abschied und Opfer und Schmerzen,
die Mutter, die ihren Sohn beweint,
Liebe zur Heimat im Herzen.
Hoch auf dem Stein der Sowjetsoldat,
einst kämpfend im Frühlingswind,
indem er das Hakenkreuz zertrat,
schlug sein Herz für das deutsche Kind.

Ihm ist das Gleichnis von Leben und Tod
auf die kühne Stirn geschrieben:
Der Krieg ist aus, nun wendet die Not,
ich muß das Leben lieben.

Vertraut ist sein Antlitz, sein Blick so warm,
der Sonne, dem Leben verschworen,
er hält das Kind beschützend im Arm,
ein Kind, im Kampfe verloren.

So geht vom kühlen zeugenden Stein
die völkerverbindende Kunde,
Friede soll endlich den Völkern sein,
Frieden und Freundschaft im Bunde.

Wir müssen tätig sein und stark,
ein neues Geschichtsbuch schreiben.
Dann werden die Toten im weiten Park
die letzten Geopferten bleiben.

WILLI LAYH

Tag der Befreiung

Nehmt hin den Tag, er birgt so viel:
den Hammerschlag, der Kinder Spiel,
des Feierabends Gartenruh,
den Apfelbaum, ein Lied dazu,
und nehmt dazu die stille Nacht,
der Alten Schlaf, der Sterne Pracht,
der Turmuhr trauten Stundenklang,
heimlicher Herzen Überschwang. –

Nehmt hin des langen Jahres Lauf,
der Felder Saat, die Ernte drauf –
das volle Leben, nehmt es hin,
und diesen Tag und seinen Sinn!

Und dankt den Freunden, die's gebracht,
die Ernte eigen uns gemacht,
und sagt zu ihnen: Wißt es gut,
daß sie in starken Händen ruht!

Auferstanden aus Ruinen

RICHARD GYPTNER

Die ersten Tage in der Heimat

Das Wirken der Gruppe Ulbricht im Mai 1945

Im Tagebuch, welches Genosse Wilhelm Pieck mit Sorgfalt und Genauigkeit führte, befindet sich unter dem 30. April 1945 die Eintragung:
„Walter Ulbricht und weitere neun deutsche Genossen fliegen von Moskau nach Deutschland zurück."
Am Morgen waren wir vom Moskauer Flughafen Wnukowo abgeflogen und landeten – wie vorgesehen – in den frühen Nachmittagsstunden 70 km östlich von Frankfurt (Oder) auf einem Feldflugplatz bei Calau, jetzt Kalawa, im Kreise Meseritz, jetzt Miedzyrzecz. Genosse Ulbricht wurde sofort zu den sowjetischen Kommandostellen nach Berlin geleitet; wir anderen Mitglieder der Gruppe fuhren zunächst nach dem Ort Schwerin, jetzt Skwierzyna, wo wir übernachteten. So ging der letzte Tag unserer zehn- bis zwölfjährigen Emigration zu Ende.
Hinter uns lagen Jahre entbehrungsreicher Kämpfe gegen den Hitlerfaschismus in Deutschland selbst und dann von der Tschechoslowakei, von Skandinavien, von Frankreich und Spanien aus. Hinter uns lagen Jahre angestrengten Lernens in der Sowjetunion. Hinter uns lag die unmittelbare Tätigkeit an der sowjetisch-deutschen Front und unter den deutschen Kriegsgefangenen.
Der 1. Mai 1945 brach an. In aller Frühe fuhren wir los, kamen bei Küstrin über die Oder, und weiter ging es – Berlin entgegen! Unser erster Tag in der Heimat begann.

Mit uns war die ganze Partei

Was lag nun vor uns? „Ein ganz neuer Weg muß beschritten werden" – diese Worte aus unserer Direktive klangen mir fortwährend in den Ohren. „Ganz neu!" – aber wie beginnen? Wir, die Beauftragten des Zentralkomitees der KPD unter der Führung des Genossen Walter Ulbricht, waren gewiß nicht unerfahren in der Arbeiterbewegung. Wenn auch nicht in gleichem Maße wie Walter, so verfügten wir doch alle – Karl Maron, Otto Winzer, Richard Gyptner, Gustav Gundelach, Hans Mahle, Fritz Erpenbeck, Walter Köppe – über langjährige Erfahrungen in der Parteiarbeit, aus unserer Tätigkeit in den Gewerkschaften, der Jugend- und Sportbewegung. Aber dieser neue Weg stellte uns vor Aufgaben, für die wir keine Erfahrungen mitbrachten. Oder doch? Im übrigen waren wir nur ein Vortrupp; wir standen nicht allein: Mit uns war die ganze Partei.

Der neue Weg verlangte die Herstellung einer einheitlichen Front aller Hitlergegner, die Zusammenfassung aller antifaschistisch-demokratischen Kräfte, besonders die Aktionseinheit der Kommunistischen und Sozialdemokratischen Partei. Zwar hatten wir auch vor 1933 daran gearbeitet, eine solche Aktionseinheit herzustellen, allerdings nicht immer konsequent und oft ohne Erfolg. Wir hatten die Erfahrungen der „Antifaschistischen Aktion" in Deutschland, des gemeinsamen Kampfes im Saargebiet, in Spanien, kannten die Erfahrungen der Volksfront in Frankreich. Sogar unter dem Naziregime hatte es Einheitsabmachungen zwischen kommunistischen und sozialdemokratischen Organisationen gegeben, kämpften Kommunisten mit Katholiken gemeinsam. Wir besaßen die wegweisenden Richtlinien der Brüsseler und Berner Parteikonferenzen, die zur Schaffung der breitesten Volksfront aufriefen. Die im Nationalkomitee „Freies Deutschland" auf dieser Grundlage verwirklichte Einheitsfront der Hitlergegner aller Richtungen gab bereits Erfahrungen der neueren Zeit. Wir verfügten über Nachrichten, die von der Einheit der Antifaschisten in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern sprachen.

Theoretisch war alles klar

Der neue Weg verlangte, die Spaltung der deutschen Arbeiterklasse zu überwinden, die Einheit der Partei auf marxistischer Grundlage wiederherzustellen. Wie würde dieser Gedanke von unseren eigenen Genossen, den Mitgliedern der KPD, und von den sozialdemokratischen Genossen aufgenommen werden, die einander in der Weimarer Republik oft als erbitterte Gegner gegenüberstanden. Theoretisch war alles klar. Wir hatten die Beschlüsse des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale, die richtunggebenden Ausführungen des Genossen Georgi Dimitroff über die marxistische Einheitspartei der Arbeiterklasse und ihre Grundlagen und die ihnen entsprechenden Weisungen unseres Zentralkomitees. Aber wie sollte das alles in der Praxis verwirklicht werden?

Der schwerste Brocken

Der neue Weg stellte als nächstes Ziel beim Neuaufbau Deutschlands die Errichtung eines antifaschistisch-demokratischen Regimes, einer parlamentarisch-demokratischen Republik. Vom Sowjetsystem und Sozialismus war keine Rede. Das war der schwerste Brocken. Waren wir doch aufgewachsen in der Partei Karl Liebknechts und Ernst Thälmanns, die den Sturz der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die unmittelbare Errichtung der Diktatur des Proletariats auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Und nun hieß es: demokratischer Weg, demokratische Selbstverwaltungsorgane, Vollendung der in Deutschland seit 1848 und 1918 steckengebliebenen bür-

gerlich-demokratischen Umwälzung. Diese Aufgaben klarzulegen, gerade darauf hatte die Führung der KPD das größte Gewicht gelegt. Genosse Walter Ulbricht hatte in den Schulungen immer wieder auf Lenins Ratschläge über die revolutionäre Taktik der Arbeiterpartei in der demokratischen Revolution hingewiesen, auf die Pflicht der Sozialisten, bei der Lösung der allgemein demokratischen Aufgaben beispielgebend voranzugehen, ohne die sozialistische Überzeugung und das sozialistische Endziel zu verheimlichen. Wir hatten immer in der Opposition gekämpft, und nun sollten wir alles selbst in die Hand nehmen und leiten. Also, sagte einer von uns unterwegs: „Wir sind jetzt die Partei der neuen demokratischen Ordnung." Diese und andere Gedanken gingen uns auf dem Wege nach Berlin quälend und aufwühlend durch den Kopf. Dabei mußten wir vergleichen: Wir hatten immerhin in der Sowjetunion jahrelang die Möglichkeit gehabt, den Weg der KPD von der Gründung bis 1933 kritisch zu überdenken, wir hatten am Leben in der Sowjetunion politisch den tätigsten Anteil genommen und ihre Erfahrungen studiert, Schulungen und Kurse mitgemacht. Unsere Parteiführung hatte seit langem, seit 1935 und 1939, den neuen Weg vorgezeichnet und in den ersten Monaten des Jahres 1945 konkrete Richtlinien zur unmittelbaren Inangriffnahme beschlossen – aber die Genossen in Deutschland, die all das nicht hatten, denen es über ein Jahrzehnt oftmals an der einfachsten Information fehlte, wie würden sie uns verstehen? Zum ersten Male fielen solche Worte bei uns: „Bei den Arbeitern das verschüttete Klassenbewußtsein wiedererwecken, im Volk die faschistischen Trümmer aus den Köpfen ausräumen!"

Quartier in Bruchmühle

Da in Berlin die Kämpfe noch tobten, machten wir erst einmal halt in Bruchmühle bei Strausberg, wo die Politische Verwaltung beim Stab der 1. Belorussischen Front ihren Sitz hatte. Das „Säulenhaus" in der Buchholzer Straße Nr. 8 diente uns als Arbeitsplatz und Quartier. Wir langten dort in nicht allzu rosiger Stimmung, ja, man darf sagen, etwas mitgenommen und gedrückt an. Wir hatten auf dem Wege von Moskau bis zur Oder die ungeheuren Verwüstungen durch den Hitlerkrieg gesehen; von Küstrin bis vor den Toren von Berlin glich alles einem Schlachtfeld. In ununterbrochener Folge strömten in langen Trecks zu Zehntausenden polnische Männer, Frauen und Kinder ihren Heimatorten jenseits der Oder entgegen. Und vor uns die Schwierigkeiten des neuen Weges, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten! Gewiß, wir dachten an Dimitroff und Thälmann und ihre Standhaftigkeit, Schwierigkeiten zu ertragen.
Wir atmeten hörbar auf, als am späten Nachmittag Genosse Walter Ulbricht wieder in Bruchmühle mit uns zusammenkam.

Am 2. Mai suchte jeder von uns die ihm zugewiesenen Berliner Verwaltungsbezirke auf; für den Weg von Bruchmühle über Altlandsberg nach Berlin hinein wurden manchmal zwei bis drei Stunden benötigt; abends ging es denselben Weg nach Bruchmühle zurück. Im „Säulenhaus" fanden dann unter Leitung des Genossen Ulbricht bis in die tiefen Nachtstunden unsere Besprechungen zur Auswertung der geleisteten Tagesarbeit statt. So ging die Arbeit von Bruchmühle aus bis zum 8. Mai; es schien uns, als ob die Aufgaben immer mehr und die Schwierigkeiten immer größer würden. Für uns war es gut, daß uns Genosse Ulbricht unerbittlich antrieb; er war der Motor, der uns immer neue Impulse gab, der Initiator, der immer wieder die Aufgaben darlegte und Ratschläge zu ihrer Durchführung erteilte. (Er soll es heute noch so machen.) Um was ging es in jenen Tagen? Es ging darum, das normale Leben und die Wirtschaft in Gang zu setzen, die Versorgung der Bevölkerung zu sichern, die Trümmer- und Straßenhindernisse zu beseitigen, den Verkehr wieder aufzunehmen, die faschistischen Elemente und die Naziembleme zu entfernen, demokratische Selbstverwaltungsorgane zu schaffen, Sozialdemokraten und bürgerlich-fortschrittliche Kräfte in die Arbeit einzubeziehen, die ganze werktätige Bevölkerung für den Neuaufbau zu gewinnen.

Über die Hemmnisse, die dabei überwunden werden mußten, schrieb Genosse Ulbricht in jenen Tagen in einem Brief an Georgi Dimitroff: „Die spontan geschaffenen KPD-Büros, die Volksausschüsse, die Komitees der Bewegung ‚Freies Deutschland' und die Ausschüsse der Leute vom 20. Juli, die vorher illegal arbeiteten, treten jetzt offen auf. Wir haben diese Büros geschlossen und den Genossen klargemacht, daß jetzt alle Kräfte auf die Arbeit in den Stadtverwaltungen konzentriert werden müssen. Im Zusammenhang mit der Bildung der Verwaltungsorgane gelingt es, einen breiten Zusammenschluß der antifaschistisch-demokratischen Kräfte herbeizuführen."

Unsere Initiativgruppe wurde bald in ganz Berlin unter dem Namen „Gruppe Ulbricht" bekannt und war außer den sowjetischen Kommandostellen als einzige Autorität anerkannt. Sie erweiterte sich von Tag zu Tag durch andere „Aktivisten der ersten Stunde" (dieser Name wurde aber erst später geprägt!), die ebenfalls aus der Emigration kamen, aus der Illegalität hervortraten oder aus den Zuchthäusern und Konzentrationslagern zu uns stießen. Hunderte solcher Genossen wurden verpflegt und eingekleidet und mit Aufträgen in ihre Heimatorte gesandt. Ohne ihre aktive Mitarbeit hätte die Gruppe Ulbricht ihre Aufgabe ja gar nicht erfüllen können.

Magistrat wird gebildet

Am 8. Mai 1945 spät abends, am Tage der Unterzeichnung der Kapitulation in Karlshorst, verlegte die Gruppe ihren Standort von Bruchmühle bei Strausberg nach Berlin-Friedrichsfelde. Von der Kommandantur Generaloberst Bersarins, die ihren Sitz in Alt-Friedrichsfelde Nr. 1 hatte, wurde uns das Haus in der Prinzenallee Nr. 80, jetzt Einbecker Straße Nr. 41, zugewiesen. Hier begann ab 9. Mai die nunmehr auf breiter Grundlage organisierte Tätigkeit der Gruppe Ulbricht und des vorläufigen Sekretariats der Partei. Der Aufbau der demokratischen Selbstverwaltungsorgane in den Bezirken Berlins schritt voran.
Die Gruppe beschränkte aber ihre Tätigkeit nicht auf Berlin. Sie stand in Verbindung mit den beiden anderen Initiativgruppen (Südgruppe Sachsen unter der Leitung der Genossen Anton Ackermann und Hermann Matern, Nordgruppe Mecklenburg unter Leitung der Genossen Gustav Sobottka und Kurt Bürger), die Anfang Mai ihre Tätigkeit aufgenommen hatten. Ferner nahm die Gruppe Verbindung mit anderen sowjetisch besetzten Gebieten, vor allem in Brandenburg, auf; die Bezirksleitung der KPD für Brandenburg wurde auf ihre Veranlassung geschaffen.
Das politische Leben entfaltete sich jetzt mit Windeseile. Am 17. Mai 1945 erfolgte unter tätigster persönlicher Mitwirkung des Genossen Ulbricht die Bildung des antifaschistisch-demokratischen Magistrats von Groß-Berlin, dem zwei Mitglieder der Gruppe, Genosse Karl Maron und Otto Winzer, angehörten. Mit dem Berliner Magistrat war ein Beispiel für alle demokratischen Stadt- und Bezirksorgane geschaffen worden, für deren Aufbau und Struktur Genosse Ulbricht die Richtlinien ausgearbeitet hatte. Mit der gleichen Energie und Beharrlichkeit nahm sich Genosse Ulbricht des Aufbaues der Gewerkschaften an, führte er die Gewerkschafter der verschiedenen Richtungen zusammen, so daß diese am 15. Mai einen Vorbereitenden Gewerkschaftsausschuß gründen konnten.

Der historische Befehl Nr. 2

Das Bedürfnis nach politischer Aufklärung und Orientierung wuchs von Tag zu Tag. Dem Rechnung tragend, veranstaltete die Gruppe Ulbricht am Sonntag, dem 13. Mai, die erste Gesamtberliner Zusammenkunft; an den folgenden Sonntagen fanden weitere instruktive Zusammenkünfte mit den verantwortlichen Funktionären aller Berliner Verwaltungsbezirke statt. Diese Zusammenkünfte, deren Teilnehmerzahl auf über 100 anwuchs, wurden im Lokal Rose in der Prinzenalee Nr. 21 durchgeführt.
Genosse Ulbricht erläuterte damals unermüdlich die Politik der KPD, ihre positiven Seiten, Fehler und Mängel in der Zeit der Weimarer Republik, ihre Politik während des Hitlerkrieges und legte die Maßnahmen zur Schaffung einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung in Deutschland dar.

Die letzte Funktionärkonferenz dieser Art war am 10. Juni 1945. Auf ihr gab Genosse Ulbricht den Befehl Nr. 2 der sowjetischen Militäradministration über die Zulassung antifaschistisch-demokratischer Parteien und Organisationen bekannt und erteilte Weisungen für die nächsten Schritte zum Wiederaufbau der Partei; er informierte über den Aufruf des Zentralkomitees der KPD vom 11. Juni, über die beabsichtigte Konferenz antifaschistischer Funktionäre im Saale des Berliner Magistrats am 12. Juni, über die Herausgabe des Zentralorgans der Partei, die „Deutsche Volkszeitung", am 13. Juni und über das in der Fertigstellung begriffene Parteihaus für das ZK der KPD im Gebäude der Wallstraße Nr. 76/79, wo der Parteiapparat am 27. Juni einzog.

Gute Freunde helfen

Mit der Konferenz am 10. Juni 1945 war der Auftrag des ZK der KPD an die Gruppe Ulbricht erfüllt. Daß er in diesen arbeitsreichen 40 Tagen seit dem 30. April voll erfüllt werden konnte, war vor allem und in erster Linie das Verdienst desjenigen Genossen, der die Gruppe führte, die in die Geschichte unter seinem Namen eingegangen ist. Inzwischen war eine feste Brücke zu den sozialdemokratischen Genossen geschlagen worden, die unter der Führung der Genossen Otto Grotewohl und Max Fechner am 17. Juni die neue SPD ins Leben riefen, sowie zu bürgerlich-demokratischen Politikern und Fachleuten. Wesentliche Voraussetzungen waren erfüllt, um zur Schaffung des FDGB und gemeinsamer Jugendausschüsse überzugehen. Am 19. Juni erfolgte die Bildung des „Gemeinsamen Arbeitsausschusses" der KPD und SPD „als Ausdruck der Aktionseinheit" beider Parteien und am 14. Juli des „Gemeinsamen Ausschusses der Einheitsfront der antifaschistisch-demokratischen Parteien" (KPD, SPD, CDU und LDPD). Die Umrisse der vom ZK der KPD schon bei den in Moskau geleisteten Vorbereitungsarbeiten ins Auge gefaßten Bodenreform und Schulreform zeichneten sich ab.
Die Gruppe Ulbricht stützte sich auf die Organe der Sowjetischen Militäradministration. Anders konnte es unter den gegebenen historischen Bedingungen gar nicht sein. Wir erhielten von den sowjetischen Genossen in Uniform jede nur denkbare Hilfe. Wir, die wir alle ein Jahrzehnt in der Sowjetunion mit den sowjetischen Menschen gelebt und gearbeitet hatten, wußten um die charakterlichen Eigenschaften der sowjetischen Genossen, bei Schwierigkeiten nicht lange um die Dinge herumzureden, sondern sofort Hand anzulegen, um sie zu überwinden. Die Zusammenarbeit zwischen uns und den sowjetischen Organen in jenen Tagen war vorbildlich und schuf wichtige Voraussetzungen für die sich später entwickelnde deutsch-sowjetische Freundschaft, die in den heutigen Tagen so herrliche Früchte trägt.

Die Mitglieder der Gruppe Ulbricht vertrauten einander gegenseitig und vertrauten der Führung durch den Genossen Ulbricht, der sich auf dieses Kollektiv stützte, dem er vertraute. Die Gruppe hielt sich nicht abgeschlossen, sondern trachtete vom ersten Tage an, ein größeres Aktiv zu schaffen. Sie hatte Vertrauen in die Initiative und den praktischen Sinn der einfachen Menschen, rechnete mit ihrer Aktivität und spornte die Schöpferkraft der Massen, besonders der Jugend an. Sie beschränkte sich nicht darauf, Anweisungen zu geben, sie half an Ort und Stelle an ihrer Verwirklichung mit und schuf damit Tatsachen.
Als Leiter der Gruppe war vom Zentralkomitee der Partei Genosse Walter Ulbricht berufen worden. Seine Tätigkeit in jenen Tagen bestätigt, was Plechanow im marxistischen Sinne über die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte geschrieben hat, „daß die Geschichte von Menschen gemacht wird und daß deshalb die Tätigkeit der Persönlichkeit nicht ohne Bedeutung für sie sein kann." Plechanow verweist darauf, daß „ein großer Mann ... Besonderheiten besitzt, die ihn am fähigsten machen, den großen gesellschaftlichen Bedürfnissen seiner Zeit zu dienen."
Mit Genossen Walter Ulbricht stand vor 20 Jahren, wie auch heute, ein solcher Mann an der Spitze. Der Beginn war gut und der eingeschlagene neue Weg war gut. Die in diesen 20 Jahren zurückgelegte Wegstrecke ist heute schon die Gewähr dafür, daß wir den ganzen Weg so gut und erfolgreich zurücklegen werden, wie er begonnen wurde.

JULIA DRUNINA

In unsren Herzen ...

In unsren Herzen ist schon viel gestorben,
doch wird auch vieles unvergänglich bleiben.
Und nie vergessen
werd ich fünfundvierzig,
das hungrige,
selige
Jahr nach dem Kriege.

In jenem Jahr,
erstaunt, daß wir aus irgendeinem Grund
noch existierten, kehrten wir
zurück in dieses Leben aus dem Krieg,
voll Dankbarkeit
für jeden Atemzug, für jeden Augenblick.

Wie kostbar war uns
jeder Arbeitstag,
wie schien uns alles
herrlich auf dem Ofen,
obwohl wir täglich Schlange stehen mußten
und uns die Tinte einfror in den Zimmern.

Und ärgert mich
des Tages Gleichmaß heut,
so muß ich doch in ihm das Wunder sehen,
denn fünfundvierzig
vergaß ich nicht, vergeß ich niemals mehr,
es war für uns
des Lebens Wiederkehr.

Nachdichtung: Annemarie Bostroem

Das Heim zerstört von Feindeshänden ...

Das Heim zerstört von Feindeshänden,
die Seinigen erschlagen, tot.
Wohin soll der Soldat sich wenden,
wem kann er klagen seine Not?

Vom tiefen Schmerz verzerrt die Züge,
geht er dahin. Auf freiem Feld
sieht er den grünbewachsnen Hügel,
der das ihm Teuerste enthält.

Steht der Soldat. Zu seinen Füßen
das Grab – und stockend spricht er dann:
„Praskowja, solltest mich begrüßen,
den Helden, deinen Ehemann.

Bewirte ihn in froher Runde;
der Tisch, er sei von Speisen schwer.
Den Tag der Rückkehr, diese Stunde
mit dir zu feiern, kam ich her."

Kein Menschenwort, ringsum nur Schweigen,
die Augen werden tränennaß.
Der Sommerwind streicht seine Geigen
und tändelt mit dem grünen Gras.

Da seufzt er tief, bedrängt von Schwäche,
von Herzensnot, die ihn bedrückt.
Ein Fläschchen stellt er auf die Fläche
des Grabsteins, der den Hügel schmückt.

„Du sollst nichts Schlimmes von mir meinen,
Praskowja laß mich dieses tun:
Der Trank, er sollte uns vereinen –
auf deinen Frieden trink ich nun.

Freund, Freundin fanden sich zusammen –
wir sind getrennt in Ewigkeit."
Es füllt der Becher sich mit Flammen,
zur Hälfte Wein, zur Hälfte Leid.

Und der Soldat, der wunderbare
Sohn seines Volks, Vergessen trank:
„Ich ging zu dir vier lange Jahre,
drei Staaten ich dabei bezwang."

Er taumelt schwer, die Tränen gleiten
jetzt ungehemmt, ihm kaum bewußt.
Für Budapest, das sie befreiten,
glänzt die Medaille auf der Brust.

Nachdichtung: Wilhelm Tkaczyk

HEDDA ZINNER

Der Heimkehrer

So helft ihm doch. So geht ihm doch entgegen.
Seht, wie er mühsam wie ein Blinder tastet:
Wo geht es weiter? Wo, auf welchen Wegen
Find' ich zu mir zurück? Wie schwer das lastet ...!
Die gleiche Frage quält und drängt und stört:
Man knüpft nicht an, da, wo man aufgehört.

Man knüpfe nicht an, man kann die Zeit nicht drehen,
Nicht rückwärts drehen. Krieg und Blut und Grauen
Sie lasten schwer. Zu vieles ist geschehen,
Und keine Brücke ist zurück zu bauen,
Zurück aus Blut und Tod zu dem, was war,
Was einzig Leben schien so viele Jahr'.

Da war die Stadt: die Schule, alt und grau;
Das Elternhaus; die Mutter war, die gute;
Da war ein Sommerabend, eine Frau ...
Da war die Hand, die in der seinen ruhte.
Da war ein Heim, ein Kind. Und Sicherheit.
Es schien ein Leben für die Ewigkeit.

Und nun – vorbei! Zerstört die Stadt, das Haus.
Die Eltern fort. Und Frau und Kind verzogen.
Traum von der Heimat ... ausgeträumt und aus.
Man knüpft nicht an, wie man sich vorgelogen.
Nur eines, eines einzig noch, das bleibt:
Die Lieben suchen! Das allein noch treibt ...

So helft ihm doch: So geht ihm doch entgegen.
Seht, wie er mühsam wie ein Blinder tastet:
Wo geht es weiter? Wo, auf welchen Wegen
Find' ich zu mir zurück? Wie schwer das lastet ...!
So helft ihm doch in seiner Einsamkeit:
Zeigt ihm den Weg in eine neue Zeit!

HEINO BRANDES

„Die Russen kommen!"

Kolonnen von Möbelwagen, einer so leer wie der andere, rollen nach Blankenburg am Harz. Die Motoren werden heiß auf der Fahrt von Bad Harzburg hinauf in die Berge, der Kühler kocht, ehe der letzte große Anstieg zum Torfhaus geschafft ist. Dann, auf dem Wege hinunter nach Braunlage und um den Wurmberg herum nach Tanne, über die Hochfläche des Harzes bis Hasselfelde wird es etwas leichter, beinahe normal. Aber den Stemmberg hinunter nach Wendefurth, ins tief eingeschnittene Bodetal, brauchen die Fahrer Nerven und Bremsen, um die Fahrzeuge unter Kontrolle zu halten, müssen dann in den zweiten, manche sogar in den ersten Gang schalten, um den neuen steilen Anstieg zur Wien hinauf überwinden zu können.
Von der Wien geht es hinunter in die Ebene, mit weitem Blick ins sonnig überstrahlte Vorland, bis hinüber zu den Türmen des alten Bischofssitzes Halberstadt. Die Fahrer atmen auf, holen Zigaretten heraus. Sofort aber meldet sich Sorge, fast Schrecken: reicht die Kraft der Motoren, um die vollbeladenen Wagen bei der Rückfahrt den Stemmberg hinaufzuschleppen, sind die Bremsen stabil genug, um die schwere Last dann vom Torfhaus hinab auf der Straße zu halten, sie sicher durch die Serpentinen hinunter ins flache Land zu bringen?
Ein umständlicher, ein zeitraubender und gefährlicher Weg? Sicher. Aber für diese Kolonnen gibt es in den ersten Julitagen des Jahres 1945 nur diese Straße, um nach Blankenburg zu kommen. Der Kreis Blankenburg/Harz gehört, wie das ganze Braunschweiger Land, zum englischen Besatzungsgebiet. Gegen die sowjetische Besatzungszone, die ihn ringsum einschließt, ist der Kreis von den englischen Truppen abgeriegelt. Jede Verbindung der deutschen Bevölkerung mit sowjetischen Soldaten soll verhindert, jede Infiltration sowjetischer Gedanken unterbunden werden. Deshalb bleibt für die Verbindung dieses Gebietes mit dem englischen Nachschub, zu den Verwaltungen in Braunschweig, aber auch für die Versorgung des Kreises mit Lebensmitteln nur diese einzige Straße über den Hochharz, zwischen Wurmberg und Brocken hindurch.
Solche Transporte verursachen erhebliche Kosten, sie sind bereits im Sommer außerordentlich schwierig. Was aber, so denkt die hungernde Bevölkerung voll Angst, soll erst im Winter werden? Der Kreis hat Berge und große Wälder, aber zu wenig Ackerfläche, er kann sich nicht aus eigenen Mitteln ernähren. Wie kommen die Lebensmittel heran, wenn im Oberharz der Schnee meterhoch liegt, wenn das Glatteis die Fahrt vom Stemmberg herab zur Todesbahn werden läßt?
Kurz vor Blankenburg biegen die Möbelwagen von der großen Harzquerstraße ab, fahren durch einen alten, großartig angelegten Park, halten auf dem Hof vor dem

Schloß, das hoch über der Stadt auf dem Blankenstein erbaut wurde. Seit Jahrhunderten ist es das Stammschloß der Fürsten von Blankenburg. Emigranten aus Frankreich trauerten hier am Ende des 18. Jahrhunderts mit dem halben Hofstaat den verlorenen Pfründen nach, intrigierten gegen die junge Republik, stifteten zum Aufruhr an, schmiedeten Invasionspläne. Später, als Bismarcks Raub des Welfenschatzes vergessen werden sollte, als der Friede zwischen den Welfen und den Hohenzollern durch die Heirat der Kaisertochter Viktoria Luise mit dem Herzog Ernst August von Braunschweig – bis dato in Gmunden residierend – wiederhergestellt wurde, hielt sich das Herzogspaar gern in Blankenburg auf, veranstaltete die schwiegerväterliche Majestät alle zwei Jahre mit viel Tamtam und Trara auch von diesem Schloß aus jene Kaiserjagden, bei denen ihm das Wild schußgerecht vor die Büchse getrieben werden mußte.
Zwar purzelte im November 1918 auch die Krone des Herzogs von Braunschweig, aber das Schloß auf dem Blankenstein blieb – der Fürstenabfindung der Weimarer Republik sei es „gedankt" – herzoglicher Besitz. Um diesen Besitz, aus der Bevölkerung herausgepreßt, in Jahrhunderten zusammengetragen, geht es. Ihm gelten die Kolonnen leerer Möbelwagen, die über den Hochharz dirigiert werden. Silber und Kristall, Kleider, Gemälde und Teppiche, Möbel und Wandbehänge, kurz alle Kostbarkeiten, soweit sie nicht niet- und nagelfest mit den Mauern verbunden sind, sind aus dem Schloß herauszuholen und auf einen anderen Herrensitz der Welfen, auf die Marienburg bei Nordstemmen zu verschleppen.
Alte Liebe rostet nicht. So ist auch die Verbindung zwischen dem englischen Königshaus und den braunschweigischen Welfen, seit Jahrhunderten bewährt, während des zweiten Weltkrieges, als die Völker abgeschlachtet wurden, nie abgerissen. Jetzt, im kritischen Jahr 1945, genügt ein leiser Hinweis, ein inoffizieller Wink: man wisse nicht recht, es würde verhandelt, es gäbe gewisse Möglichkeiten einer kleinen Grenzkorrektur zwischen dem englischen Besatzungsgebiet und jener Zone, die diese dreimal verfluchten Russen besetzt halten ... Der Wink wird verstanden. Soll man die riesigen Werte etwa in die Hände der Russen fallen lassen? Soll das herzogliche Haus auf diese Schätze, in Jahrhunderten aus fleißiger Arbeit treuer Untertanen angehäuft, etwa gar verzichten? Dem Hinweis folgt die tätige Hilfe. Möbelwagen werden beschlagnahmt, Benzin fließt, die Verschleppungsaktion läuft an.
Noch ist die erste Kiste nicht vernagelt, der erste Teppich nicht zusammengerollt, da springt bereits das Gerücht vom Blankenstein hinunter in die Stadt: Der Herzog räumt das Schloß! Jetzt wird es ernst: Die Welfen ziehen ab – die Russen kommen!
In den Villen oberhalb der Kaiserstraße setzt sich das Gerücht fest, aus den Geschäften in der Herzog- und der Mauerstraße wird es in die Unterstadt getragen, dringt hinaus bis in die Arbeitersiedlungen am Gehren und in der Oesig. Dabei wächst es, aus der Mücke wird ein Elefant. Einer, der selbst vom Schloß kommt, versichert, daß alles binnen drei Tagen geräumt sein muß, ein anderer weiß ganz genau, daß der englische Kreiskommandant auch schon Vorbereitungen trifft.

So vielfältig, wie das Gesicht dieser Stadt ist, so mannigfach färbt sich das Gerücht, so verschieden ist die Aufnahme und die Reaktion, wenn es zugetragen wird. Gern läßt diese Stadt, deren mildes Klima gerühmt, deren bevorzugte Lage besungen wird, sich als „Pensionopolis" preisen. Seit langen Jahrzehnten siedeln sich hier zu Hunderten, wenn sie die Altersgrenze erreicht haben, hohe Offiziere und Staatsbeamte, auch andere reiche Leute an, um ihren Lebensabend im Erlebnis lärmerfüllter Kaiserjagden oder später, als der November 1918 auch diesem Trubel ein Ende machte, in der Huld herzoglicher Gnadensonne zu verbringen. Die Frau Gräfin von und zu, der Herr General a. D. bestimmen das Klima im gesellschaftlichen Leben dieser Stadt. Ist es da ein Wunder, wenn man noch im Jahre 1945 an jedem dritten oder vierten Geschäft lesen kann, daß hier ein „Hoflieferant" Brot und Kuchen backt, dort ein Schneider sich stolz der Auszeichnung „Lieferant für den herzoglichen Hof" rühmt? Die Herren Studienräte des Gymnasiums, von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, wetteifern mit den Lehrkräften von Volks- und Fortbildungsschule, von der Creme der Gesellschaft bemerkt zu werden, vor ihr zu katzbuckeln, ihr schön zu tun und ihren Interessen entsprechend die Jugend zu germanischem Stolz und vaterländischer Gesinnung zu „erziehen".
Ein ganz anderes Gesicht trägt diese Stadt in den Siedlungen, in den Straßen der östlichen Vorstadt. Hier sind die Arbeiter zu Hause, die auf den Harzer Werken an der Glut der Öfen, im heißen Formsand für schmalen Wochenlohn schuften, die Dreher und Schlosser vom Reichsbahn-Ausbesserungswerk wie die kleinen Reichsbahnangestellten, hier wohnen die Landarbeiter von der Domäne, die Maurer und Holzarbeiter, die vielen, die zum Forst gehören, mit Säge und Axt zum Broterwerb kommen.
In diesem Teil der Stadt schlägt ihr rotes Herz. Hier wird der 1. Mai gefeiert, hier ist man, wenigstens in der Gewerkschaft, hundertprozentig organisiert. Seit Jahrzehnten geht aus diesen Straßen die Agitation in die Dörfer, hinauf in den Harz. Hier wird mit zäher Kleinarbeit, von Streik zu Streik, von Wahl zu Wahl, unermüdlich gearbeitet. Bereits im kaiserlichen Deutschland erwirbt sich dieses Gebiet den Ruhmestitel „der rote Harz". Und selbst die Nazis müssen zähneknirschend, haßerfüllt eingestehen, daß es ihnen nie gelungen ist, diesen roten Harz endgültig in die Knie zu zwingen.
Gerüchte und Parolen jagen durch alle Teile dieser Stadt, werden mit Bestürzung und Entsetzen, mit Sorge und Bedenken, mit Hoffnung und Freude aufgenommen. Wer Lebensmittel oder andere Waren besitzt, beginnt zu rechnen und zu horten. Die Versorgung der Bevölkerung, so kümmerlich sie bisher schon war, stockt. Der blanke Hunger droht, die Unruhe wächst in der Stadt. Das bleibt sogar dem englischen Kreiskommandanten, der sich in seiner Villa an der Kaiserstraße vielleicht um die Tommys, aber keineswegs um die deutsche Bevölkerung sorgt, nicht verborgen. Beruhigungspillen werden verordnet: Die herzogliche Familie wolle zukünftig ihren Wohnsitz auf der Marienburg nehmen, sie benötige dafür einige Einrichtungsgegen-

stände, die ihr in Blankenburg lieb und teuer geworden seien. Das sei die einzige Ursache des Transportes. Alles andere sei böswilliges Gerücht, werde nur verbreitet, um Unruhe in die Bevölkerung zu bringen. Die Polizei habe Anweisung usw. usw. ...

Brot und Kaffee-Ersatz werden wieder verkauft, aber der Argwohn bleibt. Wir verstärken unsere Arbeit. Nicht auf der Kommandantur. Dort hat man für unsere Anträge wenig Verständnis, ist an Befehle vorgesetzter Dienststellen gebunden. Die Arbeiterorganisationen wieder zulassen? Mit ihnen gemeinsam die Demokratie aufbauen? Wenigstens die gewerkschaftlichen Organisationen wieder erlauben? Kühles Achselzucken, stures „No“ ist die einzige Antwort. Man speist uns mit dürftigsten Informationen ab, sieht uns lieber gehen als kommen, rümpft als Gentleman die Nase ... Dagegen sind bei dem Herrn Kommandanten und seinen Offizieren alle diejenigen gern gesehene Gäste, die von der Schloßverwaltung als vertrauenswürdig akkreditiert werden. Als Berater der Kommandantur fungieren jene pensionierten Offiziere, die, ihrer Kaiser- und Herzogstreue wegen, keine Mitglieder der NSDAP wurden. Sie werden jetzt von den Engländern als die berufenen Vertreter für den Aufbau der Demokratie, für die demokratische Umerziehung des deutschen Volkes angesehen und eingesetzt.

Hier, im roten Harzkreis, hatten die Arbeiter schon in den Jahren 1932/33 begriffen, daß Zwietracht in ihren Reihen die entscheidende Voraussetzung für den Sieg der Reaktionäre aller Schattierungen ist. Gerade hier haben die Nazis eine Niederlage nach der anderen bezogen, sich ein ums andere Mal blutige Köpfe geholt, weil die Einheitsfront der Arbeiter gegen den Faschismus bereits damals verwirklicht war. Jetzt, nach der bedingungslosen Kapitulation der Nazis, wird kein neuer Hader innerhalb der Arbeiterschaft zugelassen. Während der englischen Besatzungszeit wird das antifaschistische Aktionskomitee gebildet und paritätisch zusammengesetzt: Willi Oberländer, Richard Buchhorn und Werner Reinowski kommen aus der KPD, Richard Salge, Fritz Wedemeyer und Heino Brandes waren früher in der Sozialdemokratischen Partei. Für die Arbeit in aller Öffentlichkeit, für die Durchführung von Besprechungen oder Versammlungen gibt der englische Kommandant keine Erlaubnis, also muß im Dunkeln, illegal organisiert werden. Soviel Genossen, wie nur irgend angenommen werden, beordern wir in die Hilfspolizei der Engländer. Die Armbinde mit dem Aufdruck „M. G. Police“ und dem Stempel „Military Government, 120. Det.“, gibt uns so die notwendige Bewegungsfreiheit, auch einen Anschein staatlicher Autorität.

Die alten Genossen werden aufgesucht, wieder für die politische Arbeit gewonnen. Viele, viel zu viele, leben nicht mehr, sind von den Nazis und ihrem Raubkrieg gemordet. Andere sind noch in englischer und amerikanischer, auch in sowjetischer Gefangenschaft!

Wir gehen in die Dörfer, steigen hinauf in den Harz. Finden die meisten Genossen von früher wieder bereit, bekommen von ihnen, die gastfrei sind wie eh und je,

auch – welch kostbares Geschenk damals! – eine Flasche Milch für unsere Kinder, eine Einladung zum Abendessen.
In unseren Reihen stehen auch wieder die Alten, deren Namen bereits legendären Klang haben. In Hasselfelde ist Fritz Eue sofort wieder auf dem Plan, den alle Arbeiter im Harz als den „Hirsch" kennen, der schon 1905 mit den Stimmen der Waldarbeiter als Stadtverordneter in Hasselfelde gewählt wurde, der ihr Vertrauensmann in all den Jahrzehnten blieb. Wilhelm Könnemann, der „Riese" aus Hüttenrode, sammelt die Getreuen in seinem Dorf, schafft Verbindungen nach Rübeland und Neuwerk; Karl Warnecke, der im Jahre 1933 hinter seiner Haustür die scharfgeschliffene Axt für die Nazis stehen hatte, hilft in Altenbrak und Treseburg; Fritz Holzhäuser, im Kampf für die Arbeiterklasse in Ehren grau und weiß geworden, agitiert unermüdlich, vor allem in den Harzer Werken. So wächst sie von Tag zu Tag, wird sie von Woche zu Woche größer und schlagkräftiger: die antifaschistische Einheitsfront im roten Harz.
Mitte Juli erweist sich, daß der Argwohn gegenüber den Beruhigungspillen der Engländer berechtigt war. Sie riegeln den Kreis gegen das umliegende sowjetisch besetzte Gebiet noch stärker ab als vorher. Der von den Engländern eingesetzte Landrat des Kreises gibt Auftrag, die Archive des Amtes, Gerichtsakten, Grundbücher und alle sonstigen wertvollen Urkunden aus Blankenburg nach Braunlage zu schaffen. Allen Versuchen der Geheimhaltung zum Trotz erfahren wir früher, als es dem Kommandanten und seinem Landrat lieb ist, daß in Kürze große Veränderungen eintreten werden. Zwischen Braunlage und Tanne, am Abhang des Wurmberges, dort, wo der braunschweigische Landstreifen am schmalsten ist, wird der Kreis geteilt. In dem kleinen, westlichen Teil um Braunlage bleiben die englischen Soldaten, der weitaus größere Ostteil wird in die sowjetische Besatzungszone eingegliedert.
In den Villen, deren Besitzer zu den Stäben an der Ostfront gehörten, bei allen, die russische Kriegsgefangene in den Lagern oder in den Betrieben schikanierten, die Fremdarbeiter hungern ließen und riesige Profite aus ihrer Arbeitskraft gewannen, löst die nunmehr zur Gewißheit gewordene Befürchtung eine Panik aus. Hals über Kopf wird gepackt, der Sturm auf die Transportmittel setzt ein, zu unerhörten Preisen werden sogar Pferdefuhrwerke für die Gebirgsfahrt gemietet. Die Flucht des schlechten Gewissens, die Angst vor Rechenschaft, Sühne und – so denken sie – Vergeltung setzt ein, wächst von Tag zu Tag.
Rette sich, wer kann! So heißt es bei den Nazi- und Kriegsverbrechern. Sie nehmen mit, was sie nur irgend transportieren können, möchten zur gleichen Flucht veranlassen, wen sie nur kennen. Die Hysterie wächst. Alles, was diese Leute je gehört und verbreitet haben, wird eingesetzt. Dabei müssen die raubenden und plündernden Kosaken aus dem Herbst 1914 ebenso herhalten wie die riesige Schlamm- und Lügenflut, die in den zwanziger Jahren gegen die junge Sowjetmacht getürmt wurde, jede bornierte und infame Erfindung des hinkenden Goebbels wird wieder ausgegraben ...

Bei den kleinen Leuten, den Gewerbetreibenden und Kaufleuten, denkt man nüchterner. Man hat seinen Beruf, sein kleines Häuschen, das sichere Einkommen, auch viele Verwandte und Freunde. Das alles aufgeben? In die Fremde ziehen, auch so ein Flüchtling werden wie jene, die in der Stadt zu Tausenden in den Baracken und anderen Notlagern untergebracht sind, mehr schlecht als recht? Schlimmer, als es in den Kriegsjahren war und heute noch ist, kann es nicht mehr werden, denken sie und bleiben, weil sie kein allzu schwarzes Gewissen haben, in ihrer Heimat.
In den Baracken sind Erschöpfung und Apathie, Schrecken und Hunger noch riesengroß. Man ist froh, wieder ein Dach über dem Kopf zu haben, mit dem Notdürftigsten versorgt zu werden. Nur nicht wieder auf die Landstraße, um jeden Schluck Wasser betteln müssen, wieder nicht mehr wissen, ob am Abend sich ein Dach für sie findet, wann dieses ewige Dahinschleppen zu Ende gehen mag ...
Ein Teil der Türmenden macht sich heimlich, bei Nacht davon, von der Bevölkerung nicht beachtet. Drohnen und Blutsauger sieht man lieber gehen als kommen. Bei anderen, die durch Gerücht und Hetze aufgeputscht und verrückt gemacht werden, sprechen Arbeiter vor und versuchen, sie vom Unsinn dieser Flucht zu überzeugen. Um eine dritte Gruppe, Ärzte zum Beispiel und Techniker, kämpfen sie mit dem Appell, die so notwendige Betreuung der Bevölkerung nicht aufzugeben, sich für den Aufbau eines neuen Wirtschaftslebens zur Verfügung zu stellen.
Um den 20. Juli häufen sich beim antifaschistischen Aktionsausschuß die alarmierenden Meldungen, ist eine gefährliche, verbrecherische Absicht eindeutig: Der Kreis wird ausgeplündert! Alles, was für die Betriebe wertvoll ist, wird versandfertig gemacht. Zeichnungen, Dokumente, Vorräte, Teile von Maschinen, sämtliche Lagerbestände sollen zum Transport. Die Versorgungslager werden geräumt, medizinische Einrichtungen und Arzneimittel fortgeschafft. Lebensmittel hat der Kreis nur noch bis zum 20. Juli! Nachschub kommt nicht mehr über den Harz. Ununterbrochen rollen Kolonnen unbeladener Fahrzeuge aus Braunlage herunter, ächzen hochbepackt wieder in die Berge hinauf. Von den kreiseigenen Fahrzeugen, die der saubere Herr Landrat unter dem Schutz englischer Soldaten einsetzt, kommen immer weniger nach Blankenburg zurück, eins nach dem anderen wird unter nichtigen Vorwänden in Braunlage festgehalten. Sie rauben, was sie nur können; wenn sie könnten, wie sie möchten, würde nur verbrannte Erde zurückbleiben.
Wenn jetzt nichts geschieht, besitzt der Kreis nicht mehr die notwendigen Fahrzeuge, um Lebensmittel für die Bevölkerung, Futter für das Harzvieh heranzuschaffen! Jetzt geschieht viel! Nicht nur die Genossen sind Tag und Nacht unterwegs, die gesamte Bevölkerung ist erbittert über die Ausplünderung, besorgt um die zukünftige Existenz. Sie hilft uns, wo sie kann. Waren werden versteckt, Lebensmittel nachts umgelagert. Um die Röntgeneinrichtung des Gesundheitsamtes entbrennt ein Kampf, den wir nur unter Einsatz aller Mittel siegreich beenden.
Pferde sind plötzlich nicht mehr auffindbar, Achsen und Speichen an den Wagen zerbrechen. Aus den Lastkraftwagen werden Teile ausgebaut, Reservereifen ver-

schwinden. Auf der Harzquerstraße tun Nägel und Glas gute Dienste. Einer der Genossen läßt, als er den Motor schließlich doch anlassen muß, seinen Wagen so behutsam und doch so gründlich von der Straße hinab in den Wald hinunterrollen, daß es nur ein paar Schrammen gibt, aber Tage vergehen werden, ehe die Last geborgen, der Wagen wieder hinaufgeschleppt werden kann.
Um Tage geht es, die gewonnen werden müssen; schließlich gleicht jede Stunde einer gewonnenen Schlacht. Am 22. Juli läßt der englische Kommandant mitteilen: Morgen früh, 10 Uhr, übernehmen Streitkräfte der Sowjetunion die Besetzung des Kreises. Die Einwohner dürfen die Häuser nicht verlassen! Die Geschäfte bleiben geschlossen!
Einige Genossen können mit Setzkasten, Winkelhaken und Schnellpresse umgehen. Unter den Augen der Tommys arbeiten sie, werden zehntausend Flugblätter gedruckt. In der Nacht sind Klebekolonnen am Werk, wandern die Flugblätter in alle Orte des Kreises. Als die letzten britischen Soldaten zum letzten Mal aus Heimburg und Börnecke herankommen, dann Blankenburg auf Nimmerwiedersehen verlassen, können sie überall an den Wänden das rote Flugblatt sehen, bekommen sie es in ihre Wagen geworfen:

„Einwohner Blankenburgs!
Unser Gruß an die Rote Armee ist das Gelöbnis:
Ausrottungskampf gegen den Nazismus und Militarismus!
Ehrliche Aufbauarbeit unter Führung der Sowjetunion!
Es lebe das antifaschistische Deutschland!
Blankenburg/Harz, den 23. Juli 1945
Antifaschistischer Aktionsausschuß“

Die Julisonne brennt, es ist heiß. Dennoch sind alle Fenster geschlossen. In der Helsungerstraße, in der Innenstadt stehen die Menschen hinter den Gardinen. Sie warten, wollen beobachten. Werden die Russen zu Tausenden die Stadt überschwemmen, werden sie – so war doch prophezeit – wie Wegelagerer und Plünderer über die Bewohner herfallen, niemand und nichts verschonen? Sorge und Angst sind an diesem Vormittag groß in vielen Häusern der Stadt.
Dann kommen sie, gefürchtet und herbeigewünscht. In guter Marschordnung rücken sie heran, ein baumlanger, hellblonder Offizier an der Spitze. Sie singen! Ein unbekanntes Marschlied, auf merkwürdige Art: ein Vorsänger bringt die strahlende, helle Melodie, dann fällt der Chor wuchtig ein. Die Männer hinter den Fenstern zählen: Dreierreihen, wieviel? Fünfzehn, achtzehn, zwanzig. Ist das alles? Wirklich, so sehr man auch wartet, schließlich das Fenster öffnet und die Straße hinuntersieht, mehr kommen nicht. Verwunderung, leise Entrüstung machten sich bemerkbar: Wenigstens mit einem Bataillon hätten sie kommen können!
Um 10 Uhr ist der neue, der sowjetische Kreiskommandant im Rathaus. Er weiß, daß die letzten Befehle seines englischen Vorgängers nur den Sinn hatten, die Bevöl-

kerung in Angst und Schrecken zu versetzen, der halben Kompanie Sowjetsoldaten den Eindruck einer menschenleeren, feindlichen Stadt vorzutäuschen. Schnell sind diese letzten Reste englischer Besatzungskunst weggewischt. Dann heißt die erste Frage: Ist die Bevölkerung versorgt? Gibt es genügend Lebensmittel? Warum arbeiten die Betriebe nicht?

„Die werktätige Bevölkerung wird", so heißt es an einer anderen Stelle des Flugblattes, „durch die Tat beweisen, daß aus dem Elend und der Katastrophe des Nazi-Zusammenbruchs nur harte Arbeit retten und nur die Hilfe der Roten Armee und der mächtigen Sowjetunion zu Arbeit und Brot, zu wirtschaftlichem Aufstieg führen können. Die Parole ‚Wer essen will, muß arbeiten!' ist deshalb das Leitwort im Denken und Handeln aller Arbeitsfähigen!"

Die Ernte wird eingebracht, die Betriebe nehmen die Arbeit wieder auf, das Transportwesen funktioniert wenigstens notdürftig. Willi Oberländer übernimmt die Erfassung der Ernte, unter seiner Leitung wird die Bodenreform durchgeführt, Richard Salge wird der erste antifaschistische Landrat und Triebfeder des Aufbaus im ganzen Kreis; Richard Buchhorn muß als Bürgermeister der Kreisstadt die Ernährung sichern, die Unterbringung der Umsiedler regeln und die Betriebe mit Rohstoff versorgen. Die Krankenhäuser benötigen Medikamente und Instrumente; der Kreiskommandant hat den Befehl erteilt, unverzüglich mit dem Unterricht in allen Schulen zu beginnen; woher Lehrpläne, Räume, Hefte und – die Lehrer nehmen?

Riesig, fast unüberwindlich scheinen die Hindernisse, türmen sich die Sorgen, manchmal versagen die Kräfte. Dennoch geht es vorwärts, zunächst fast unmerklich, dann deutlich sichtbar. Das Selbstvertrauen wächst, der Rat der Genossen von der Kreiskommandantur trägt hundertfältig Früchte. Der wirtschaftliche Aufstieg beginnt.

Die Klammer, die in diesen schwersten Monaten immer hält, der Kreis für ernsthafte Beratung, heftige Auseinandersetzungen und einmütig gefaßte Beschlüsse ist und bleibt der antifaschistische Aktionsausschuß. Aus dem herzoglichen Schloß wird ein Erholungsheim für Werktätige, Güter werden aufgeteilt, Betriebe der Kriegs- und Naziverbrecher enteignet und antifaschistischen Treuhändern zur Leitung übergeben. Jede wichtige Maßnahme wird hier beraten, dann in der Aktionseinheit verwirklicht.

Wenn sich auch für einige Zeit unsere Wege organisatorisch noch einmal trennen, wenn KPD und SPD wieder auferstehen, so bleibt die Einheit dennoch unzerbrechlich. Sosehr sich einige Dunkelmänner der damaligen CDU auch bemühen, es gelingt ihnen nicht, Zwietracht zu säen. Von ihren Parteien gewählt, von der gemeinsamen Kreiskonferenz beider Organisationen bestätigt, können ihre Kreisvorsitzenden Werner Reinowski und Heino Brandes am 21. April 1946 am Vereinigungsparteitag in Berlin als Delegierte teilnehmen, ihm die Grüße vom roten Harz überbringen. Bei den ersten freien, wirklich demokratischen Wahlen im Herbst 1946 erklärt die Bevölkerung: Der Partei der Arbeiterklasse gehört unser Vertrauen! Obwohl die SED die Verantwortung für alle harten, unliebsamen Maßnahmen tragen mußte, die Not

noch längst nicht völlig überwunden ist, trotz Flüsterpropaganda der Gestrigen und Dunkelmännerarbeit aus dem anderen Besatzungsgebiet erhält die Sozialistische Einheitspartei 51,9 Prozent aller abgegebenen Stimmen, wahrt der rote Harz seine Tradition, bekennt sich die Bevölkerung zum antifaschistisch-demokratischen Aufbau!

RUDOLF PETERSHAGEN

Die neue Zeit ist da

...Aus der „Kulturscheune" kamen die Mitglieder des engeren Aktivs, darunter auch Bräuer. Schnurstracks steuerte er auf uns zu. Er war verärgert über einen Vortrag des Grafen Waldersee: „‚30 Jahre sowjetische Außenpolitik', nennt dieser Jüngling ihn bombastisch. Was er aber sagte, war sehr dürftig. Über die Geschichte der deutsch-sowjetischen Beziehungen hat er eine Stunde lang geschwätzt, aber den Rapallovertrag mit keinem Wort erwähnt."
„Wir haben hier gerade in Kommiß gemacht", erklärte Altrichter. „Haben unter anderem über unseren hochverehrten Chef der Heeresleitung, Generaloberst von Seeckt, gesprochen. Er erkannte übrigens auch die Bedeutung guter Beziehungen Deutschlands zur Sowjetunion für uns", sagte Altrichter mit einer gewissen Feierlichkeit. „Und der Monarchist Seeckt war Realist genug, um nicht an dem roten System Anstoß zu nehmen."
„Das ist auch das einzig Richtige", sagte Bräuer. „Ob gestern, heute oder morgen. Wir waren, sind und bleiben gewissermaßen Nachbarn des riesigen russischen Reiches." Er blieb stehen und malte mit groben Strichen eine Karte in den Sand. „Sehen Sie, ganz Westeuropa ist größenmäßig ein zwerghaftes Anhängsel dieses gewaltigen Massivs. Und wenn man Asien noch zunimmt, ein lächerlicher Blinddarm. Ich bin bei Gott kein Kommunist, aber jeder, der mit beiden Beinen auf der Erde steht, wird zu derselben Beurteilung der Lage kommen: Deutschland kann auf die Dauer nur existieren, wenn es gute Beziehungen zu seinem östlichen Nachbarn unterhält. Alles andere ist unrealistisch und muß wieder zur Pleite führen. Alle Interessen der Nation, vor allem die wirtschaftlichen, verlangen eine freundschaftliche, zumindest aber eine vernünftige Zusammenarbeit mit der Sowjetunion."
Wir debattierten weiter und waren uns wieder darüber einig, daß das Potsdamer Abkommen die Durchsetzung dieser vernünftigen Friedenspolitik ermöglicht, daß aber die Machtpolitik gewisser Kreise Amerikas und Deutschlands dieser entgegen-

steht. „Aber schließlich haben siebzig Millionen Deutsche doch einen eigenen nationalen Willen!" meinte ich.
„Der wird einfach zersetzt!" entgegnete Bräuer.
Zögernd und gequält kamen seine Worte, als sei ihm nicht ganz wohl zumute.
„Aber heute wird es doch Patrioten geben, die sich nicht durch Dollar und hohe Pension blenden lassen, besonders unter uns ehemaligen Offizieren! Lehrgeld haben wir doch wirklich genug gezahlt!" gab ich zu bedenken.
„Das sollte man meinen, aber das Offizierskorps ist einseitig standesgebunden", sagte Altrichter, „und seit Untergang der Monarchie ist es politisch entwurzelt. Jedoch besitzt es die militärischen Führerqualitäten, denn diese sind standesgebunden."
Damit konnte ich mich nicht einverstanden erklären. Ich wies auf die Führer der Roten Armee hin. Sie waren zum größten Teil früher Arbeiter und Bauern. Wir selbst hatten doch die Schlagkraft dieser Armeen am eigenen Leibe zu spüren bekommen.
„Das kann man wohl sagen!" brummte Altrichter.
Als ich dann noch an die Generale Napoleons erinnerte, die zu Beginn der Französischen Revolution Feldwebel, Friseure, Schauspieler oder gar Hausierer waren, schien sich der vielbelesene, gebildete Mann über sich selbst zu ärgern. Er sah mich ernst, fast traurig an und meinte: „Man sieht tatsächlich den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Es ist wohl ähnlich wie 1789. Auch heute ist eine neue Welt im Entstehen, eine neue Zeit angebrochen. Wenn man selbst auch noch zur alten Zeit gehört und die neue nicht liebt – aber die neue ist da! Man muß ihr Rechnung tragen!"

Auszug

JOHANNES R. BECHER

Glück der Ferne – leuchtend nah

Sie stellte auf den Tisch die kargen Speisen.
Das Zimmer zeigte eine graue Wand.
„Du“, sagte er, „ich kann es dir beweisen –
Schön wird es sein.“ Er gab ihr seine Hand.

„*Bald* wird es sein: wir beide gehn auf Reisen.“
Und als er sah, daß sie ihn nicht verstand,
Da hob er an, das neue Werk zu preisen:
„Dies, unser Werk, steht für das ganze Land!“

Sie sahen auf den Tisch hin, auf den leeren,
Der traumhaft in die Ferne ward entrückt.
Dort schien er sich mit Früchten zu beschweren,
Von einem wunderbaren Baum gepflückt.

Als sie die gräue Wand auch leuchten sah,
Sah sie das Glück der Ferne: leuchtend nah.

EMANUEL KASAKEWITSCH

Notwendiger Kleinkram

Der Wagen flog rasch dahin und legte die Fünfunddreißig-Kilometer-Strecke in einer halben Stunde zurück.
„Wo ist denn die Kohlengrube?" fragte Lubenzow.
Seelenbach und Kranz wußten es nicht; sie waren, wie sich herausstellte, nie dort gewesen. Doch bald zeigten sich links von der Straße dunkle, längliche Baracken. Lubenzow ließ halten und ging darauf zu. Auch hier war nirgends ein menschliches Wesen zu entdecken, weder im Kontor noch in der Reparaturwerkstatt. Er stapfte weiter. Haufen von Zimmerholz, Brettern und dünnem Rundholz lagen überall umher. Der Fußpfad lief durch hohes Reihergras und sonnenwarmes Farnkraut. Dies alles entsprach durchaus nicht den Vorstellungen von einer Industrielandschaft.
Lubenzow warf einen Blick über die Schulter; der alte Kranz stand neben ihm. Seelenbach kam ihnen nachgestelzt und hob wie ein Storch die langen Beine langsam und würdig übers Gras.
„Ist das die Grube?" fragte Lubenzow.
Kranz bestätigte es und erläuterte, jedes Wort sorgfältig artikulierend: „Sie ist nicht tief; in dieser Grube wird die Braunkohle im Tagebau gefördert."
Sie gingen zum Wagen zurück und fuhren in die Grubensiedlung. An der Straßenkreuzung machten sie halt. Lubenzow sagte: „Gehen Sie jemand suchen. Den Verwalter oder sonst wen . . ."
Seelenbach antwortete mit einer Verbeugung und stolzierte gemessen durch die Dorfstraße davon.
„Was ist eigentlich mit dem Mann, warum bewegt er sich so tranig?" fragte Lubenzow den Dolmetscher.
Kranz lächelte zuvorkommend, mit einer stummen Geste, die besagte, daß er um die Antwort verlegen sei. Aber Lubenzow gab sich nicht so leicht zufrieden.
„Und womit hat er sich so verdient gemacht, daß ihr ihn zum Bürgermeister gewählt habt?"
„Er wurde durch die amerikanische Militärverwaltung ernannt", wußte Kranz zu berichten.
„Und was ist er von Beruf?"
„Er ist Besitzer einer großen Handelsfirma."
„Ein Krämer also." Und Kranz, der den verächtlichen Beiklang nicht herausgehört hatte, versetzte, erfreut über das wiedergefundene russische Wort: „Jawohl, ja, ein Krämer."
Seelenbach kam bald allein zurück und berichtete, der Grubenverwalter sei mit den

Engländern in die Westzone gegangen; er halte sich gegenwärtig in Braunschweig auf.
„Und wer ist da?"
„Niemand."
„Das ist doch nicht gut möglich. Wo sind die Arbeiter?"
„Die sind da."
„Wo sind sie?"
„Hier irgendwo", meinte Seelenbach und machte eine unbestimmt schweifende Handbewegung.
Verärgert zuckte Lubenzow die Achseln und ging selber los. An der Ecke war eine Kneipe; auf dem gelben Schild der Tür stand „Glückauf". Lubenzow trat ein. In der Wirtsstube herrschten eine Fülle und ein Betrieb wie an einem Sonntag. Auf den Tischen standen hohe Seidel mit hellem Bier auf den runden Pappdeckeln.
Alle Augen wandten sich dem eintretenden Lubenzow zu. Der Lärm verstummte.
„Hübsch", sagte er. „Statt Kohle zu fördern sitzt man hier herum und trinkt Bier?"
Er sagte es halb vorwurfsvoll, halb verwundert, und gerade das wirkte auf die Bergleute am meisten. Erstaunt blickten sie zu ihm auf, einige lächelten verlegen.
„Der Verwalter ist ausgerückt, na schön", fuhr Lubenzow fort und ließ sich müde auf einen Stuhl nieder. „Als ob das ein Grund wäre! Bei uns in der Sowjetunion sind die Verwalter schon vor bald dreißig Jahren ausgerückt, aber wir fördern trotzdem Kohle . . ."
Kranz übersetzte es mit einem Lächeln auf den dünnen Lippen. Die Kumpel lachten geräuschvoll.
„Was gibt es hier am Ort? Habt ihr eine Gewerkschaftsorganisation?" fragte Lubenzow. „Gibt es Kommunisten oder Sozialdemokraten? Oder habt ihr gar nichts? Sie zum Beispiel, was sind Sie?" Er stieß mit dem Finger einen schmächtigen jungen Burschen an, dem vor Verwirrung der Mund offenblieb. „Ja, Sie; sagen Sie doch."
„Ich bin Bergarbeiter", antwortete der Bursche leise.
„Und Sie, Sie, Sie?"
„Bergarbeiter."
„Bergarbeiter."
„Baggermeister."
„Kumpel."
„Fahrer."
„Monteur."
„Tagebaumeister."
„Und sind Kommunisten unter euch?"
Es waren keine Kommunisten unter ihnen. Ein alter Arbeiter bewegte kauend die Lippen und sagte dann:
„Früher gab es hier Kommunisten. Aber jetzt sind schon lange keine mehr da."
Doch ein anderer, ebenso alter Mann, der neben ihm saß, warf ein:

„Wart mal, Karl. Einen Kommunisten haben wir doch."
„Richtig, richtig, einen Kommunisten haben wir", pflichtete ihm ein anderer bei.
„Nanu, wer ist es denn?" fragte ein vierter.
„Der Hans Eperle, der ist doch Kommunist."
„Ja, ja, der Eperle, der ist Kommunist", bestätigten auch die anderen.
„Wo ist er?" fragte Lubenzow. Ihn freute die langsame, bedächtige Redeweise der alten Bergarbeiter, und er fand, daß sie trotz der anderen Sprache und Kleidung eigentlich sehr viel Gemeinsames mit den russischen Arbeitern hatten.
„Ich bringe ihn gleich her", rief der junge Bursche und rannte davon. Binnen zwei Minuten kam er mit einem hochgewachsenen, starkknochigen Mann in blauem Monteuranzug zurück.
„Sie sind Kommunist?" fragte ihn Lubenzow.
„Ja, ich bin vor einem Monat aus dem KZ zurückgekommen."
Lubenzow sah ihm scharf in die Augen und begegnete dem ernsten, eindringlichen Blick des Mannes. In anderer Lage hätte Lubenzow sofort den Ton gewechselt und wäre dem Mann mit der Achtung und Anteilnahme entgegengekommen, die jede hochherzige Tat ihm abgewann. Hier aber war es anders. Das Leben zwang ihm ein Tempo auf, das keinen Raum für gerührtes Verweilen gewährte; und Lubenzow besaß ein sehr sicheres Gefühl für diesen neuen, angespannten Lebensrhythmus. So fiel er denn sogleich mit einem Schwall von Vorwürfen, Fragen und Vorschlägen über den Mann her.
„Sie sind schon einen Monat zurück, Genosse Eperle? Sehr gut. Und was haben Sie in der ganzen Zeit gemacht? Warum wird hier nicht gearbeitet? Glauben Sie, so kommt man weiter? Das Kraftwerk steht still, die Eisenbahnen fahren kaum. Und Sie schauen zu? Wieviel Kommunisten sind im Ort? Sechs? Gar nicht so wenig. Und wieviel Sozialdemokraten? Dreißig. Allerhand. Und eine Gewerkschaft ist auch da. Alles ist da, bloß keine Kohle! Schöne Zustände!"
Immer mehr Leute drängten sich in den Schankraum.
Ein Kumpel begann zu erklären, daß die Engländer einen Teil der Maschinen mitgenommen hätten; die Henriettenhütte gehöre einem Kohlenkonzern in der englischen Besatzungszone. Sie hätten keine Anweisungen von dort, der Verwalter sei weg und dergleichen mehr.
„Na und, was folgt daraus?" fragte Lubenzow, der langsam Zorn in sich aufsteigen fühlte. „Die Arbeiter sind da. Das ist die Hauptsache. Ihr seid doch ein gottverlassenes Volk, ihr Deutschen! Wann begreift ihr endlich, daß es auch ohne Verwalter geht?"
Endlich wurde beschlossen, daß anderntags die Arbeit in der Grube wieder aufgenommen werden sollte. Da ließ sich plötzlich einer der alten Kumpel vernehmen:
„Und wie wird es mit dem Lohn?"
„Und mit den Lebensmitteln?" fragte der mit den Muffellippen.
Ein wenig betroffen sah Lubenzow sie an. Er war verärgert. Diese alten Arbeiter

gefielen ihm auf einmal nicht mehr. Alles hatte sich so leicht und glatt geregelt, und da mutete es ihn fast beleidigend an, daß diese deutschen Arbeiter, denen er, Lubenzow, soeben gleichsam im Namen des Sowjetvolkes ihre Sünden vergeben hatte, den Mund auftaten, um von Sachen wie Geld, Lebensmitteln, Arbeitskleidung und anderen „kraß egoistischen" Dingen zu reden.
Lubenzow begriff erst, was diese „kraß egoistischen" Dinge hier für ein Gewicht hatten, als er in Eperles Wohnung kam. Um den Tisch saßen ein kleines Mädel, ein Bub und eine etwa vierzigjährige Frau. Der Hausrat der Leute, ihre Kleidung und das Essen – sie waren gerade beim Mittagbrot – verrieten eine solche Armut, daß Lubenzow sich wegen seines gedankenlosen und übereilten Urteils Vorwürfe machte.
Sie aßen einen Mischmasch aus Eicheln und Bucheckern.
Lubenzow mußte eine weiche Regung in sich bezwingen, um diesen Leuten gleichmütig und ohne sonderliches Mitleid zuzusehen. Er lenkte seine Gedanken in eine andere Richtung, ins Sowjetland, wo es vielen Menschen, die doch einem Siegervolk angehörten, nicht besser ging, wenigstens dort, wo vorübergehend die Hitlertruppen gehaust hatten. Er zwang sich, an all die Notleidenden und Hungernden von ganz Europa zu denken, das die deutsche Aggression in furchtbares Elend und wirtschaftlichen Verfall gestürzt hatte. Und doch vermochten diese Gedanken, wie bitter berechtigt sie auch waren, nichts gegen die Tatsache auszurichten, daß in dem nun seiner Obhut anvertrauten Bezirk Menschen Hunger litten. Der Mann Lubenzow konnte denken: Das habt ihr verdient! Aber der Kommandant Lubenzow hatte kein Recht dazu.
Nach dem Gespräch mit Eperle begaben sich Lubenzow und Kranz wieder zum Wagen, wo Seelenbach auf sie wartete. Der Bürgermeister stand stocksteif da; er sah aus wie ein großer schwarzer Reiher. Alle nahmen schweigend im Wagen Platz. Nach einer Weile erkundigte sich Lubenzow, auf welche Weise Herr Seelenbach die Kohle abzutransportieren gedenke. Der Bürgermeister entgegnete, es gebe in der Stadt mehrere Expeditionsfirmen, doch glaube er nicht, daß sie Treibstoff hätten. Lubenzow wollte weiter wissen, ob und wo in der Gegend Benzin erzeugt werde, und erhielt die Antwort, in der Nähe von Fichtenrode würde synthetischer Treibstoff hergestellt.
„Dann haben wir das Benzin schon", brummte Lubenzow. Es war ihm eingefallen, daß Major Pigarew, ein Kamerad von ihm aus dem Stab des Armeekorps, in Fichtenrode Kommandant war.
Kranz verdeutschte seine Worte dem Bürgermeister mit der gleichen Selbstsicherheit, mit der sie ausgesprochen worden waren. Innerlich staunte der Dolmetscher, wie rasch und reibungslos diesem Russen alles gelang, was er in Angriff nahm. Offenbar konnte er sich gar nicht vorstellen, daß es für ihn etwas Unmögliches auf Erden gebe, und darauf beruhte sein Erfolg. An Gott glaubte er wie alle Kommunisten vermutlich nicht. Sicherlich glaubte er an den Fortschritt oder sonst was, und das

verlieh ihm den Optimismus. Selbstverständlich ahnt er nicht, wie außerordentlich schwierig die ihm bevorstehenden Aufgaben sind! sinnierte der alte Herr, während sein Blick immer wieder prüfend über Lubenzows Profil ging.
Herr Seelenbach beobachtete indessen gleichfalls verstohlen den Sowjetkommandanten. Der Kerl war gar nicht so einfältig, wie es ihm, dem Bürgermeister, anfangs vorgekommen war. Oder er war es doch, besaß aber eine besondere Fertigkeit, Übung und Erfahrung, die Dinge anzupacken, ganz anders als die westlichen Kommandanten, die keineswegs geneigt waren, sich mit Kleinkram abzugeben, und überhaupt nur das unumgänglich Notwendige taten. Herr Seelenbach wurde jedenfalls aus dem Sowjetkommandanten noch nicht schlau.
Im Talkessel zeigten sich die Türme von Lauterburg.

Auszug

KONSTANTIN SIMONOW

Der Deutsche

In einem kalten Saale sang
ein Deutscher. Er, den sein Germanien
bereits zum Tode durch den Strang
verurteilt hatte, der in Spanien
verwundet wurde, der fünfmal
im Buch der Lebenden gestrichen,
fünfmal dem braunen Tribunal
verkleidet und maskiert entwichen,
bald unter Foltern, bald gedarbt,
bald nadelgleich ins Heu gefallen,
stand nun, ein blasser Geist, zernarbt,
als Widerstandssymbol vor allen.
Er sang in Trümmern von Berlin,
was er in Spanien gesungen,
was sieben lange Jahre ihn
in schwerem Schweigen hat durchklungen.
Er wechselte des Leibes Hülle,
Ausweise, Kleider, Stimme, Gang,
ihn drosselte mit seiner Stille
der kaum noch hörbare Gesang.
Sein Lied war heiser, war wie krank,
es fieberte auf nacktem Brett,
quoll gröber auf der Folterbank,
im Schmerz auf dem Prokrustesbett.
Nach vielen Jahren kam es wieder
in diesen Saal, von Leid umwittert.
Wer es erkannte, war erschüttert,
doch mancher schlug die Augen nieder.
Gehüllt in tiefes Schweigen stand
es über dem, der es verbannte
in Qual und Not; wer es erkannte,
den rührte es mit sanfter Hand.

Wie in Madrid, in Kriegsluft konnt
es sehn die deutsche Metropole,
mit Lederjacke und Pistole
und zähem Kampfgeist der Rotfront.

Sein Sänger schien nicht nur zu singen,
er sang und kämpfte, kühn und licht,
und seiner trocknen Lippen Schwingen
blies wie ein Schlachtwind ins Gesicht.

Nach dem Konzert sah man uns zwei –
zwei Kämpfer – Arm in Arm und müd
durch Trümmer gehn, wo ich im Mai
des Jahres fünfundvierzig schritt.
Zwei Brüder gingen durch die Flucht
von Häusergräben, durch die Stadt,
die wir erobert und verflucht
und die der Krieg zu Schutt zertrat.
Glaubt's mir, wir grämten uns zu zwein,
daß er gefangen und bezwungen,
im Jahre dreiunddreißig sein
Berlin nicht hatte frei gesungen.

HANS J. STEIN

Goethe

Zu den letzten Albernheiten einer hysterisch gewordenen Gesellschaftsschicht gehörte in den Apriltagen des Jahres 1945 das wahllose Verscharren von Gegenständen aller Art. So fand man unter anderem in einem Berliner Vorort in einer Gärtnerei – sie gehörte einem gewissen Lottum –, in einem Erdbeerbeet vergraben, eine vierundzwanzigbändige Ausgabe von Goethes Werken. In Gegenwart des Besitzers und seiner Familie sowie zweier sowjetischer Soldaten und eines Dolmetschers wurde die Beerdigung Goethes rückgängig gemacht und sein Geist exhumiert. Bezeichnend dabei war dreierlei. Zunächst, daß der eine Soldat – Sergej Kontscharew mit Namen – auf die verschmutzten, erdverkrusteten Bände wies, das Wort „Goethe" sagte und daraufhin den Finger der rechten Hand mit einer unmißverständlichen Bewegung zum Kopfe führte, wo er mehrere Male nachdrücklich gegen die Stirn klopfte – so trefflich zeigend, daß die ehrenwerte Familie Lottum entweder einen Vogel gehabt oder nichts von Goethe verstanden haben mußte.

Zum zweiten war bezeichnend, daß Kontscharew das Säubern der Bände persönlich überwachte und, nachdem sie wieder säuberlich im Bücherschrank standen, die Familie Lottum abermals in den Garten zum Erdbeerbeet führte. Hier machte er ihr in einer sehr langen und sehr geistreichen Rede klar, daß er, Sergej Kontscharew, zur Zeit Soldat in der dritten Armee, im beruflichen Leben aber ein verdammt guter und erfahrener Erdbeerzüchter aus Transkaukasien, es als eine bodenlose Schweinerei betrachte, Goethe wie einen toten Hund zu verscharren, daß er es darüber hinaus aber als eine ganz verfluchte Schweinerei ansehe, dies in einer prachtvollen Erdbeerkultur zu tun. Hierauf überwachte er die Wiederinstandsetzung des Erdbeerbeetes und gab nicht eher Ruhe, bis auch das letzte Pflänzchen wieder in Reih und Glied stand. Dann erst entfernte er sich, nicht ohne die recht bedeutsame Bemerkung, daß es in Deutschland verdammt ulkige Gärtner gäbe, die weder etwas von Goethe noch etwas von Erdbeeren verständen.

Das dritte Bezeichnende ist aber die Reaktion des so drastisch belehrten Gärtnereibesitzers Eugen Lottum. Er meinte, es seien schließlich seine Erdbeeren, und damit könne er machen, was er wolle. Zu Goethe hingegen könne er sich einen Kommentar sparen, Schiller läge ihm sowieso mehr. Was unter anderem auch aus der Tatsache erhelle, bitte sehr, daß er Schiller nicht vergraben habe.

KUBA

Bauernlied 1945

Sommer ohne Frucht,
Winter ohne Schnee –
taube Nuß wiegt leicht,
braches Feld tut weh.

Tausend Jahre stumm
dienten Magd und Knecht.
Dienten Herrenrecht –
Tausend Jahr sind um.

Kam ein Sturm im Mai,
lag die Erde bloß,
und der Gutshof lag
leer und herrenlos.

Fenster ohne Glas
und die Dächer leck,
und den Reichtum fraß,
Krieg und Gutsherr weg.

Wenn die Not gemein
durch die Luken stiert,
Bauer, lerne, wie
man sein Land regiert,

Lehr das Bauernkind
was im Grundbuch steht.
Grüß den klaren Wind,
der aus Morgen weht.

Bauer!
Spann die Schecke ein.
Noch immer geht vorm Pflug die alte Kuh –
Doch das Land ist dein!

Und die Kuh ist dein!
Wird ein Ochs, wird ein Pferd,
wird ein Traktor sein –
Denn der Herr im Land bist du –
Bauer, Herr bist du!

Das Jahr der kleinen Kartoffeln

Mondnacht und zerschossener Wald. Klapperndes Kochgeschirr. Den „Rock des Führers“ voller Läuse. Malaria im Blute. Können Sie sich das vorstellen, gnädiger Herr?
Ein Hund witterte mich. Er kläffte. Er war der einzige im Dorf. Nein, das können Sie sich nicht vorstellen. Sie haben den Führer gesehen. Ich sah seine Läuse. Als ich sie hatte, waren Sie weg. Die weißen Pfähle verrieten es mir. Sie standen alle hundert Schritt auf den Feldern. Sie trugen Namen. Schrift vom Zimmermannsblaustift. „Urban, Schmidt, Gerber“ entzifferte ich im Mondschein. Ich brauchte nicht zweimal hinzusehen, um zu wissen, daß Sie weg waren, gnädiger Herr. So was ist von Belang für unsereinen. Man kennt jede Lehm- und Brandstelle auf dem Acker. Man war zwanzig Jahre Ochsenkutscher. „Brendel, Mattke“ . . . und da war . . . ja, Sie staunen, war mein Name. Die gute Herta, habe ich gedacht, und sie lebt noch, habe ich zugleich gedacht und bin dann . . . aber das geht Sie nichts an, gnädiger Herr. Dazu sind Sie mir zu kaltschnäuzig.
Weiß der Teufel, wo sie die Steckkartoffeln her hatte im Jahre 1945, mein ich. Ich hatte keine Zeit, sie zu fragen. Sie war nur froh, daß ich da war. Wir hackten morgens, ehe die Sonne die silbergraue Frosthaut vom Kraut schmolz. Wir hackten abends, wenn sich Mondschein in den sandgescheuerten Zinken verfing. Das kam, weil Ihre Freunde, die drei Großbauern, die Kartoffelrodemaschinen von Ihnen kauften. Ein paar Tage vor Ihrer Flucht war das, mein Herr. Sie wissen schon wie, nicht?
Wir kamen schließlich mit Kartoffeln und Mehlstippen über den Winter. „Gepriesen seien Sonnenschein und Erde“, radaute ich. „Und du wirst doch wieder?“ fragte Herta besorgt, als im Frühjahr der erste Kopfsalat mit grünen Stehohren aus der Mittagsschüssel lugte. Vetter Gustav brachte die zwei Hühner aus Sachsen. Er nahm sich Spörgelsamen zum Ölpressen dafür mit. So halfen wir uns. Die Bella, unsere Kuh, müssen Sie wissen, ließ uns der Ortskommandant da. Wir wohnten damals im kleinen Gesindehaus wie immer. Der Gerber und ich, unsere Kuh, die Hühner und seine Ziege. Später kam das Säuchen Emmy dazu. Wir schliefen sozusagen nebeneinander. Was wollten wir machen? Die Stallung haben Sie uns doch kaputtschießen lassen. Sie wissen doch, gnädiger Herr. Die SS nämlich unter dem Major, den Sie in den letzten Tagen bewirteten. Sie gingen. Er sollte halten. Er hat nichts gehalten. Nicht einmal Wort.
Sechsundvierzig war das Jahr der Quecken. Ganze Berge weiße Wurmwurzeln holten wir aus Ihren . . . Verzeihung, unseren Äckern, gnädiger Herr. Hoi, wie sich die

Kartoffeln wohl fühlten ohne diese Läuse. Wir hatten inzwischen manches dazugelernt. Auch, daß man sich gegenseitig helfen muß, wenn was werden soll. Wenn man auf dem Acker bleiben will. „Vaudegebe", gnädiger Herr, ich kann mir Ihren staunoffenen Mund vorstellen. Eine Zauberformel. Durch sie erhielten wir die Kartoffelroder und all die anderen Maschinen zurück. Die Großbauern wurden weich. Wir gingen mit dieser Zauberformel auf sie zu. Natürlich hatte keiner Belege über den Ankauf von Ihnen. War Ihnen die Tinte ausgegangen, gnädiger Herr? Weshalb verschrieben Sie nicht Ihr blaues Blut um Ihren Boden, für den Sie uns in den Krieg jagten?
Das waren ebenfalls Kartoffeln, sechsundvierzig! Das Abgabesoll tat keinem weh. Dach bei Dach standen die Mieten in den Vorgärten. Die Zuckerrüben lachten. Wir feierten das erste Erntefest. Ohne Ihr Faß Freibier. Ohne Ihre vaterländischen Kriegsreden, mein Herr. „Wenn das man gut geht", sagte Ihre Schwiegermutter. Sie haben sie ja damals wohlweislich als Aufpasserin beim Großbauer Lehmann einquartiert. War sie Ihnen nicht zu schade für die Ostzonennot? Es ist immerhin die Mutter Ihrer Frau Gemahlin. Sie reden da drüben doch so viel von unserer Not hier. Nein, es ging nicht immer gut. Wozu sollen wir beschönigen? Es ging durchaus nicht gut im Jahre siebenundvierzig. Die Quecken waren raus. Hederich und Kornblumen reichten nur noch für Städtersträuße. Wir brauchten sie nicht mehr fuhrenweise auf die Wege zu fahren. Die Wintersaat hatte einen Knacks weg. Bitte, das kann vorkommen. Man steckt nicht im Winter drin. „Mag sein, wie's will, wenn nur die Kartoffeln werden", sagten wir uns. Der Boden war gut durchwärmt. Der Boden war ... schon zu trocken. Nicht soviel Regen wie Spinnenspucke. Was wollten wir machen? Regnen lassen kann auch die Vaudegebe nicht. Die beste Pflanzzeit verging beim Warten. Es kann morgen vielleicht doch schon regnen, dachten wir. Also rein in den glühheißen Aschesand. Die Landwirtschaft ist kein Warteraum. Man muß es wagen! „Setzen wir also Bratkartoffeln", sagten wir mit einem nassen Auge. Dann kam wirklich Regen. Ausgiebig Regen. „Na, siehst du", sagte ich zu Herta. Bald stießen die Blätter dunkelgrün durch die Erde. Die sonnengekochten Pellkartoffeln gruben wir aus. Wir setzten neue dafür ein. Wir hatten genug. Wir konnten es. Es schien alles in der Reihe zu sein. Auch die Sonne schien. Schien viel zu heiß für diese Jahreszeit. Das Kartoffelkraut kippte. Unser Bauernherz drohte es auch zu tun. Ich seh Sie lachen, gnädiger Herr. Bitte, wir haben im Herbst geweint. Wenigstens Herta. Manche Kartoffeln waren nicht größer als ihre Tränen. Wieder standen wir vom Hahnenschrei bis zum Eulenruf mit der Hacke draußen. Was sollten uns die Maschinen? Sie verkratzten uns ja die paar Murmeln von Kartoffeln. Der Regen kam. Es war zu spät. Für die Kartoffeln kam er leider zu spät, gändiger Herr. Für die Kohlrüben kam er noch recht. Wenn er nur kommt. Für etwas ist er immer noch gut. Kohlrüben also! Hätten wir doch Stoppelrüben genug! Unsere Zauberformel kam uns wieder zu Hilfe. Vaudegebe brachte Kohlrübenpflanzen von Sachsen oder woher. Oh, was haben wir bei der Kartoffelabgabe geächzt. Lachen Sie nur, gnädiger Herr!

Kaum Kartoffeln im Keller. Wenige Mieten weit und breit. Kohlrüben, den ganzen Winter Kohlrüben. Kennen Sie das, mein Herr? Dann haben Sie sich Ihre Äcker nicht verdient gehabt. Weihnachten war's und manchmal milde wie im Frühling. Die Kartoffelkeller leer. Wir schlichen kartoffelhungrig um die Saatmieten.
Im Frühjahr, als wir sie öffneten, ging's einfach nicht mehr. Sie erinnern sich wohl: auch die Wintersaat hatte einen Knacks. Weh, wer keine Kohlrüben mehr hatte! Wehe, wer seinen Appetit nicht an der Leine führte! Der fraß Löcher in den Saatbestand. – Es war schon eine Qual: Mit Kartoffeln hantieren und Kohlrüben essen. Ich gesteh es. Auch Herta und ich wurden eines Sonntags schwach. Aber nur diesen einen Sonntag. – Ach, du lieber Himmel, dann kam die Pflanzzeit! Manches Neubauernstück wäre leer geblieben, wenn wir unser Zauberwort nicht gewußt hätten. Zunächst sah es so aus, als ob es nicht anschlagen wollte. Aber dann kam der Frühlingssonntag, den ich im Leben nicht vergesse. Wir spannten an und fuhren wie die Hausierer durch Dorf und Stadt. Wir wurden zu Bettelmännern für unsere Äcker. Hier ein Viertelzentner, dort ein paar Pfund. Es sammelte sich. Kartoffeln waren um diese Zeit wertvoller als Gold. Wir fuhren am Abend ins Dorf zurück. Der Vorsitzende der Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe kam uns entgegen: „Wir sind gerettet."
„Natürlich sind wir gerettet", wiesen wir auf den Wagen.
„Auch wenn's nicht reichen sollte", sagte der Vorsitzende.
„Wieso –?"
„Die Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei liefern uns Saatkartoffeln."
Das war das Jahr der kleinen Kartoffeln, mein Herr. Und es wurde das Jahr, wo wir aus dem Gesindehaus in den hübschen Neubau zogen. Der Gerber und ich. Jeder für sich. – Die Kartoffeln sollten Sie heuer sehen! Zum Erntefest kommt die Sau Emmy dran. Ich schreib's nicht gern hin. Man hat sich an das Tier gewöhnt. Man lebte mit ihm fast im gleichen Raume. Aber jetzt ist Nachzucht da. Was will man machen? – „Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln", sagen Sie, Herr. „Es war klug, bei den kleinen haus- und auszuhalten", sagen wir, „damit man an die großen kommt, gnädiger Herr."

ANNA SEGHERS

Erntedankfest

Zerfetzt und verdreckt; mit zerrissenen Schuhen und blutenden Füßen; im Innern von Angst, Verzweiflung und Lügen vergiftet, so daß es ihn juckte und brannte, als ob er die Krätze hätte, kam Anton Bandusch mit seiner zu Tode erschöpften Frau bei Kriegsende nach dem Dorf Hagewald in Brandenburg. Er erwiderte jedes an ihn gerichtete Wort mit Haß und Hohn; er schlug jede Hand zurück, als sei sie zum Schlag erhoben worden. Hilfsangebote wies er ab, mißtrauisch gegen alle und alles.
Wie ihm als Neubauer siebeneinhalb Hektar bei der Landverteilung zufielen, da der Großgrundbesitz unter die Dorfarmen aufgeteilt wurde, fing er an, und auch erst auf das Drängen der Frau, sein Land zu bestellen, als sei es ihm anbefohlen wie Zwangsarbeit. Er bekam dazu auch das nötige Gerät und eine Kuh aus dem Herrenstall und Kleinvieh.
Als ihm die neuen Gesetze zustatten kamen, so daß ihm durch Neubauernkredit eine Siedlerwohnung entstand, da hörte er endlich ganz auf zu fluchen. Er blieb wortkarg und mürrisch, als hätte er mit den giftigen Redensarten durchaus die Gabe des Redens verloren. Er arbeitete stumm und verbissen auf seinem Acker, erfüllte das vorgeschriebene „Soll", und er hatte es schließlich übererfüllt. Er ging nie unter Menschen, weder in Versammlungen noch ins Wirtshaus, und selbst seiner eigenen Frau verriet er niemals seine Gedanken, so daß man argwöhnen konnte, er hätte gar keine, sein Inneres sei gleichsam verdorrt.
Als dieses Jahr im Dorf Hagewald die Friedensernte gefeiert wurde, kam Anton Bandusch ein Einfall, um seine Gedanken auszudrücken. Im frohen Umzug der Erntewagen erschien er in seinen alten, zerrissenen Kleidern, und auch sein Gesicht war böse verkniffen, er zog einen schäbigen Karren hinter sich her, auf den er allerlei Plunder geladen hatte, zerrissene Schuhe und Lumpen; daran war ein Schild befestigt:

„Das verdanke ich Hitler und seinem Krieg!"

Hinter ihm fuhr seine Frau, in guten Kleidern, vergnügt, auf ihrem hoch mit Korn beladenen Wagen, daran war ein Schild befestigt:

„Das verdanke ich der Sowjetunion und der
Deutschen Demokratischen Republik!"

Kunst schafft Brot

Die sowjetischen Truppen hatten die Elbe erreicht, und auf der großen Brücke in Magdeburg reichten sich sowjetische und amerikanische Soldaten die Hände.
Im Ostteil der Stadt stellte ein sowjetischer Major mit seinem Stab die Ordnung wieder her.
Magdeburg war zweigeteilt. Im westlichen, größeren Stadtteil befanden sich amerikanische Truppen.
Die Bewohner beider Stadtteile, zunächst noch völlig verängstigt, blieben in ihren Häusern, soweit diese nach den schweren amerikanischen Bombardements noch standen. Sehr zögernd nahm man mit den sowjetischen Wachsoldaten Fühlung.
Der Ortsteil Magdeburg-Ost bekam einen neuen Bürgermeister. Der sowjetische Kommandant leitete zusammen mit dem Bürgermeister die Aufräumungsarbeiten und schaffte auch alle Voraussetzungen für die Ernährung der Bevölkerung.
Es waren kaum acht Tage vergangen, als ich in meiner Wohnung von einem sowjetischen Soldaten aufgesucht wurde: der Kommandant müsse mit mir sprechen. Wir machten uns also auf den Weg, und mein Begleiter lieferte mich im Vorzimmer des sowjetischen Stadtkommandanten ab, nicht ohne sich von mir verabschiedet und mir eine Zigarrette angeboten zu haben.
Ich saß dort etwa eine Dreiviertelstunde mit anderen Bürgern, die alle irgendein Anliegen hatten.
Endlich kam ich in das Amtszimmer und war sehr erstaunt, daß mich der Kommandant mit Handschlag begrüßte. Er lud mich zum Sitzen ein und fragte dann in perfektem Deutsch:
„Sie sind Schauspieler hier in Magdeburg?"
„Ja, Schauspieler und Regisseur."
„Kennen Sie das Kino ‚Roxy'?"
Ich bejahte.
„Sie erhalten die Aufgabe, im ‚Roxy' in acht bis zehn Tagen Theater zu spielen."
„Ja, aber", begann ich zu stottern, „woher nehme ich die Schauspieler?"
Der Kommandant wußte mehr als ich: „Acht Künstler wohnen in der Stadt. Schauen Sie sich die Bühnenverhältnisse im ‚Roxy' an und sagen Sie mir in zwei Stunden, ob Sie spielen können oder nicht."
Damit war ich zunächst entlassen. Über Trümmerberge arbeitete ich mich zum heil gebliebenen „Roxy" durch. Ich stellte fest, daß die Kinobühne nur eindreiviertel Meter tief war und gerade Platz für eine Leinwand und eine dicht dahinter hängende Tonfilmapparatur bot. Ausweichmöglichkeiten waren nicht vorhanden. Die Rück-

wand zum Hinterhof war eine Backsteinmauer. Theaterspielen auf dieser „Bühne" war gar nicht denkbar. Wo sollte hier eine Dekoration stehen? Ein Zugvorhang, unmittelbar vor der Filmleinwand, war vorhanden. Das war alles.
Gesenkten Hauptes trottete ich zurück. Ich wurde sofort zum Kommandanten geführt, als hätte er bereits auf mich gewartet. Aufgeregt erklärte ich ihm, daß leider der Auftrag nicht ausführbar sei.
Der Kommandant lächelte zuerst nur, dann meinte er: „Nun, wenn die Bühne zu schmal ist, werden wir sie tiefer machen. Ich komme sofort mit, und Sie zeigen mir alles!"
Als ich im „Roxy" auf alle Schwierigkeiten hingewiesen hatte, legte der Kommandant seinen Arm um meine Schultern.
„Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Hier werden wir vorschuhen! Drei Meter. Wir nehmen zwei Parkettreihen weg, dann ist Platz. Die Tonfilmapparatur wird später wieder gebraucht. Die ziehen wir hoch! Die Brandmauer dort hinten brechen wir durch und nehmen noch drei Meter vom Hinterhof, überdachen sie, dann ist genug Platz. Probiert wird in der Kommandantur. Die Handwerker werden Tag und Nacht an der Bühne bauen. In drei Tagen ist alles fertig. Sie haben die Verpflichtung, in zehn Tagen Theater zu spielen – ich verpflichte mich, die Bühne zu bauen."
Es klappte wirklich alles großartig. Ich trommelte die Schauspieler zusammen. Wir hielten Rat und kamen überein, als erstes Stück den „Zerbrochenen Krug" von Kleist zu inszenieren.
Wer kein Buch besaß, verschaffte sich eines, und ich selbst hatte den „Adam" mehr als achtzigmal gespielt und konnte ihn strichlos auswendig. Ebenso kannten die Darstellerinnen der Marthe Rull und der Licht ihre Rollen, die sie im jetzt zerstörten Stadttheater mit mir zusammen gespielt hatten.
Willem Huller schuf ein Bühnenbild, das sich in Berlin im ersten Theater hätte zeigen können. Auch hier half der Kommandant, indem er uns eine Tischlerei anwies. So stiegen wir nach Tag- und Nachtproben in zehn Tagen in die Premiere. Sie wurde ein voller Erfolg. Bei ausverkauftem Haus nahm ich allabendlich 1300 Mark ein, und das Theater war Abend für Abend ausverkauft. Die gesamte Einnahme wurde ohne Abzug an die neue Stadtkasse abgeliefert.
Inzwischen hatte der Kommandant verfügt, daß von den Einnahmen des „Roxy"-Theaters auf dem Lande Korn eingekauft werden sollte. Es wurde gemahlen und den Bäckereien der Ost-Stadt geliefert, um Brot für die Bevölkerung zu backen.
Wir Schauspieler bekamen keine Gage, sondern je Woche fünfzehn Mark Entschädigung für Garderobe und andere Auslagen und dazu ein Brot extra, genehmigt vom Kommandanten!
Keine Vorstellung verging – wir spielten dann auch sowjetische Stücke –, bei der nicht der Kommandant anwesend war und vor oder nach der Vorstellung einige Worte zur Versöhnung der Völker sprach.

Als später die Amerikaner abzogen, erfuhren wir erst, daß an ein Theaterspielen in West-Magdeburg überhaupt nicht gedacht worden war. Das einzige Gebäude, das diesen Zwecken hätte dienen können, war die „Harmonie“ mit Saal und Bühne. Dieses Haus aber benutzten die Amerikaner als Klubstätte.
Die „Ost-Magdeburger“ sprechen heute noch dankbar vom sowjetischen Stadtkommandanten, der für alle ein offenes Ohr hatte. Dabei vergessen sie nicht die Komödianten, die damals zur Ernährung beigetragen haben.

ULRICH SPEITEL

Der Marschall und die Kunst

Nachdem in den Frühjahrstagen des Jahres 1945 die Schätze der Dresdner Kunstsammlungen von den sowjetischen Truppen gefunden worden waren und es sich herausgestellt hatte, daß zu ihrer Rettung vor dem Verfall unverzüglich Maßnahmen getroffen werden mußten, erhob sich die Frage, ob die Kunstschätze am besten mit Flugzeugen oder mit der Bahn nach der Sowjetunion transportiert werden sollten. Der Kommandeur der sowjetischen Luftstreitkräfte plädierte, da jede Stunde kostbar sei, für den sofortigen Abtransport auf dem Luftwege. Marschall Konew, Oberbefehlshaber der Truppen in diesem Abschnitt, war anderer Meinung. Er hielt die Bahn für das geeignetere Beförderungsmittel. Die Bahn, meinte er, sei ihm in diesem Falle sicherer. Er wolle die Sicherheit von Flugzeugen keineswegs bezweifeln, aber immerhin könnte doch einmal eins abstürzen, nicht wahr? Der Kommandeur der Luftflotte schüttelte bestürzt und verständnislos den Kopf. „Ich verstehe Sie nicht, Genosse Marschall. Sie selber sind Dutzende Male mit unseren Maschinen geflogen und jedesmal absolut unbeschädigt wieder auf der Erde angekommen!“
„Mein Lieber“, sagte Konew, „das war etwas ganz anderes. Hier geht's um Rembrandt und Tizian.“

BERNHARD SEEGER

Im Haus der Freundschaft

Im Park ein hohes Haus
hat weite Pforten.
Man geht da ein und aus
mit hellen Worten.

Ein Pfeil: zur Bibliothek!
Dort: Musizieren!
Für jeden steht der Weg
an weißen Türen.

Hier konnten früher nur
Barone sitzen.
Man ging durch diesen Flur
auf Zehenspitzen.

Auch ich geh leis dahin,
will mich nicht rühren,
weil Bauern am Kamin
Lenin studieren.

EHM WELK

Der Hammer will gehandhabt sein ...

Es war darüber beraten worden, ob und unter welchen Voraussetzungen ehemalige Nationalsozialisten wieder in den Schuldienst und in die Verwaltung aufgenommen werden könnten; dabei hatte sich ergeben, daß die Zweifel an der Verwendbarkeit der aus dem Zusammenbruch Übriggebliebenen ziemlich allgemein waren.

Wir gingen, um uns den Weg ins Hotel abzukürzen, über das Trümmerfeld zwischen dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin und der Straße Unter den Linden. Schuttberge lagen zwei Stockwerke hoch. Männer, nackt bis zum Gürtel, kletterten darauf herum und versuchten, mit Spitzhacken Einbrüche zu schaffen und sie zu vergrößern, bis der wirre Haufen zusammenbrach und flacher wurde. Etwa zehn Meter entfernt wuchsen andere Steinhaufen auf, kleiner und sauber geschichtet, und an jedem Haufen standen vor einem primitiven Tisch zwei Frauen, in der linken Hand einen durch Mörtelreste und fehlende Ecken unförmig gewordenen Mauerstein, in der rechten einen Hammer, dessen eine breitschnabelige Seite leicht gebogen war. Jedesmal, wenn die Männer einen Teil der Trümmer zum Einsturz gebracht hatten, erhob sich eine Staubwolke vom Boden. Mitunter kroch sie auch flach auf der Erde hin und zog in Richtung auf die putzenden Frauen. Dann bläkte sie als ein Schwall von Scheltworten zurück, die aber wohl nicht böse gemeint waren, denn die Männer ließen stets einen Augenblick die Spitzhacken ruhen, lachten oder riefen Scherze zurück. Die Frauen waren unterschiedlichen Alters, ganz junge Mädchen arbeiteten neben rüstigen Großmüttern. Alle waren sie ohne Strümpfe und hatten den Rock bis zum Knie hochgeschürzt; an den Füßen trugen sie Holzpantinen, und um den Kopf hatten sie ein Tuch gewunden; die Ärmel waren aufgekrempelt oder fehlten, und da es sehr warm war, hatten die meisten ihre Bluse aufgeknöpft. Einige Frauen, ganz grau vom Staub, waren dicht an den zusammenstürzenden Hügeln damit beschäftigt, Gesteinsbrocken in die Loren der Trümmerbahn zu werfen.

Wir blieben stehen, und Rudolph sagte: „Eine schwere Arbeit und eigentlich nichts für Frauen. Wenn man sieht, wie langsam es vorangeht, und die ungeheuren Mengen bedenkt, die weggeräumt und geschichtet werden sollen, könnte man verzweifeln. Und doch wird durch diese mühselige Arbeit nicht nur Material gewonnen, es werden auch Werte gerettet."

Die Frauen schienen nicht einzusehen, daß unser Interesse so ausschließlich den Steinhaufen galt, oder sie waren darüber gekränkt, daß es nur den Steinhaufen galt; sie riefen uns Anzüglichkeiten zu, und da Rudolph zurückrief und Miene machte, noch näher heranzugehen, hörten die uns zunächst Stehenden auf zu arbeiten. Da erscholl von einem der geschichteten Steinhaufen her ein zorniges Schimpfen und Flu-

chen, zwei Frauen zankten sich. Wir sahen, wie die jüngere einen zerbrochenen Stein wütend auf den Schutthaufen zu ihren Füßen warf und ihre Partnerin anschrie, die darauf den Kopf schüttelte und einen Stein, den sie gerade in der Hand hielt, auf den Tisch schlug.

An den Nachbarhaufen legten die Frauen ihre Steine hin und kamen näher, quer über den Platz eilte eine ältere Frau herbei. Als sie zu den beiden Zankenden trat, schwiegen diese einen Augenblick, dann aber zeterte die eine wieder los: Sie verlange eine andere Partnerin, mit dieser ungeschickten Person könne sie ihr Pensum nicht erfüllen. Die kritisierte Frau hingegen, eben jene, die vorhin den zerbrochenen Stein wütend zu Boden geschleudert hatte, verteidigte sich gegen den Vorwurf, ungeschickt zu sein: Es läge an dem Dreck von Steinen. Und ob das überhaupt eine Arbeit für Frauen sei und nicht eine Zeit- und Geldverschwendung, und man solle die alten Klamotten abfahren und in die Sümpfe werfen, denn was bei dieser Murkserei herauskomme, sei kein Wiederaufbau, das sei überhaupt nicht der Rede wert. Und um es zu beweisen, nahm sie einen der Trümmerziegel zur Hand, schlug kräftig mit dem Hammer dagegen und hatte die Freude, daß der Stein schon beim ersten Schlag zerbrach.

Die Frau, der sie das vorführte, wohl eine Vorarbeiterin, antwortete seltsam ruhig: „Zunächst mal wiederhole ich, was ich dir schon vormittags gesagt habe: Hau ab, wenn es dir nicht paßt! Ob das Steineputzen einen Sinn hat oder nicht, hast du nicht zu entscheiden."

„Steine – ich hör' immer Steine", ereiferte sich die andere, „Klamotten sind das, und keine Steine. Die Häuser möcht' ich sehen, die man daraus bauen kann."

„Die kannst du auch sehen", entgegnete die andere, noch immer ruhig, „da drüben die Bank und dahinten das Verwaltungsgebäude und die neuen Wohnhäuser bei euch draußen. Jeden Tag fährst du daran vorbei. Das alles wurde zur Hälfte aus solchen Steinen gebaut. Wir sind arm und können uns eben den Luxus nicht leisten, nur neues Material zu verwenden. Was außerdem auch eine Dummheit wäre."

Die Belehrte blieb abweisend. „Aber das meiste von dem alten Zeugs zerbricht doch schon beim ersten Hammerschlag!"

Und um es noch einmal zu beweisen, nahm sie wieder einen Brocken auf und schlug zweimal mit dem Hammer dagegen, und richtig, der Stein zerbrach. Triumphierend warf sie das Stück, das ihr in der Hand geblieben war, den anderen Brocken nach und sah die Aufseherin und die Kolleginnen schadenfroh an. „Was 'n Knacks gekriegt hat, das hat eben 'n Knacks, Klamotte bleibt Klamotte!"

Die Vorarbeiterin bückte sich schweigend und hob einen Mauerstein, der dick mit altem Mörtel behaftet war, vom Erdboden auf; dann nahm sie der Frau den Hammer aus der Hand, tat einige leichte Schläge, Kalkstücke spritzten umher, und in der linken Hand verblieb ein geputzter Ziegelstein. Sie legte ihn auf den Haufen gesäuberter Steine, ergriff einen anderen, besonders unförmigen Brocken und bearbeitete

ihn genauso. Und wieder blieb ein sauberer Ziegelstein in ihrer Hand. Sie legte Stein und Hammer auf den Steinhaufen und sagte lächelnd: „Es sind viel mehr Trümmerziegel brauchbar und zum Wiederaufbau zu verwenden, als man glaubt. Aber – *der Hammer will gehandhabt sein!*"

Auszug

MARTIN VIERTEL

Wo ich meine Lehrjahre verbrachte

Die Landstraßen im Erzgebirge waren eng, bucklig und voller Schlaglöcher. In den Schonungen lagen umgekippte und ausgeplünderte Panzer, verrostete Lafetten. Die Feuerrohre starrten zerfetzt in das Geäst der Fichten. Die Erzgebirgler schlichen sich scheu durch ihre Wälder. Viele sagten: Das ist das Ende. Wenige hofften: Das ist der Anfang.

Und es fuhren Autos ins Gebirge. Und die Autos brachten Menschen, viele Menschen. Es hieß, das Gebirge ist fündig geworden.

Auf das Haus des Löffelfabrikanten wurde eine rote Fahne gesetzt. In das Haus zog die Verwaltung. Der die Fahne hochgezogen, trug einen roten Stern an der Mütze.

Im Gebirge rumorte es. Pulvergase trieben den Moder aus den alten Stollen. In die Berge wurden neue Schächte geteuft. Die Vogelbeeren an den Ästen zitterten, wenn Mundlöcher aufgeschossen wurden.

Und es fehlte Gezähe. Hunte laufen auf Schienen. Schienen und Hunte fehlten.

Die Menschen kamen nicht in Seidenpapier eingewickelt. Sie waren nicht zerbrechlich. Aber belehrbar. Unter ihnen war ich.

Als ich zum erstenmal einfuhr, trug ich ein Paar Schuhe, aus denen die Nägel durch die Brandsohlen in den Fuß stachen. So lernte ich sehr schwer laufen in den Stollen.

Die Menschen im Schacht sagten zueinander Kumpel. Der erste Kumpel, mit dem ich auf einen Abbau geschickt wurde, hieß Alexej. Er trug eine Wattejacke, rauchte Machorka und sagte „Towarischtsch" zu mir. Ich hatte einmal gelernt, daß Alexej zu denen gehört, die auszurotten sind.

Bohrhämmer fauchten und dröhnten. Sie schlugen gegen die Schultern. Die Schultern röteten sich. Die geprellten Knochen schmerzten. Mein Steiger verlangte, daß ich bohren lerne. An jeden Bohrhammer gehörten zwei Kumpel. Einen Lehrhauer bekam ich nicht. Menschen waren knapp. Ich war meine erste Brigade.

Im Schacht fraßen sich die Ratten fett. Schachtratten waren hartnäckig, zäh und hinterlistig. Sie heckten über Tage und schlichen sich durch den Schlamm der Wasserseigen in die Stollen ein. Ratten scheuen das Licht. Ohne Licht ist kein Zurechtfinden im Schacht.
Die Ausbeute hieß Erz. In diesem Erz nistete ein Geheimnis. Jahrelang aßen wir unsere „Bemmen“ auf vollen Erzkisten sitzend. Die Kumpel warnten. Erz macht impotent, sagten sie. Ich wurde Vater dreier Kinder.
Gerüchte strichen durch die Stollen wie stinkende Pulvergase. Die Wahrheit war schwer zu finden. Mit ungelenker Hand wurde sie auf Transparente geschrieben. Die Transparente hingen im Schachthof über schwarzen Tafeln. Auf den Tafeln spiegelte sich die getane Arbeit in Prozenten wider. Jeder Mensch möchte hübsch aussehen, wenn er in einen Spiegel schaut.
Die Mehlgesichter in den Backstuben schwitzten. Viele Menschen, viel Brot. Schlangen krochen in die Bäckerläden. Das warme Brot lag schwer im Magen. Auf den Transparenten stand: Erst arbeiten, dann besser leben. „Wer hat diesen Humbug hingepflastert?“ fragte ein Kumpel und versuchte mit den Zehen einen Fetzen Fußlappen durch das Loch in seinen Gummistiefel zu kratzen. „Wir sagen das“, antwortete ein anderer. „Wer ist wir?“ – „Wir – das ist die Partei.“ Das war der Anfang.
Einen schwedischen und einen polnischen Türstock konnte ich noch nicht voneinander unterscheiden. „Wot tak. Sie machen Steiger. Ab morgen“, sagte der Schachtleiter zu mir. „Ich denke nicht daran!“ – „Wot tak, Towarischtsch, dann machen Steiger ab heute!“ Wir stritten uns die Sätze aus den Hälsen. Nach einer halben Stunde schmiß ich meinen Erzhammer auf seinen Schreibtisch. Die Glasplatte zersplitterte. „Und nun Sie machen Steiger, ja?“
In den Weihnachtstagen 1948 läuteten uns die Christmetteglocken in den Schacht. Wir schoben die ersten E-Loks in die Mundlöcher. Sie waren mehr als ein Weihnachtsfest wert. Ihre Räder sangen uns ein neues Ave-Maria aus den Schienen.
Unsere Gewerkschaftsfunktionäre stotterten, wenn sie von Automatisierung und Mechanisierung sprachen. Die Kleckerfritzen in den marshallisierten Lizenzblättchen lächelten sich darüber aus. Später geiferten sie. Eine gute Bestätigung für uns: Wir hatten richtig gesprochen, wir hatten richtig gearbeitet.
Bevor wir Kulturhäuser bauen konnten, sangen die Kumpel in den Schichtzügen. Mit den Liedern sangen wir uns den Dreck von den Zungen. „Drum auf ihr Kumpel noch einmal – in Schneeberg, Aue, Johannstadt und Oberwiesenthal.“ Wir musizierten scheußlich? Mag sein. Der Textschreiber hat es uns aber nicht übelgenommen. Er hörte vor allem die guten Töne. Übrigens heißt er Kuba.
Wir trugen die ersten Blauhemden. Auf einmal sahen wir, wie viele wir waren. Und wie stark. Einer konnte nicht den Plan der Brigade erfüllen, eine Brigade nicht den Plan eines Schachtes. Alle zusammen versetzten wir Berge. Und die Halden wuchsen über die Berge hinaus. Die Partei dozierte nicht. Sie lehrte. Es war, als wenn wir einen neuen Gang aufgeschlossen. Auf jeder Seite der Bücher fanden wir eine neue

Welt. Diese Welt heißt Marxismus-Leninismus. Und wir fanden uns gut zurecht. Die Partei führte uns fest und sicher.
Nach den Schichten saß ich zu Hause und kritzelte Papier voll. Das Papier geriet in falsche Hände. Mein Geschriebenes wurde gedruckt. „Bist du das?“ fragten mich meine Kumpel. Als ich dann alle vier Wochen eine Schicht bei der Tagung der Arbeitsgemeinschaft junger Autoren verfuhr, erfüllten sie meinen Plan mit.
Heute studiere ich am Institut für Literatur in Leipzig. Mit einem Rockzipfel hänge ich aber immer noch irgendwo im Erzgebirge fest. Er wird mich auch wieder dorthin zurückziehen.
Was sich oben bei uns verändert hat, willst du wissen? Aus den wenigen, die hofften: Das ist der Anfang, sind die vielen geworden, die wissen, daß es ein guter Anfang war. Von den vielen, die da sagten: Das ist das Ende, haben wenige Recht behalten – die Löffelfabrikanten.

FRANZ FÜHMANN

Vom Gestern gradaus

Die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik erlebte ich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft in einem Lager in Lettland. Es war ein heller Oktobermorgen; wir sahen die lettischen Bauern wie jeden Werktag früh zur Arbeit gehen; für uns Kriegsgefangene war arbeitsfrei. Vormittags saßen wir dicht zusammengedrängt um die Lautsprecher in den Baracken; mittags dann kamen lettische Junge Pioniere ins Lager, uns zur Geburtsstunde des demokratischen deutschen Staates ihre Glückwünsche zu überbringen. Flachsblonde Schöpfchen, klare Augen, riesige Buketts gelber und roter Blumen im Arm, so kamen sie die Lagerstraße heruntergelaufen, und vor dem Bilde Wilhelm Piecks an der Front der Verwaltungsbaracke blieben sie stehen und stießen einander an und sagten: „Wilhelm Pieck, das ist Wilhelm Pieck!“, und ein stupsnäsiges Mädchen rief: „Wilhelm Pieck – hurraa!“, und die Kinder riefen: „Wilhelm Pieck – hurra!“ und schwenkten die großen Buketts gelber und roter Blumen. Uns schossen die Tränen in die Augen; nie zuvor hatten wir dergleichen erlebt. So standen wir schüchtern, fast hilflos vor den sowjetischen Kindern, die ihr Hurra auf den Präsidenten einer deutschen Republik ausbrachten; sekundenlang standen wir so, mit nassen Augen, dann stürmten die Kinder auf uns zu und umarmten uns und drückten uns ihre Blumenbuketts in den Arm. Abends kamen die Bauern, ihre Kinder abzuholen, und einer der Bauern kam durchs Lagertor und

drückte uns die Hand. Es war das erste Mal, daß einer von diesen Bauern uns die Hand gegeben hatte. Er sagte: „Auf Wiedersehn", und dann wandte er sich um, als hätte er schon zuviel gesagt, und ging. Die Kinder winkten. Von diesem Tag an wußten wir: Wo auch immer in Deutschland wir wohnen, diese Republik ist unsere Republik!

Mitte Dezember 1949 wurde unser Lager aufgelöst. Die Fahrt, in Güterwaggons, war langwierig. Am 22. Dezember kamen wir im Entlassungslager Gronefelde bei Frankfurt an der Oder an, und am 24. Dezember fuhr ich, nun Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, zunächst nach Berlin, um von dort nach Weimar, wo ich meine Mutter und meine Schwester wußte, weiterzureisen. Damals besaß ich 50 Mark Bargeld, einen Anzug und einen Mantel, beide aus gefärbten Wehrmachtsuniformen geschneidert, ein Paar grobe Schuhe, eine Pelzmütze, etwas Leibwäsche, Seife und Zahnbürste, ein Besteck, drei Broschüren und einen Holzkoffer, gefüllt mit Schätzen, die ich vor der Abfahrt aus Lettland von meinem Arbeitslohn gekauft hatte: Eine Büchse gemahlenen Mischkaffee, eine Rolle Rauchfleisch, Fischkonserven, Zigaretten, Zucker, Kakao. Meinen größten Schatz aber, den ich mir während der Kriegsgefangenschaft erworben hatte, den trug ich im Kopf: Ein neues, ein gültiges Bild der Welt.

Nun fuhr ich im Zug, Berlin zu. Ich stand eingekeilt in eine Masse müder, nervöser, gereizter Menschen; der Zug keuchte und schnaubte asthmatisch; die Luft war schwer von Schweiß und Kohlengrus; ich träumte. Ich träumte von der Stunde des Wiedersehens, und ich sah zwischen Kopftüchern und unförmigen Mützen meiner Mitreisenden einen schmalen Streifen grauen ebenen Landes, das also war Deutschland. Ich hatte, in Böhmen geboren, bis zu diesem Tage nichts von Deutschland gekannt. Nun sah ich dieses Stück Land, es war grau und eben, und Krähen flogen. Der Zug hielt jäh; wir rumpelten durcheinander, Männer fluchten und Frauen zeterten; eine umständliche Gepäckkontrolle begann, und es hieß, wir stünden vor Berlin. Es gelang mir, mich bis zu einem Fenster zu schieben. Der Zug fuhr weiter, ich sah nur schüttere Wäldchen, Kiefern und Birken zumeist, dann graues Land, von Kopfsteinpflasterstraßen durchzogen, am Rand Laubenkolonien aus schiefen Wänden und zerlöcherten Pappdächern, und dann blieb auch das Grauland zurück, und es begann die Wüste. Ziegelschutt, rotbraun, geschwärzt, nach Brandgeruch dünstend, so lag es vor unsern Augen. Es war eine Wüste, eine Wüste aus Schutt. Ich erschauerte. Das war Berlin, das waren seine östlichen Viertel, und der öde Bahnhof ohne Dach und Licht, durch den der Zug eben rumpelte, hieß Schlesischer Bahnhof. Der Zug fuhr widerwärtig langsam, und ich hatte nur den einen Gedanken, niemals in diesem Trümmerfeld wohnen zu müssen. Auch die Kameraden, die mit mir reisten, erschraken. „Das ist ja in fünfzig Jahren nicht aufzuräumen!" sagte einer leise. Die Ziegel stanken nach Asche und Brand. Krähen flogen. Der Schutt stäubte. Wir standen und schwiegen.

Bahnhof Friedrichstraße war Endstation. Es war später Vormittag, nah an Mittag,

aber ich hatte erst abends Anschluß nach Weimar. Ich beschloß daher, einen – den einzigen – Bekannten aufzusuchen, den ich in Berlin ansässig wußte. Eigentlich war es gar kein Bekannter im üblichen Sinne; es war ein begüterter Mäzen mancher Künste, mit dem ich, durch vermittelnde Zufälle, die hier keine Rolle spielen, während des Krieges in einen Briefwechsel geraten war und dem ich damals meine Gedichte geschickt hatte. Wir kannten einander nicht von Gesicht zu Gesicht; ich wußte nur seine alte Adresse in Zehlendorf, im Berliner Westen, und fuhr auf gut Glück dorthin. Vor Zehlendorf begannen Gärten, hier war wenig zerstört. Die Adresse stimmte noch. Sie erwies sich als komfortable Villa.

„Großer Gott!" rief mein Bekannter, nachdem ich mich vorgestellt hatte, und starrte mich entgeistert an. „Sie sind dieser russischen Hölle entronnen?"

„Wie Sie sehen!" sagte ich.

„Und Sie fliegen selbstverständlich sofort nach dem Westen weiter!" rief er und zog mich in sein Haus.

„Aber nein", sagte ich.

„Aber nach Westberlin werden Sie kaum Zuzug bekommen", sagte er.

„Ich will ja gar nicht hierher", sagte ich.

„Wollen Sie denn etwa auswandern?" fragte er erstaunt.

„Aber nein, ich fahre nach Weimar", sagte ich.

Er ließ meine Hand, an der er mich gefaßt hielt, fahren und rief: „Aber Sie werden doch nicht freiwillig in die Russenzone zurückkehren, jetzt, wo Sie schon in Sicherheit sind!"

Ich lachte.

„Ich werde selbstverständlich in der Deutschen Demokratischen Republik leben", sagte ich, und mein Bekannter starrte mich wieder an, als zweifle er an meinem Verstande. Dann hatte er offenbar eine Idee; er entfernte sich, kam mit einem beladenen Tablett zurück und begann wortlos den Tisch zu decken. Er stellte, immer noch beredt schweigend, Milch auf und Honig, Butter, Gebäck, Brötchen, Weißbrot, Pralinen, Schokolade, Schinken, Schlackwurst, Leberpastete, alles in bunter Reihe, und schließlich schenkte er schwarzen Kaffee ein. „NES-Kaffee", sagte er, „kennen Sie NES-Kaffee?"

Ich mußte verneinen.

Er schüttelte bedauernd den Kopf und sagte: „Oh, NES-Kaffee!"

Sein Gesicht verklärte sich, er dichtete eine Ode. „NES-Kaffee?" sagte er, „der beste Kaffee der Welt, einfach fabelhaft, amerikanisches Produkt, man schüttet das Kaffeepulver ins kochende Wasser, und es löst sich vollkommen darin auf! Keine lästige Sieberei, kein Satz, keine Fusseln – klarer, schwarzer, starker Kaffee, besser als aus der Maschine – großartig, was?"

„Wirklich, das ist praktisch!" sagte ich.

„NES-Kaffee?" sagte er noch einmal und schnippte die kleine Büchse, die er zwischen Daumen und Mittelfinger der Rechten hielt, mit dem Zeigefinger der Linken

an, so daß sie sich silberblitzend um ihre Achse drehte. Dann stellte er die Dose feierlich neben meine Tasse, wies auf den reichgedeckten Kaffeetisch und sagte: „Na!" Nichts als: „Na!" Offensichtlich dachte er, daß mich dieses kulinarische Argument überwältigen würde. Ich strich mir ein Brötchen und fragte dabei Privates. Er gab einsilbig Antwort. Während ich abbiß, sagte er tadelnd: „Wie können Sie nur in die Russenzone fahren, Sie kennen sie doch gar nicht!"
„Oh doch", sagte ich, „ich habe die Entwicklung sehr genau verfolgt, die zur Bundesrepublik dort und zur Deutschen Demokratischen Republik da geführt hat; ich habe mich mit den beiden Regierungsprogrammen beschäftigt, und . . ."
„Aber das ist doch Politik, das ist doch Mumpitz!" rief er erregt, und häufte Schlagsahne auf seinen NES-Kaffee. „Das ist doch wirklich Mumpitz, mein Lieber, es kommt doch darauf an, wie man lebt!"
„Eben", sagte ich, „nur verstehe ich darunter etwas mehr als den Konsum von Schlagsahne und NES-Kaffee!"
„Ich auch", sagte er, „zum Beispiel die Freiheit!"
„Zum Beispiel die Freiheit", sagte ich, „es fragt sich nur, für wen!"
„Für den Geist!" sagte er, und offenbar von einer neuen Idee gepackt, führte er mich in den Nebenraum und zeigte mir seine Bibliothek. Er wies auf sie mit derselben Geste, mit der er auf den Kaffeetisch gewiesen und „Na!" gesagt hatte. Diesmal sagte er nicht: „Na!" Er zeigte nur auf das Bücherbord, und da standen sie, in Reih und Glied, die Zeugen seiner Freiheit: Sartre, Eliot, Camus, Pound und viele andere, die ich nicht kannte, und unter ihnen, siehe da, war auch Ernst Jünger, und den allerdings kannte ich. Ich las Titel und Verfasser, und mein Bekannter wartete stumm. Schließlich sagte er doch: „Na"! – „Na!" sagte er, „da staunen Sie, was? Das kriegen Sie in der Russenzone nie zu sehen!"
„Jünger sicher nicht", sagte ich, „und das halte ich auch für völlig richtig!"
Er fand es nicht richtig. Er finde ja Jünger auch makaber, sagte er, aber das eben sei die Freiheit, auch solche Männer zu Worte kommen zu lassen. Ich fragte ihn nach Marx; da war er indigniert, und zum dritten Male sagte er: „Na!" – „Na!", sagte er. „Sie werden sich Ihre ideologischen Hörner bald abgelaufen haben, das Leben wird Sie ja bald selbst überzeugen! In spätestens einem Jahr ist Ihre Russenzone zusammengebrochen!"
Ich stand auf. Es war nicht die Zeit allein, die drängte.
„Werden Sie wieder Gedichte schreiben?" fragte er.
„Sicherlich", sagte ich, obwohl ich noch nicht davon überzeugt war. Ich hatte lange Zeit keine Gedichte mehr geschrieben.
„Wissen Sie, Sie müßten einen Totentanz schreiben, einen schaurigen dämonischen Totentanz, der die ganze Apokalypse unserer Zeit erfaßt!" sagte er und trank seinen NES-Kaffee aus. „Die ganze Apokalypse", wiederholte er und stellte die Tasse hin, „die Einsamkeit der Menschenkreatur, die Verzweiflung, das Gnadenlose, das Geworfensein . . ." Er wischte sich die Schlagsahne vom Mund. „Wollen Sie sich nicht

noch wenigstens ein paar Brötchen mitnehmen?" fragte er. Ich verneinte höflich und ging. Noch aus dem Fenster, sich weit über die Brüstung beugend, rief er mir nach: „Denken Sie an den Totentanz – ich kümmre mich sicher um einen Verleger!" Am S-Bahnhof Zehlendorf mußte ich warten. Ich trat an einen Kiosk und überflog die Zeitungsseiten, die da hingen. Es verschlug mir den Atem. Ich hatte im Lager manches über die antisowjetische Hetze gehört; nun hatte ich sie vor Augen, das erstemal nach der Goebbelszeit, und nun ekelte mir: Was für Gemeinheiten, was für Schmutz, was für Lügen! Ich empfand eine physische Übelkeit.
Endlich kam der Zug und trug mich zurück nach dem Bahnhof Friedrichstraße; nun empfand ich zum zweitenmal in diesen Weihnachtstagen das Gefühl der Heimkehr: Ich war heimgekehrt in meine Republik. Ich sah mich um: Grau der Bahnhof und grau seine Fenster; ein winziges Tannenbäumchen, Fahnen, Stimmengewirr, ein Zeitungsstand. Ich trat hin. „Was gibt's Neues?" fragte ich den Mann im Kiosk. Er musterte mich, der ich da in der gefärbten Uniform stand, die Pelztschapka auf dem Kopf, den Holzkoffer zwischen die Beine geklemmt und unbeholfen das mir noch wenig vertraute Geld zählend. „Was gibt's Neues beim Iwan", fragte er knurrend zurück, und er spuckte aus, als ich: „Allerhand Gutes" sagte, und machte ein Froschmaul. Der mag uns nicht, dachte ich, und ich sah auf die Zeitungen, die er verkaufte, und da sah ich, daß, mochte er uns auch nicht mögen, er Zeitungen verkaufen mußte, in denen die Wahrheit stand. Das schien mir gut, und ich dachte, daß der tägliche Umgang mit der Wahrheit auch ihn wandeln würde, so wie eine täglich erfahrene und erlebte Wahrheit uns gewandelt hatte, uns, die wir vor fünf Jahren (war das wirklich erst fünf Jahre her?) noch Faschisten gewesen waren. Ich kaufte ein „Neues Deutschland", einen „Sonntag" und eine „Illustrierte", und ich las und wartete, und dann war es längst 17 Uhr vorbei und der Zug nach Erfurt fuhr mit großer Verspätung ein. Der Zug war nur mäßig belegt, es war ja Heiliger Abend, und ich bekam sogar noch einen Sitzplatz. Im Abteil fuhr eine Meisterin der Deutschen Volkspolizei mit ihren Kindern, einem sieben- und einem neunjährigen Jungen. Ihr Mann war, wie sie mir erzählte, 1944 im Konzentrationslager Neuengamme umgebracht worden: Ein Spezialist der SS hatte ihm die Halswirbel mit einer Holzstange zertrümmert. Diese war, so erzählte sie mir, früher immer das gewesen, was sie unpolitisch genannt hatte; nach dem Tode ihres Mannes aber hatte sie gelobt, gegen seine Mörder zu kämpfen, und sie hatte sich zur Polizei gemeldet. Nun war sie Meisterin der DVP und fuhr – sie stand mit den Kindern allein – über die Weihnachtsfeiertage in ein Erholungsheim, das einst ein Schlößchen eines thüringischen Rauhgrafen gewesen war. Die Fahrt zog sich wieder quälend langsam dahin: Umständliche Gepäck- und Ausweiskontrollen, halbstündiges Warten auf freier Strecke, Gedränge und Geschimpfe auf den Bahnhöfen, und in Weißenfels wurde der bis dahin halbleere Zug plötzlich übervoll. Ströme lärmender Männer drängten zu den Türen herein und kletterten durch die Fenster, Koffer und Rucksäcke wanderten über die Köpfe dahin, und der Schaffner steckte im Nu hilflos eingekeilt im Korridor. Es

waren alles Arbeiter, die da hereindrängten, die meisten etwas angetrunken, die meisten lauthals lachend und sich mit Witzworten in die Abteile verteilend, bis schließlich alles leidlich seinen Platz gefunden hatte. Die Arbeiter packten die Rucksäcke aus: Brot, große Kanten Wurst, ein Stück Butter, ein Ende Speck, Flaschen Wodka, Korn und Kümmel, und begannen zu nachtmahlen. Das, was jeder einzelne da verzehrte, war weit mehr als eine Wochenration, die man auf Lebensmittelkarten kaufen konnte; es mußte also HO-Ware sein, und wenn es HO-Ware war, dann verzehrte da jeder das Doppelte meines Barbesitzes. Es wären Wismutkumpel, sagte mir die Volkspolizeimeisterin, Untertage-Arbeiter, die bestentlohnten Werktätigen der Republik. Die Kumpel begannen zu singen, wehmütige Weihnachtslieder; draußen das Land lag im tiefen Dunkel, und die kleine Funzel, die von der Decke baumelte, versickerte ihr gelbes Licht hilflos in die Finsternis. So, im Dreivierteldämmern, rollten wir dahin; ein Kumpel bot mir Wurst und Kognak an; ich trank, doch ich war den Alkohol seit Jahren nicht mehr gewöhnt. Um frische Luft zu schnappen, drängte ich mich auf den Gang zu einem zerbrochenen Fenster, durch das der Wind pfiff, und dort, vor dem Fenster, vor dem klaffenden Loch in der Scheibe, stand ein Mann, offenbar Heimkehrer wie ich. Der Mann stand, fast regungslos, die Augen geweitet, und sah unentwegt in die Schwärze dieser Weihnachtsnacht, und seine Hände preßten sich um den rußigen Griff des Schiebefensters. Ich überwand meine Scheu und sprach ihn an. Langsam kamen wir ins Geprách, und er erzählte mir, daß er ein Heimkehrer aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft sei und daß er nun nach Hause fahre, wo er, der ehemalige Knecht eines thüringischen Rittergutsbesitzers, durch die Bodenreform Land erhalten habe, eigenes Land, das erstemal im Leben eigenes Land, und er erzählte, daß dieses Land bislang seine Frau bewirtschaftet habe, und er erzählte vom Anbauplan und Soll und Aussaat und Ernte und Maschinen, und morgen, morgen, morgen in aller Herrgottsfrühe würde er auf seinem Grund und Boden stehen! Er sah in die Nacht hinaus, der Eiswind pfiff durch das Loch in der Scheibe, und plötzlich wußte ich: Das wird ein Gedicht!, und es wurde ein Gedicht. Es wurde mein erstes Gedicht, das ich nach dem Krieg wieder schrieb, und es wurde nach all den düsteren Gedichten, die ich vordem geschrieben hatte, ein helles Gedicht. Es war für mich ein poetisches Neubeginnen.

Heimkehr eines Neubauern

Er hat sich breit ans Fenster hingestellt
und schaut das Land, in Hügeln hingewellt.
Dies Land, dies Land – dies schwarze schwere Land,
es lockte einst im Traum ihn unverwandt,
als er auf fremden Schollen Korn gesät,
für fremde Herrn gepflügt, gedüngt, gemäht,

als er noch Knecht war, schwach, vertan, gering,
kein Mensch mehr, unter Dingen nur ein Ding,
da hat er es im kurzen Traum geschaut:
Das eigne Land, mit eigner Hand bebaut,
mit eignem Pflug und eigenem Gespann.
Land war, ach Land – genug für jedermann.
Land war: Für tausend Knechte Lebensraum,
Land war, ach Land – und war doch nichts als Traum,
bis dann die Zeit der großen Wende war –
es kam des Knechts, des Bauern größtes Jahr –
„Hier nimm dein Land – dein Eigentum – greif zu!
So faß es doch! Wach auf – der Herr bist du!“
Nun steht er da, breitbeinig, starr und stark,
nun fährt er durch sein Land, durch seine Mark,
er, heimgekehrt, als Herr, auf eignem Grund.
Die Augen glänzen, seltsam zuckt der Mund.
Zwei andre haben sich ihm beigesellt.
Da seht sie, breit ans Fenster hingestellt,
da seht das Land, das heilige, eigne Land,
da seht die schwere, werkgewohnte Hand,
da seht des einstgen Knechtes Wiederkehr!
Seht und begreift: Der läßt das Land nie mehr!

Als ich dies Gedicht schrieb, in einem kleinen Zimmer, das ich mit meiner Mutter teilte, dachte ich nicht nur an den Heimkehrer, ich dachte auch an den Zehlendorfer Bekannten und an seine Prophezeiung: In einem Jahr ist diese Russenzone zusammengebrochen! Nun schreibe ich diese Erinnerungszeilen vor dem zehnten Geburtstag meiner Republik, und ich wohne in der Karl-Marx-Allee, in jener einstigen Wüste aus Schutt und Brandgestank, vor der ich damals erschauerte. Wirklich, ist das alles erst zehn Jahre her? Ich sehe hin über die hellen hohen Häuser, in deren Fundamenten auch einige Stunden von meiner Hände Arbeit stecken; ich sehe Gärten und Genossenschaften, und jener Zeitungsverkäufer, der damals maulte, ist heute ein Aktivist. „Sie müßten einen Totentanz schreiben“, hatte mein Zehlendorfer Bekannter vor zehn Jahren gesagt. Ich fürchte, ich werde ihn enttäuschen müssen. Bisher habe ich noch nicht die Absicht dazu gehabt, und ich werde sie wohl auch in Zukunft nicht haben. Im Augenblick packe ich die Koffer. Ich möchte zu jener landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft fahren, in der mein Mit-Heimkehrer heute tätig ist. Es drängt mich, über das neue Leben auf dem Lande zu schreiben.

SUSANNE KERCKHOFF

Moskau

War wie ein Zauberwort in unsern Kindertagen,
von Eltern nicht erlaubt, von ihren Lehren
entfernt wie unser Herz; es hinzusagen
mit Kreide auf die Schulbank, war ein Wagen
aus Trotz und unbestimmtem Aufbegehren.

Noch glaubten wir nicht ganz, daß wir es lieben,
ersehnten's doch wie jene Wahrheitsfrucht,
die erste Menschen einmal soll vertrieben
aus Eden haben, so steht es geschrieben . . .
So haben viele Zweifel uns versucht.

Die Macht indessen, die in blut'gen Schatten
uns wanken hieß, ja sie zerschlug den Bann
der falschen Angst, verjagte das Ermatten.
Oh, wie wir nichts und wie wir alles hatten,
als Moskau gegen sie den Kampf begann!

Längst wissen wir um seine, unsre klare
und nahe Zukunft, Möglichkeit, Gericht
und tragen ernst auf des Gewissens Bahre
zu Grabe unsre wankelmüt'gen Jahre
und sehn dem Morgen brennend ins Gesicht.

Und der Zukunft zugewandt

Ihr, die ihr nach uns kommt!

Es war die Zeit so ungeheuerlich:
Vom Himmel nieder fiel ein fließend Feuer
Und in den Städten barsten die Gemäuer,
Die Sonne schwand, der Sterne Glanz verblich.

Und es erschien ein ungeheures Ich,
Der Mensch dem Menschen als ein Ungeheuer,
Und wiederum, im Zeitenwandel, sich
Verwandelnd wurde er ein Mensch, ein neuer . .

Ihr, die ihr nach uns kommt – wenn ihr bemeßt,
Was wir getan und unterlassen haben,
Vergeßt die Zeiten nicht und nicht vergeßt:

Wir haben eine Zeit zu Grab getragen,
Und unter Trümmern lagen wir begraben,
Und – wir erstanden! . . . Ihr sollt Dank uns sagen!

HORST PATTKE

Der Scherbelstahl

Ich weiß selbst nicht, wie das kam. Ich stand da an meiner Maschine neben dem Russen und meine Ohren glühten wie der Klatschmohn, der an dem alten, verrosteten Drahtzaun gleich hinter dem Materiallager geil in den Tag wuchert. Aber der Klatschmohn hat es besser. Über den freuen sich die Arbeiter, wenn er seine roten Blütentücher in der von der Sonne bestrahlten, immer etwas staubigen Fabrikluft badet. Über meine purpurnen Ohrlöffel feixen sie. Meint ihr, ich merke nicht, wie der Marschner, der Grätz, der Kahlert und selbst der Tangoheini, der Rotzlöffel, grinsen? Da können die noch so sehr auf die Hände von dem Russen stieren, so dämlich ist der Nohrlich-Paul nun doch nicht, daß er nicht merken würde, wie die über ihn lachen.

Feine Kollegen sind das! Kommt da der erste beste Bursche in den Betrieb, und schon fallen die Schleimscheißer um und mir, dem besten Dreher, in den Rücken. Vor 'ner Stunde noch war der Kahlert bei mir an der Maschine. „Du, Paul", meinte er, „nachher kommt die Delegation. Die wollen uns die Arbeit beibringen. Hähähä! Aber da sind'se ja bei dir an die richtige Adresse gekommen, was?"

Und jetzt steht der Kerl da und glotzt wie ein hypnotisierter Frosch auf den Drehstahl, als hätte er noch nie gesehen, wie man so eine Metallschicht herunterschält.

Ja, man lernt eben nie so recht aus.

Dreiundsechzig Jahresringe zählt mein Lebensbaum, und was ich in der Zeit getan und gedacht habe, ist nicht alles so leicht und rank und schlank ins Leben gekrochen. Meine Gedankenäste haben allerhand Knoten getrieben, und manches saftige Zweiglein meiner Wünsche und Hoffnungen ist im Rauhreif vergangener Jahrzehnte erfroren.

Als ich seinerzeit aus dem abgewetzten blauen Matrosenanzug in den etwas zu groß gekauften Konfirmationsanzug umstieg, schlugen sich die Männer bei Ypern und bei Arras, in den Ardennen und an der Marne, bei Przemysl und bei Lemberg, in Galizien und in den Masuren gegenseitig die Schädel ein. „Jeder Schuß ein Ruß'!" stand auf den Schiebetüren der Viehwagen, in denen die Schlachtopfer nach dem Osten rollten.

Damals war meine große Sehnsucht, als U-Boot-Fahrer unter Wasser dem Feind aufzulauern oder als Kampfflieger mich auf die feindlichen Flugzeuge zu stürzen. Aber ich furchte weder das Wasser des Ozeans, noch das Blau des Himmels. Und das war auch ganz gut so. Meine Heldentaten durfte ich in der verrußten, dunklen Schmiede bei Steinbrech & Lohan vollbringen. Der Lohn dafür waren nicht das

Eiserne Kreuz, sondern die Maulschellen des hinkenden Ladewig, des Meisters der Schmiede.

Später, als ich die Lehre hinter mir hatte, wurden die Männer in der Maschinenfabrik knapp. Immer noch rollten die Viehwaggons nach dem Osten. Auf den Türen aber stand nicht mehr „Jeder Schuß ein Ruß'". Der laute Siegessingsang war verflucht kleinlaut geworden. Mit Kohlrübenmarmelade und Sägespänebrot im Bauch singt es sich nicht gut.

Ja, damals mußte ich aus der Schmiede in die Dreherei. Und seit der Zeit bin ich auch drin geblieben. Das ist nun immerhin schon sechsundvierzig Jahre her.

Und jetzt kommt da so'n junger Schnickschnack her, sagt „Choroscho" und „Towarischtsch", stellt sich an meine Maschine und glaubt, mir was vormachen zu können. Nein, nein, mein Lieber, daraus wird nichts.

Als ich das erste Mal beobachtete, wie der Span über dem Drehstahl durch die hohe Schneidtemperatur bläulichglänzend wie ein Mistkäfer wurde, da warst du ganz bestimmt noch nicht geboren. Steht man seit sechsundvierzig Jahren jahraus, jahrein an der Maschine und sieht, wie sich der Drehspan zu langen raschelnden Stahlschlangen zusammenrollt, läßt man sich so schnell nichts mehr vormachen.

Seit Wochen liegt mir der Seeger-Alfred, der Meister, in den Ohren: „Mensch, Paul, probier doch mal die neuen Drehstähle aus. Du wirst sehen, das klappt. In der Kugellagerbude in der Ehrlichstraße haben sie auch damit angefangen. Und was die können, kannst du schon lange. Du weißt doch, Paul, wenn du den Anfang machst, machen die andern mit. Die warten bloß auf dich."

Ich verheimliche es gar nicht: Die Worte von dem Seeger-Alfred habe ich ganz gern gehört. Zwar weiß man selbst, was man im Betrieb wert ist, aber wenn die anderen es auch wissen und sagen, schadet es nichts.

Den Alfred kann ich ja verstehen. Der ist Meister und soll dafür sorgen, daß die Produktion steigt. Und was mich da betrifft, kann er sich auf den Norlich-Paul jederzeit verlassen.

Aber reell!

Meine Norm stimmt. Mir kann keiner vorwerfen, daß ich mir was schenken lasse. Noch weniger kann einer sagen, daß der Norlich-Paul Pfusch macht. So soll das auch weiter bleiben.

Das habe ich dem Seeger-Alfred gesagt. „Alfred", habe ich gesagt, „laß mich mit deinem Scherbelstahl in Ruhe. Seit sechsundvierzig Jahren schleif' ich mir die Stähle zurecht, mit denen ich drehe. Immer hab' ich ganz genau gewußt, wie sie schneiden. Und jetzt kommst du mir mit diesem Porzellankram. Das fange ich gar nicht erst an. Wer garantiert mir denn, daß alles gut geht mit den Dingern? Du etwa? Na siehste, du zuckst mit den Schultern. Ne, ne, mein lieber Alfred, daraus wird nichts."

Der Marschner, der Grätz und der Kahlert gaben mir recht, als ich ihnen das damals beim Mittagessen erzählte. Und das sind auch keine schlechten Dreher, weiß Gott nicht. Der Tangoheini, der Rotzlöffel, konnte natürlich sein Maul nicht halten.

„Der Meister braucht wohl wieder mal 'ne Prämie, was?" meinte er. Na, dem Burschen habe ich die Meinung gegeigt.
Was weiß der auch schon vom Seeger-Alfred? Als der Tangoheini 1943 geboren wurde, da hatten sie den Alfred bereits abgeholt. Damals waren eigene Gedanken Hochverrat. Deshalb dachte jeder nur für sich allein. Wenige gab es, die ihren Kopf licht und klar hielten, die aus dem Herzen die Furcht vor den Schrecken der Gewalt verdrängten und handelten. Die wenigen konnten das, weil in ihnen soviel Glauben und Wissen um das Gute im Menschen war, daß die erbärmliche Angst, die jeden lebenswarmen Menschen anficht, weichen mußte. An das Gute im Menschen zu glauben, das war damals verflucht schwer, wo man die Menschen dazu erzog, daß einer des anderen Wolf sei. Da mußte man schon so ein großes, liebendes Kämpferherz haben wie der Alfred.
Ich gebe es ehrlich zu: Ich bin nicht so ein Mensch gewesen. Als alles noch gut ging, habe ich manches von dem sogar geglaubt, womit die Nazis uns das Gehirn verschmierten. Ich bin denen nicht nachgelaufen, nein, nein. Aber ich habe auch nichts getan, damit die verdammten Hunde eher verreckten. Gehadert habe ich mit dem Schicksal, daß es mir unseren Einzigen, den Erich nahm. Das war alles.
Wenn ich mir den Burschen von der Russendelegation hier an der Maschine so ansehe, so könnte das eigentlich mein Junge sein. Der Erich müßte jetzt ungefähr so alt sein wie er, wäre er nicht in Rußland gefallen. Geschickte Hände hat der Kerl. Aus dem wird noch mal ein guter Dreher.
Na ja. Damals jedenfalls stand der Alfred an der Maschine neben der meinen. Er hat manches zu mir gesagt, was er anderen nicht sagte. Das Schicksal machen wir uns selbst, meinte er. Keinem Dritten kann man die Verantwortung dafür aufladen. Zu der Zeit habe ich noch nicht gründlich über solche Worte nachgedacht. Deshalb verstand ich sie auch nicht richtig.
Als das Ende dann da war, und die meisten an einen Anfang nicht mehr glauben wollten, kam der Alfred zu mir. Das KZ hatte die Kerben auf seiner Stirn mehr werden lassen, doch den Glanz der Augen vermochte es nicht zu trüben. Ich war müde wie die anderen. Aber ich bin mit Alfred gegangen, der mehr Recht gehabt hätte, müde zu sein, als wir alle. Wir haben die Bombentrümmer bei Steinbrech & Lohan weggeräumt, bis die Maschinen, die jetzt uns gehörten, wieder laufen konnten.
Es war ein schwerer Anfang. Nicht nur die Maschinen kamen in Gang. In den Hungermonaten des fünfundvierziger Jahres machte auch ich die ersten Schritte ins neue Leben. Ich weiß noch, wie sich unser Erich als kleiner Bursche auf seinen wackligen Beinchen in der Küche täppisch von einem Stuhl zum anderen bewegte. So muß ich auch in unsere neue Welt getapst sein. Und ich war schon nicht mehr der Allerjüngste.
Ja, so war das damals. Ich hab' viel begriffen in den Jahren, wenn auch nicht mehr alles in meinen alten Schädel hinein will. Aber was der Alfred mir gesagt hat, daß wir uns unser Schicksal selber machen, das vergeß' ich nicht mehr.

Wie ich dem Tangoheini das alles erzählt hatte, ist der ganz ruhig geworden. Große nachdenkliche Augen hat er auf einmal gehabt. Das ist ja kein schlechter Kerl, wenn er auch immer nur seine Schlager im Kopf hat, der Rotzlöffel.
Das mit dem Russen hätte der Alfred aber nicht machen sollen. Bringt den gerade an meine Maschine, als wenn es nicht noch genug andere Drehbänke hier geben würde. Wie steh' ich denn nun vor den anderen da? Ich bin doch blamiert, wo alle die Geschichte kennen.
Neulich, es kann vielleicht zwölf Wochen her sein, bin ich mal abends im Technischen Kabinett gewesen. So'n Ingenieur hat da gesprochen. Um den Porzellankram beim Drehen ging es. Schneidkeramik hat der es immer genannt. Mich hat's gejuckt, weil der Alfred immer solchen Wind davon machte. Das war ganz interessant, was der Ingenieur da erzählte. So'n ganz Dummer bin ich ja nun nicht, daß ich das nicht verstehen würde.
Der Ingenieur hat uns vorgerechnet, daß man mit diesen Porzellandingern viel schneller drehen kann als mit den Hartmetallstählen.
Außerdem sind die kleinen Tonplättchen bedeutend billiger. Ganz schöne Sümmchen kann man da einsparen. Ich hab' mir das mal im Kopf überschlagen; bei uns in der Dreherei könnten wir so manchen Tausender auf den Tisch blättern.
Der Ingenieur meinte, wenn die meisten Dreher in den Betrieben nach dieser Methode arbeiten würden, wär's 'ne Kleinigkeit, von dem eingesparten Geld jedes Jahr eine neue, große Fabrik zu bauen. Ganz schön, was? Aber die Dreher wollen nicht so recht an die Sache 'ran. Die hängen wie mit Pech festgepappt an den alten Methoden, mit denen sie schon lange arbeiten und wo ihnen alles bekannt ist.
Ich hab' mich ganz klein auf meinem Stuhl gemacht, als der das sagte. Auf dem Nachhauseweg habe ich mir alles noch mal in meinem Gehirnkasten durchgewälzt. An dem, was der Ingenieur da an der Tafel vorgerechnet hat, von wegen billiger und schneller, daran gibt's nichts zu tüfteln. Das stimmt. Und mit dem Pech hat er auch nicht ganz unrecht.
Wie war denn das damals, so um 1925 herum?
Seinerzeit wurde bei uns im Betrieb angeordnet, daß wir uns vom Schnellstahl auf das neue Hartmetall „Widia" umzustellen hätten. Wie ein Diamant so hart sollte das Zeug sein, das sie da in der Kanonenschmiede bei Krupp in Essen erfunden hatten. Und die Schneide an den Hartmetallstählen stand wirklich prima, wenn man den Bogen richtig 'raus hatte. Keiner von uns wollte aber den erprobten Schnellstahl so einfach weglegen. Mit dem Hartmetall klappte das nicht auf Anhieb, und deshalb spannten wir immer wieder unseren Drehmeißel aus Schnellstahl ein. Lieber gingen wir öfter nachschleifen. Wenn der Meister das jedoch merkte, hagelte es Anpfiffe und Strafen. Schließlich kontrollierte man uns dauernd. Wie läufige Köter schwänzelten die Aufpasser um die Maschinen herum. So wurde bei uns damals in der Bude das Drehen mit Hartmetall eingeführt.
Noch im Bett gingen mir die Gedanken und Erinnerungen durch den Kopf. Am

nächsten Morgen ging ich zu Alfred in die Meisterbude. „Du, Alfred", meinte ich, „gib mir mal so'n Glasscherben. Ich will die Sache mal probieren."
Der Alfred freute sich. Er holte aus seiner Schreibtischschublade eine Streichholzschachtel hervor. Ich dachte erst, er wollte sich auf den Schreck 'ne Zigarette anstecken und wunderte mich schon, weil Alfred doch gar nicht raucht.
„Hier sind sie", sagte er und gab mir die Schachtel.
Ich nahm sie in die Hand. „Keramische Schneidplatten EV 10 – VEB Keramische Werke Neuhaus, Neuhaus-Schierschnitz, Bez. Suhl" stand darauf. Ich hab' das noch ganz genau vor den Augen. In der Schachtel lagen kleine schwärzliche Plättchen sauber nebeneinander geschichtet, die in der Mitte alle eine Bohrung hatten. Alfred gab mir noch einen Klemmhalter, in dem eines von den Plättchen befestigt wurde. Dann gingen wir zu meiner Drehbank.
Mein Maschinchen ist nicht das älteste, aber auch nicht das allerneueste. Zuverlässig ist es, da weiß man, was 'rauszuholen ist.
Diesmal ließ mich der Schlitten jedoch im Stich.
Ich hatte den Halter eingespannt und wollte von einer glatten Welle einen Span nehmen. Die Schnittiefe hatte ich auf nur einen Millimeter eingestellt und den Vorschub auf ein Zehntel Millimeter pro Umdrehung. Die Schnittgeschwindigkeit war niedrig, nur etwa siebzig Meter in der Minute. Mit solchen Werten fange ich bei Hartmetall sonst gar nicht erst an. Aber ich sagte mir: Paul, sei vorsichtig, damit nichts schief geht.
Anfangs klappte es. Das Porzellandings machte einen schönen Span über die ganze Länge der Welle. Dann setzte ich nochmals mit etwas höherer Schnittgeschwindigkeit an. Kaum hatte sich die Schneidkante einige Zentimeter in das Werkstück hineingefressen, da gab's einen fast nicht hörbaren Knacks, und das Plättchen war weggebrochen. Ich bekam einen ganz schönen Schreck, denn mir bricht sonst so leicht kein Stahl weg. Außerdem standen der Kahlert, der Grätz und die anderen um meine Maschine herum.
„Versuch's noch mal, Paul", sagte Alfred.
Wir spannten ein neues Plättchen in den Klemmhalter, und los ging es wieder. Aber das Resultat war nicht viel besser, als beim ersten Mal. Das Ding brach erneut weg. Mir wurde heiß. Ich probierte es noch drei- oder viermal. Stets das gleiche; das Plättchen krachte weg.
Vor versammelter Mannschaft habe ich damals nicht gerade leise verkündet, daß mir dieser Dreckkram nicht mehr an meine Maschine kommt. Noch ziemlich lange hab' ich herumgeschimpft, bis ich mit mir selbst wieder so richtig im Lot war.
Und jetzt steht nun dieser Russe hier an meiner Maschine.
Wladimir und noch was heißt er, hat Alfred gesagt. Das noch was habe ich nicht mitgekriegt. Das war so schwer zu sprechen, daß sich der Alfred bald das Maul dabei verrenkt hätte. Der Wladimir ist Dreher in Leningrad, in einem Werk, das sich „Bolschewik" nennt.

Als er zu uns in die Dreherei kam, trug er einen sauberen blauen Schlosseranzug. Oben sah der Knoten eines bunten Schlipses hervor. Unter dem Arbeitsanzug hatte er sicher seine guten Sachen an.
Der Wladimir machte nicht viel Worte. Er besah sich die Maschine ganz genau. In verschiedenen Geschwindigkeiten ließ er sie leer laufen. Dann wuchtete er einen von den Rohlingen auf die Drehbank, aus denen wir Getriebewellen drehen. Beim Einspannen des Keramikplättchens in den Klemmhalter nahm er sich mächtig Zeit. Irgend etwas schien ihm zu fehlen. Er sprach zum Dolmetscher, und der sagte es Alfred. Ein Stück Hartfilz wollte er zum Unterlegen. Alfred sauste davon.
Der hat's aber eilig, dachte ich.
Wladimir legte den Filz unter den Klemmhalter, spannte alles fest und fing an zu arbeiten, als würden wir alle nicht um die Maschine herumstehen. Donnerwetter, hat der die Ruhe weg! Seine Handbewegungen waren ganz sicher und ausgeglichen. Ich wartete darauf, daß das Plättchen wegknallen würde, wie damals bei mir. Ich weiß selbst nicht recht, ob ich mir das in dem Moment nicht direkt gewünscht habe. Aber es passierte nichts. Der Span lief gleichmäßig weiter. Wie macht der Kerl das bloß?
Wladimir erhöhte die Schnittgeschwindigkeit immer mehr. Solch ein Tempo konnte ich mit Hartmetall nicht wagen. Je größer die Geschwindigkeit wurde, desto mehr verfärbten sich meine Ohren. Ich merkte das richtig. So eine Blamage aber auch. Der junge Bursche kommt her und macht mir altem Dreher das vor, was bei mir schiefgegangen ist. Sechsundvierzig Jahre stehe ich an der Maschine, und das muß mir noch passieren. Teufel noch mal!
Schließlich stellte Wladimir die Drehbank ab. Alle tasteten mit den Händen über die Schnittfläche, die glatt war und silbrig glänzte. Auch über die Schneidkante des Porzellanplättchens fuhren die Finger vorsichtig prüfend.
Alles in Ordnung.
Überall lachende Gesichter.
Zu guter Letzt merkte sogar ich alter Ochse, daß die gar nicht über mich grinsten, sondern dem Wladimir zulachten. Ich fühlte, wie meine Ohrlöffel wieder ihre normale Farbe anzunehmen begannen.
Alfred erzählte meine Pleite. Er berichtete, was geschehen war, aber er nannte nicht meinen Namen. Ist doch ein anständiger Kerl, der Alfred!
Wladimir sagte, da wären die Schwingungen am Stahlhalter dran schuld. Deshalb hätte er den Filz untergelegt, der die Schwingungen dämpft. Sie hätten in Leningrad zuerst auch allerhand Ärger gehabt, bis alles richtig klappte.
Er führte das mit dem Filz noch mal praktisch vor und zeigte manchen anderen Kniff. Wir wurden alle sehr lebhaft, und Wladimir war wie einer von uns. Fast drei Stunden stand er an der Maschine, ehe er sich verabschiedete.
Als er ging, drückte er mir fest die Hand. Eigentlich ein prima Junge, dachte ich.

Nach Feierabend bin ich dann zu dem Hotel gefahren, in dem Wladimir und die anderen von der Delegation übernachteten. Nachdem Wladimir von uns weg war, habe ich den Rest des Tages nur noch mit den Porzellandingern gearbeitet. Es ging tadellos. Alfred stand immer wieder an meiner Maschine und beobachtete. Wir freuten uns beide, und keiner wußte, wer froher war. „Alfred", sagte ich, „jetzt haut es hin. Die Sache führen wir hier bei uns ein." Alfred hat mir nur auf die Schulter geklopft und gelacht.
In der Hotelhalle habe ich auf Wladimir gewartet. Ich mußte ihm einfach die ganze Geschichte von Anfang an erzählen. Sonst hätt's mir noch das Herz abgedrückt. Wladimir hörte ruhig zu. Hoffentlich hat der Dolmetscher alles richtig übersetzt, denn so ein Bruder hat doch keine Ahnung vom Drehen. Aber Wladimir wird's schon verstanden haben, das ist schließlich ein Pfundsdreher. Wer sechsundvierzig Jahre jahraus, jahrein an der Drehbank gestanden hat, der kann das beurteilen.
Als ich mit dem Erzählen fertig war, ist der Wladimir aufgestanden und hat mich vor allen Leuten umarmt. Ich hab' gleich wieder ganz rote Ohrlöffel bekommen aus lauter Verlegenheit. „Otschen choroscho", sagte er, sehr gut. Und dann: „Viel Gluck, Towarischtsch!"
Nun stehe ich draußen vor dem Hotel und mir fällt vor lauter Freude nichts Besseres ein, als daran zu denken, daß der Wladimir eben Gluck anstatt Glück gesagt hat.
Ich bin froh.
Viel Gluck, Wladimir!

Diese Zeit braucht deine Hände

Diese Zeit ist eine Wende –
Noch bedrückt uns Schuld,
Doch wir machen ihr ein Ende,
Schaffend in Geduld.

Diese Zeit braucht guten Willen,
Mut und zähe Kraft.
Braucht den Frohsinn, der im stillen
Wirkt voll Leidenschaft.

Diese Zeit braucht offne Augen,
Die das Echte sehn.
Herzen, die zum Wagnis taugen,
Gegen Not zu stehn.

Diese Zeit braucht starke Seelen,
Die voll Klarheit sind.
Und Beharrung darf nicht fehlen,
Die das Ziel gewinnt.

Diese Zeit ist eine Wende,
Hoffnung ist ihr Stern.
Diese Zeit braucht deine Hände,
Halte dich nicht fern!

Gründlicher nachdenken!

Peter Boisens Broschüre zum hundertsten Jahrestag der bürgerlichen Revolution von 1848 erschien unter dem Titel „Mecklenburg 1848–1948". In Rostock wurde sie zuerst wirksam. Der zum Oberst beförderte Kommandant Pawel Kowalenko hatte einige Vertreter der antifaschistisch-demokratischen Parteien und verantwortliche Kulturfunktionäre zu sich gebeten.

Die Stadträtin für Kultur, Dr. Sophie Körner von der Christlich-Demokratischen Union, gab einen Rechenschaftsbericht, dem aufmerksam zugehört wurde. Einzig Albert Meier starrte abwesend mit verschränkten Armen über die Köpfe der vor ihm Sitzenden.

Dr. Körner, eine Frau Anfang der Vierzig mit streng zurückgekämmtem Haar, im Aussehen und Gehabe etwas gouvernantenhaft, hatte es trotz ihres fachlichen Könnens schwer, mit dem Einfallsreichtum, der Geschicklichkeit und der organisatorischen Tüchtigkeit ihres Vorgängers Günther Sprede wettzueifern. Trotzdem konnte sie auf Fortschritte in der Arbeit hinweisen, aber sie verschwieg auch Fehlleistungen und Versäumnisse nicht.

Der Kommandant bat sie, zu sagen, was zur bevorstehenden Revolutionsfeier geplant sei.

Sie berichtete über die Festkundgebung im Filmtheater, auf der August Wahlke und Albert Meier die Ansprachen halten sollten, von einem Kammerkonzert, das der Kulturbund im sogenannten Alten Palais veranstaltete, sowie von der Premiere der neueinstudierten Oper „Die lustigen Weiber von Windsor".

„Warum diese Oper?" wollte Kowalenko wissen.

Der Intendant des Volkstheaters, Carolus Wemper, der bisher unausgesetzt auf den Kommandanten geblickt hatte, als wollte er in dessen Mienen erforschen, was der dachte und vorhatte, schoß von seinem Sitz hoch. Durch fahrige Handbewegungen unterstrichen, erklärte er, diese Oper von Nicolai sei im Revolutionsjahr 1848 uraufgeführt worden.

Auf Kowalenkos Frage, ob dies das einzige sei, was sie mit der Revolution von 1848 verbinde, entgegnete Wemper, fahl vor Erregung, die Landeshauptstadt bringe „Eugen Onegin", und der habe noch weniger mit der Achtundvierziger-Revolution zu tun. Revolutionsopern gäbe es nun einmal nicht.

„Ich glaube, da irren Sie, Genosse Wemper", widersprach der Oberst ruhig. „Ich habe mir sagen lassen, der deutsche Komponist Lortzing schrieb eine. Sie wurde bisher nur wenig, man kann sagen kaum aufgeführt. Wahrscheinlich weil sie eine Revolutionsoper ist."

„Sie meinen ‚Reginá?' Die Partitur war nicht aufzutreiben", entschuldigte sich Wemper. „Außerdem müßte sie neu bearbeitet werden."
„Also gibt es gleich zwei Gründe, sie nicht zu spielen", meinte Kowalenko ironisch.
„Die Oper erfordert auch einen starken Chor, und den haben wir nicht", fügte Wemper noch hinzu.
„Sogar drei Gründe."
Mein Gott, streiten sich über Opern, dachte Thomas Waiß. Als wäre das das Wichtigste . . .
Nur Vorgeplänkel, sagte sich Albert Meier. Was hat der Russe wirklich vor? Gefällt dem wohl nicht, daß ich einer der Festredner bin?
Reden und Gegenreden gingen eine Weile fort. Frau Stadtrat Dr. Körner räumte ein, man hätte sich für diesen Tag das Theaterprogramm besonders sorgfältig überlegen müssen. Sie habe als Festaufführung „Die Stumme von Portici" im Auge gehabt, aber eingesehen, daß eine Einstudierung in der verbliebenen Zeit nicht durchführbar gewesen sei.
„Warum eigentlich eine Oper?" warf Waiß ein.
Wemper griff das auf, er habe auch zuerst an den „Egmont" gedacht.
„Und warum nicht ‚Die Weber'?" fragte Albert Meier. Der alte Wahlke wunderte sich über den Eifer der Anwesenden. Er verstand überhaupt nicht, warum gestritten wurde. Ihm war herzlich gleichgültig, was das Volkstheater am 18. März aufführte; wichtig schien ihm einzig und allein die politische Kundgebung an diesem Tag. Über die aber hatte bisher noch keiner ein einziges Wort verloren, selbst Kowalenko nicht.
„Darf ich Ihnen sagen, weshalb ich Sie zu mir gebeten habe?"
Der Kommandant versuchte das durcheinandergeratene Gespräch zu beenden.
„Ich möchte gern von Ihnen wissen, ob Sie wirklich mit diesem Programm zufrieden sind? Es handelt sich in diesen Tagen doch darum, an ein großes revolutionäres Ereignis in der Geschichte Ihres Volkes zu erinnern."
Er nahm ein vor ihm liegendes Heft in die Hand.
Peters Broschüre, dachte Thomas Waiß. Ich Schafskopf hätte vor der Sitzung darin blättern sollen.
Diese kleine Schrift enthalte Anregungen und Hinweise für viele Veranstaltungen zum 18. März.
„Nur einige Beispiele", und zu Carolus Wemper gewandt: „Gut, spielen Sie die ‚Lustigen Weiber' . . . Warum aber plant der Kulturbund nichts außer einem Kammerkonzert? Warum keinen Fritz-Reuter-Abend? Warum keinen Vortrag eines Geschichtsprofessors über die demokratischen Bestrebungen vor hundert Jahren und in unserer Gegenwart? Warum keinen Abend über die Ritterschaften in Mecklenburg und ihre großen demokratischen Gegenspieler, die Brüder Moritz und Julius Wiggers, Söhne der Stadt Rostock?"
Was, so fragte er, plane eigentlich die Universität in diesem Gedenkjahr? Was die Studenten? Er sei überzeugt, die Kundgebung im Filmtheater werde ein Höhepunkt,

dennoch halte er es für notwendig, viele Veranstaltungen unterschiedlichster Art durchzuführen, darunter besonders solche für die Jugend. Es müßten so viele Menschen wie möglich auf die eine oder andere Weise dazu gebracht werden, über die bürgerliche Revolution vor hundert Jahren und die Ursachen ihres Fehlschlagens nachzudenken wie auch über die Notwendigkeit der heute durchgeführten demokratischen Reformen.
Kowalenko sprach ohne Bitterkeit, befahl nichts, sagte seine Meinung und unterbreitete Vorschläge. Er schloß seine Ausführungen mit einem gewinnenden Lächeln und der Frage: „Einverstanden? Ja?"
Der Sekretär des Kulturbundes trat daraufhin sofort an ihn heran, ob er bereit sei, in der Studentengruppe des Kulturbundes an einem öffentlichen Ausspracheabend über die Achtundvierziger-Revolution teilzunehmen.
Der Kommandant meinte, ob das nicht Angelegenheit der Deutschen sei.
Sie müßten erst in Revolutionsstimmung gebracht werden, entgegnete der Kulturbundsekretär schlagfertig, und das könne keiner besser als er.
Kowalenko versprach zu kommen.
Als die anderen aufbrachen, hielt er Thomas Waiß zurück.
„Wir müssen uns ja nun bald trennen, nicht wahr, Thomas?"
„Im April beginnt's", antwortete Waiß.
„Wären Sie vor zwei Jahren gegangen, kämen Sie jetzt als hochgelehrter Mann zurück ... Scherz beiseite, unsereins kann nie genug lernen ... Wissen Sie schon, wer Sie vertreten soll? Nein?... Albert Meier ist von Ihrer Partei vorgeschlagen."
Mit offenem Mund starrte Waiß den Kommandanten an.
„Unterschätzen Sie Albert Meier nicht. Ein erfahrener Kommunalpolitiker und – was auch nicht unwichtig ist – ein Sohn dieser Stadt ... Sprechen Sie bitte nicht darüber; perfekt ist die Sache nämlich noch nicht."
Völlig benommen verließ Thomas den Kommandanten. Es wollte nicht in seinen Schädel, daß dieser Ehrgeizling und Quertreiber sein Nachfolger werden sollte ... Der hatte sich mit Vehemenz durchgesetzt, besaß Kowalenkos volles Vertrauen. Dabei – was hatte sich der alles erlaubt? Was alles war ihm schon nachgesehen worden?! ... Aber – ein erfahrener Kommunalpolitiker. Ein Sohn dieser Stadt ... Was vorher war, zählte nicht mehr.

Albert Meier und Frau Körner hatten die Kommandantur gemeinsam verlassen.
„Der hat ja nicht schlecht deklamiert", höhnte Meier. „Sprach, als hätte er die Revolution für sich gepachtet."
Frau Körner antwortete nicht gleich, nach einer Weile sagte sie: „Er möchte, daß so viele Menschen wie möglich über die Ursachen, die Ziele und die Niederlage der Revolution nachdenken ... Ich habe nachgedacht."

Auszug

HORST SALOMON

Ich habe gelernt

Vor einigen Jahren,
da hab ich es noch
mit der Zeit nicht genau genommen,
und manche Stunde
ist ungenutzt
im Meer der Tage dahingeschwommen.

Ich dachte dann immer:
Ist ja nicht schlimm.
Du bist doch gewöhnlich auf Draht.
Und von den vertranten,
verlornen paar Stunden
stirbt bestimmt nicht der Arbeiterstaat.

Als Mitja mich dann
bei den Ohren nahm,
bockte ich wie ein störrischer Gaul.
Ich erfüll ja den Plan
– so meinte ich –
und war zum Denken zu faul.

Doch Mitja Drugow
aus dem Donbassgebiet,
der hatte auch seinen Kopf;
und langsam
schnitt er mir Stück um Stück
ab den staubigen Zopf.

Ich war ja ein Dummkopf.
Heut hab ich begriffen,
daß jede Minute wichtig ist,
weil jede Minute erfüllter Plan
dem Kapitalismus Stunden frißt.

Ja – die Uhr ist unser.
Sie läuft gegen Bonn.
Und der sie aufzog,
war der Kumpel vom Don!

WALTER KAUFMANN

Zweimal geboren

Die schnarrende Stimme des Lautsprechers: „Zum Schnellzug nach Moskau, über Warschau, bitte einsteigen . . .!“ zerschneidet das Gespräch. Rudolf küßt Gertrud noch einmal, dann nimmt er seinen Kleinsten auf den Arm, drückt ihn fest an sich und schaut in die großen dunklen Augen. Soll es das letzte Mal sein?
Der Zug rollt aus der Halle. Ein letztes Winken, Rudolfs Arm sinkt langsam herab. Den Zug hat das sonnenüberstrahlte Häusermeer verschluckt.
Gertrud und Manfred haben ein Abteil für sich allein. Die Sitze sind gepolstert, es reist sich bequem.
Vor den Fenstern fliegen abgeerntete Getreidefelder und dunkle Nadelwälder vorbei. Ähnlich wie daheim in Thüringen ist diese Gegend, sinnt Gertrud. Das leise monotone Rattern des Zuges führt ihre Gedanken neun Jahre zurück.
Am 25. Februar 1945 wurde Manfred geboren, ein gesundes und kräftiges Kind. Auch Rudolf – damals noch an der Front – war so stolz auf ihn. Zwei Tage später geschah es dann, am 27. Februar. Die Sirenen heulten. Fliegeralarm! In der Nachbarschaft fielen schon die Bomben. Gertrud war mit zitternden Knien aus dem Bett gesprungen, hatte ihre drei Kinder an sich gerissen und wollte mit ihnen in den Keller.
„Wenn wir umkommen, dann will ich mit meinen Kindern sterben!“ hatte sie die Wochenschwester angeschrien, die ihr bittere Vorwürfe machte:
„Sie setzen Ihre Gesundheit aufs Spiel!“
Tatsächlich zog sich Gertrud in dem feuchten Keller eine bösartige Erkältung zu. Mit der Muttermilch hatte der Säugling wahrscheinlich irgendwelche Krankheitskeime eingesogen, denn nach acht Wochen wurden seine Fingerspitzen, Lippen und Ohren blau. Das waren die Merkmale einer schlimmer und schlimmer werdenden Krankheit, wie sich später herausstellte. Als Manfreds Altersgenossen längst zur Schule gingen, Fußball spielten und draußen umhertollten, ächzte der Kleine nur von einem Stuhl zum anderen. Nach zwei, drei Schritten fiel er vornüber, schlug mit dem Gesicht auf und blieb liegen. Die Straße und die fröhlich spielenden Kinder sah er nur von einem kleinen Handwagen aus, den der Vater nach Feierabend für ihn gebaut hatte.
Jahre vergingen. Manfreds Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends. Immer mehr wurde es zur Gewißheit, daß die Tage des Jungen gezählt waren. Ein Kinderarzt seiner Heimatstadt hatte ihn behandelt – ohne Erfolg –, er war in die Universitätsklinik Jena gekommen und schließlich in die Charité nach Berlin. Nirgends konnte geholfen werden.

Eines Abends sagte Rudolf zu seiner Frau:
„Man müßte zu einem sowjetischen Arzt gehen."
„Aber du kennst doch keinen."
Der Gedanke ließ Rudolf keine Ruhe. An einem der letzten Augusttage 1954 faßte er sich ein Herz und ging zum sowjetischen Militärkrankenhaus.
Der Arzt hörte ihn ruhig an.
„Wir müssen das Kind untersuchen", entschied er.
Am nächsten Tag kam eine sowjetische Ärztin zu ihnen ins Haus. Lange und gewissenhaft horchte sie Manfred ab, dann sagte sie mit ernstem Gesicht:
„Wir werden sehen, was sich tun läßt. Kommen Sie in ein paar Tagen zu uns."
Mutter und Vater schwankten zwischen Hoffnung und Zweifel, bis Rudolf nach einigen Tagen erfuhr:
„Ihrem Söhnchen kann geholfen werden. Allerdings muß er nach Moskau in eine Klinik. Wir haben das Erforderliche in die Wege geleitet. Erledigen Sie bitte sofort bei den deutschen Behörden die notwendigen Paßformalitäten für Ihre Frau und das Kind."
Rudolf konnte es nicht fassen.
„Ja, aber das kostet doch viel Geld. Das werde ich als Arbeiter kaum aufbringen können."
„Lassen Sie das unsere Sorge sein", hatte ruhig und bestimmt der Arzt entgegnet.
Nun sitzen Mutter und Kind im Zuge und fahren Moskau entgegen. Gewiß, Gertrud freut sich über diese Aussicht für ihren Jungen, dennoch kann sie das Gerede einiger ach so besorgter Nachbarn nicht vergessen: „Zu den Russen wollen Sie? Wer weiß, was die mit dem Kind anstellen!"
Nach zweitägiger Reise wurden die beiden auf dem Bahnhof in Moskau von einem Vertreter der Botschaft unserer Republik und einer Dolmetscherin begrüßt.
Fünf Minuten später hielt die Mutter zum ersten Male Rubelscheine in der Hand, und ein Auto brachte sie durch den flutenden Verkehr zum Hotel „Savoy", einem komfortabel eingerichteten Haus, in dem jedes Zimmer ein Bad hat.
Am nächsten Morgen fuhr Gertrud mit Manfred zum Krankenhaus in der Krasnowskistraße. Wieder herzliche Begrüßung! Zu ihrem Erstaunen durfte sie in der Klinik wohnen. Mit Windeseile sprach es sich bis ins letzte Zimmer herum, daß eine deutsche Frau mit ihrem schwerkranken Kind angekommen sei. Und nun geschah etwas, was Gertrud fassungslos machte: Ob Ärzte, Schwestern oder Patienten – alle wollten Manfred und sie selbst sehen. Obwohl Gertrud ihre Worte nicht verstand, konnte sie doch in ihren Gesichtern das tiefe Mitgefühl lesen.
Es vergingen Tage und Wochen. Hin und wieder lud die Dolmetscherin, die inzwischen zu einer treusorgenden Freundin geworden war, Gertrud zu Rundfahrten ein. Sie sollte etwas sehen von all dem Großen und Schönen in der alten und doch so jungen Stadt.
Dann kam der 26. Oktober. Am späten Nachmittag bat Professor Dr. Bakulew Ger-

trud zu sich. Er sagte ihr, daß die Untersuchungen abgeschlossen seien, Manfred habe einen schweren Herzklappenfehler. Sein Körper wäre inzwischen so widerstandsfähig geworden, daß man an die komplizierte Operation herangehen könne.
„Wir bitten Sie, Ihr Einverständnis zu geben. Es wird eine schwere Operation werden, aber wir glauben zuversichtlich, daß wir dem Jungen helfen können."
Als sich am nächsten Morgen die Tür zum Operationssaal hinter den Ärzten und ihrem Patienten schließt, zeigt die Uhr die zehnte Stunde an. Gertrud geht den langen Gang auf und ab, auf und ab . . . Ihr Puls hämmert. Wird es gut gehen? Endlich, nach vier Stunden wird Manfred in sein Zimmer gefahren, vollkommen zugedeckt, so daß ihn die Mutter nicht sehen kann. Noch lebt er. Wird er wieder aufwachen?
Über Moskau senkt sich der klare Herbstabend nieder. Gegen achtzehn Uhr vernimmt Gertrud aus dem Nebenzimmer Manfreds Stimme. Minuten später darf sie ihn sehen. Manfred erkennt sie. Eine Schwester beugt sich über ihn und benetzt seine Lippen mit Tee. Doch immer wieder preßt er heraus: „Durst."
In den Abendstunden dieses 27. Oktober 1954 meldete der Moskauer Rundfunk: „Die dreißigste Herzoperation sowjetischer Wissenschaftler ist heute vormittag in einem Moskauer Krankenhaus erfolgreich verlaufen." Die Welt horchte auf. Die Wissenschaft feierte einen neuen großen Triumph.
An Manfreds Bett saßen zur gleichen Zeit Ärzte und Schwestern. Sie beobachteten jeden Atemzug und jede Regung des Jungen mit großer Aufmerksamkeit. Am nächsten Tag ging es ihm bereits besser. Er konnte wieder klar denken.
Nach einigen Tagen wollte Manfred aufstehen. Die Schwester eilte sofort zum Professor. Minuten später saß er neben seinem tapferen kleinen Patienten.
„Na, dann wollen wir es einmal versuchen!"
Gespannt verfolgten alle jede Bewegung des Jungen. Manfred setzte seine Füße auf den Boden und machte den ersten Schritt, dann den zweiten, den dritten. „Ich kann laufen." Der Professor nahm ihn in seine Arme. Die Mutter schluchzte auf.
Kurz vor Weihnachten 1954 war Manfred so weit hergestellt, daß Gertrud beruhigt nach Hause fahren konnte.
Der Junge sollte noch bis März in Moskau bleiben. Sein zehnter Geburtstag wurde zu einem Festtag des ganzen Krankenhauses. Ob Ärzte, Schwestern oder Patienten, alle gratulierten ihrem kleinen Freund. Hunderte von Geschenken türmten sich auf. Selbst Professor Bakulew ließ es sich nicht nehmen, Manfred persönlich zu beglückwünschen und ihm die Armbanduhr zu schenken, die sich der Junge schon immer gewünscht hatte.
Eine junge sowjetische Ärztin brachte dann das Kind, das in Moskau zum zweitenmal geboren wurde, nach Berlin zurück.

HORST SALOMON

Mein Vati hat einen guten Freund

Mein Vati fährt in den Wismutschacht,
bricht Erz aus Felsengestein,
und wenn ich groß bin, dann will auch ich
wie mein Vati ein Bergmann sein.
  Denn Arbeit ist gut
  – sagt mein Vati zu mir –,
  wenn sie den Arbeitern nützt,
  weil sie dann
  die Kinder in aller Welt
  vor Krieg und vor Elend schützt.

Mein Vati hat einen guten Freund –
ich habe ihn auch sehr gern –,
der schenkte mir, als er Abschied nahm,
einen blitzenden roten Stern.
  Denn Freundschaft ist gut
  – sagt mein Vati zu mir –,
  weil sie die Völker vereint,
  damit bald
  den Kindern in aller Welt
  für immer die Sonne scheint.

Mein Vati sagt, daß der rote Stern
der Kinder Glückssternlein ist.
Er leuchtet weit in die Welt hinaus,
damit niemand das Glück vermißt.
  Denn Liebe ist gut
  – sagt mein Vati zu mir –,
  weil sie die Menschen vereint,
  damit dann
  den Kindern in aller Welt
  für immer die Sonne scheint.

Heimkehr

In den ersten Tagen des neuen Jahres rief Prinin bei Boisen an und vereinbarte Tag und Stunde seines Besuches.
Prinin, zum Oberstleutnant befördert, war demobilisiert worden und würde in einigen Tagen in seine Heimat zurückkehren.
Er war überglücklich, den Soldatenrock ausziehen zu können. Acht lange Jahre hatte er ihn getragen; in Ehren, wie man sagen darf. Vier Kriegsjahre hatte er an der Front gestanden, vier Friedensjahre für Ostdeutschlands Neuaufbau gearbeitet. Er hatte Deutschland immer geschätzt; es in den Nachkriegsjahren in seinen besten Vertretern aber lieben gelernt. Seiner Leistungen wegen wurde er gefeiert und geehrt, aber er war klug genug, zu wissen, daß er auch Fehler gemacht, manche Fehlentscheidung getroffen und im Laufe der Jahre auch manch einem unbeabsichtigt unrecht getan hatte.
Boisen sagte in solchem Fall: „Auch Leistungen werfen Schatten."
Prinin glich einem Gardeoffizier in Galauniform, als er der Familie Boisen seinen Abschiedsbesuch machte. Schlank, mit glattem, jugendlichem Gesicht und vollem, dunkelblondem Haar, sah er wie ein Dreißiger aus und war doch schon über die Vierzig.
Marja hatte einen schwedischen Abendbrottisch gedeckt, den anzusehen schon ein Genuß war. Oma trug zu Ehren des Gastes ihr bestes Kleid.
„Man sieht Ihnen an, Herr Prinin, wie sehr Sie sich auf die Heimkehr freuen", sagte sie zu ihm.
„Heimkehr? Ja, das ist richtig. In Moskau und Leningrad war ich erst im Herbst vergangenen Jahres, Frau Boisen. Diesmal aber ist es eine Heimkehr."
„Ihre Frau ist dort, nicht wahr?"
„Ja, Sie ist Ärztin."
Beim Abendessen erzählte Prinin den Frauen, wie Peter und er miteinander bekannt geworden waren.
„Es war im Sommer 1941 im Pädagogischen Institut in Moskau, wo Peter wenige Tage vor dem Überfall zu unseren Studenten sprach. Wir Dozenten und die Studenten hatten sein Buch ‚Alltägliche Geschichten' gelesen und freuten uns, den Autor kennenzulernen. Die Erwartung wurde noch gesteigert durch eine große Unruhe, die uns alle erfaßt hatte. Zwischen Deutschland und uns bestand zwar ein Nichtangriffspakt, aber täglich gab es Nachrichten, die Besorgnis hervorriefen. Sie erinnern sich vielleicht ... Heß flog mitten im Krieg nach England ... In Finnland landeten kriegsmäßig ausgerüstete deutsche Truppen ... Unmittelbar an der deutschen und

rumänischen Grenze sammelten sich größere Verbände. Die Nachrichten klangen alarmierend, aber unsere Zeitungen und der Rundfunk enthielten sich jeden Kommentars, denn unsere Regierung unterließ alles, was als Verstoß gegen den Freundschaftsvertrag ausgelegt werden konnte.
In dieser Situation sprach Peter. Schon nach den ersten Sätzen wurden unsere Studenten hellhörig, denn er nahm kein Blatt vor den Mund und zeigte den Faschismus in seiner ganzen Verkommenheit.
Ich war der Vorsitzende der Kundgebung, und ich gebe zu, mir wurde bald heiß, bald kalt."
„Und mir erst", sagte Boisen. „Ich befürchtete auch, übers Ziel hinausgeschossen zu haben."
„Damals war der Krieg gegen die Sowjetunion doch längst beschlossene Sache", warf Marja ein.
„Der Meinung war auch ich", erwiderte Boisen. „Aber sprich das mal öffentlich aus, bevor der erste Schuß gefallen ist." Er wandte sich an Prinin. „Die Studenten verstanden mich, aber erinnern Sie sich, wie reserviert einige Professoren blieben?"
„O ja, ich erinnere mich. Und stellen Sie sich vor, Peter Karlowitsch, ausgerechnet an diesem Institut habe ich eine Professur für Geschichte und Literatur bekommen."
Prinin nahm die Glückwünsche der Familie entgegen. „Ich freue mich ungemein auf meine alte neue Tätigkeit. Boshe moi, ja, mein Gott, fast zehn Jahre nicht mehr doziert. Hoffentlich falle ich nicht bei der ersten Vorlesung in einen militärischen Ton. Vom Hause Boisen werde ich meinen Studenten viel Rühmenswertes zu berichten haben", fügte er scherzend hinzu.
Bevor der Kleine ins Bett mußte, wurde er von der stolzen Mutter und der nicht minder stolzen Oma dem Gast vorgeführt.
Ernsthaft und nachdenklich blickte der kleine Wicht den Offizier in seinem bunten Rock an, bevor er sagte: „Gute Nacht, Onkel Soldat!"
Prinin nahm das Händchen und erwiderte: „Gute Nacht, kleiner Mann! Schlafe ruhig und in Frieden!"

Auszug

MAX ZIMMERING

Zum 8. Mai

Staubwolken wirbelten im Sonnenschein.
Es zogen Rotarmisten durch die deutschen Straßen,
Wo in den Kellern kauernd Haß und Ängste saßen
Und stummes Schrei'n.

So brach die Freiheit ein mit Panzerstahl
Und roten Fahnen, die der Feuersturm zerschlissen,
In die Geschosse wütend Loch an Loch gebissen
im Todestal.

Das krumme Kreuz, besudelt und zerknickt,
Lag, wie es ihm gebührte, in den Dreck getreten,
Und die Befreier lehrten uns den Boden jäten,
Der halb erstickt.

Der Brandgeruch, der Haß, die Furcht, das Blut
Sind längst dem Bagger und dem Baugerüst gewichen,
Der Friede hat die Fluren wieder frisch gestrichen
Mit Lebensmut.

Daß uns kein Krieg befall' mit Todesschnee
Und daß die Blüte nicht im Bombenstaub verbrenne
Und nicht das frische Korn verderb' im Leib der Tenne,
Wacht die Armee.

Die Maiensonne glänzt im alten Kleid,
Doch heute schützen Schule, Werk und Saaten
Die deutschen Waffenbrüder des Sowjetsoldaten,
Der uns befreit.

Gewidmet der Nationalen Volksarmee

WLADIMIR ALEXEJEWITSCH IWANOW

Die Hände meines Freundes

Wie lange kennen wir uns schon, Werner und ich? Zehn, nein elf Monate. Fast ein Jahr. Bei einem Bestentreffen beider Einheiten waren wir einander erstmals begegnet. Er radebrechte Russisch, und ich tat der deutschen Sprache Gewalt an, aber wir verständigten und verstanden uns gut. Wie das bei so einem Treffen ist, jeder gab etwas zur Unterhaltung zum besten. Werner zeigte sich als guter Klavierspieler. Ich betrachtete seine Hände beim Spiel. „Richtige Pianistenhände hat er", dachte ich mir, „schlank und feingliedrig. Spielen kann er ja gut. Aber mit solchen Händen Soldat sein? Es wird ihm wohl sehr schwerfallen." Wir trennten uns als Freunde.

Im zeitigen Frühjahr war es, als ich einen Auftrag auszuführen hatte. Es war um das Dunkelwerden. Ich fuhr mit dem Krad, hatte es ziemlich eilig. Da kam schon der Platz mit dem Neubau. Ich nahm Gas weg, fuhr um die unübersichtliche Ecke. Und dort, mitten auf dem Fahrdamm, stand eine junge Mutter mit ihrem Kinderwagen. Ich riß das Krad nach rechts, es splitterte, krachte, ich fiel, verlor dann das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, dröhnte mir der Schädel wie eine Kesselschmiede, aber alle Knochen waren heil geblieben. Ich lag im Krankenhaus. Am nächsten Nachmittag, ich traute meinen Augen nicht, kam Werner ins Zimmer. Blumen brachte er mir, pausbäckige Äpfel und Gebäck. Die rechte Hand hatte er dick verbunden. Was damit sei, wollte ich wissen, und Werner erzählte.

Sie seien vorgestern abend von der Ausbildung im Übungsgelände zurückgekommen. Kurz vor der Stadt stand eine junge Frau auf der Straße, hielt die Kolonne an. Ein sowjetischer Soldat sei mit dem Motorrad verunglückt. Da, in die Kalkgrube am Neubau sei er gestürzt. Werner und zwei anderen Genossen hatte ihr Zugführer befohlen zu helfen. Werner nahm Leitungsdraht, legte ihn mehrfach zusammen, band ein Ende an einem Baum fest und ließ sich dann in die Grube hinab. Dort lud er den Verunglückten auf seine Schultern, wickelte den Draht um seine rechte Hand und ließ sich nun von seinen Genossen hochziehen. Erst oben erkannte er, wen er da herausgeholt hatte. Dann spürte er Schmerzen an seiner rechten Hand, sah, daß sie blutete. Der scharfe Draht hatte sich tief in die Handfläche und Finger eingeschnitten. Ich war besorgt, aber Werner beruhigte mich: Nein, nein, der Arzt hätte ihm gesagt, es würde bald wieder gut verheilt sein.

Als Werner sich verabschiedete und ich wieder allein war, sah ich mir meine Hände an. Groß sind sie, hart, das Zupacken gewöhnt. Dann fielen mir Werners Hände ein und meine Gedanken von damals. Ich schämte mich. Jetzt weiß ich es längst: Werner ist ein richtiger Soldat. Er hat feste Soldatenhände. Man kann sich auf sie verlassen, sie schaffen alles . . .

WILLI LAYH

Bekenntnisse eines jungen Soldaten

So kann der Regen sein:
Er stürzt nieder
und schwellt den Strom,
daß die Dämme brechen,
und die Menschen fluchen ihm.

Und so kann er sein:
Er stürzt nieder
und löscht die Brände im Busch,
und die Menschen segnen ihn.

Mein Vater schwur
den Eid auf die Fahne.
Fremden Weizen
sollte er stehlen.
Schnee fiel und Frost
auf sein Gebein.
Die Fahne zerfetzte
der Zorn der Zeit.

Auch ich bin Soldat
und habe geschworen
zu schützen das Liebgewonnene:
Die friedliche Arbeit des Volkes,
die reichen Äcker der Heimat,
das Brot und den Wein auf dem Tisch,
die Sternennächte der Liebe –
die ganze unendliche Freude am Leben,
die mir bereitet
mein sozialistisches Vaterland.

GÜNTER STRIEGLER

Tank ist Tank

Mit zusammengekniffenen Augen, gegen die Sonne blinzelnd, beobachteten wir die heranrollenden Panzer. Die Luft war von Dröhnen und Knurren erfüllt. Unwillkürlich zogen wir die Köpfe noch tiefer zwischen die Halme der Gräser, obwohl wir das eigentlich gar nicht nötig hatten. Wir – das war eine kleine Gruppe von Volkspolizisten und Angehörigen der Kampfgruppen. Und in den Stahlschildkröten saßen unsere Klassengenossen – Sowjetsoldaten.
„Es sind ganz neue Panzer. Solche habe ich noch nie gesehen", schrie mir Sabeck ins Ohr.
Sabeck ist Reservist der Panzertruppen und mußte es wissen. Der Wall des Schießstandes deckte uns völlig.
„Sieh mal, die Geschützrohre behalten immer die gleiche Lage."
Tatsache. Obwohl die Wagen schlingerten wie Schiffe auf hoher See, hielten sich die Mündungen immer in einer Richtung.
Der erste Panzer stoppte mit einer knappen Verbeugung an der Feuerlinie der Nachbarbahn. Eine MG-Garbe fetzte an uns vorüber. Die Leuchtspur zersägte haargenau die Doppelmannscheibe. Die zerfaserten Papierränder begannen zu glimmen, flakkerten auf, rauchten und erloschen.
„Die machen aber wenig Umstände."
Die Kommentare flogen durch die Luft. Unser Schießbetrieb ruhte völlig. Keiner wollte sich das seltene Schauspiel entgehen lassen. Der Motor des Panzers blubberte leise. Langsam rollte er rückwärts.
Der nächste Kampfwagen ging in Stellung. Die Luken gingen auf. Zwei junge Soldaten sprangen heraus, rannten nach vorn, wechselten die Scheiben aus und verschwanden wieder hinter ihren Stahlmauern. Die Schießübung ging weiter.
„Sie machen nicht so viel Theater wie wir", meinte Mernig.
Krapp, unser Schreiber und ansonsten Wirtschaftssachbearbeiter, Herr über Kohlepapier und Bohnerwachseimer, Radiergummi und Investitionsgelder, entgegnete ein wenig pikiert: „Aber Sie notieren sich ja gar nichts. Keine Namen. Keine Treffer. Nichts. Sie kommen ja ganz durcheinander."
Wir lachten. In rascher Folge, mit kurzen, genauen Feuerstößen, erledigten die Panzer nacheinander ihr Programm. Die Panzersoldaten hatten uns längst entdeckt und bemühten sich nun, besondere Ergebnisse zu erlangen.
Pause.
Auf beiden Seiten des Walls lagerten die Soldaten. Man sah braune, grüne und graue Uniformen. Interessiert hatten wir zugesehen, wie die jungen Burschen aus den Pan-

zern sich um einen etwa gleichaltrigen Oberleutnant scharten, lachten, schwatzten und sich geschickt, mit wenigen Griffen, riesige Zigaretten drehten. Bald wehte überall der scharfe, würzige Geruch des geraspelten Krautes, das sich auch so gut lose in der Tasche tragen läßt. Über allem lag eine warme Sommersonne. Es ist wie auf einer Staniza am stillen Don, dachte ich.
Erste Annäherungsversuche. Diskussionsvermittler war – die Machorka. „Machorka ist, Towarischtsch?" wagten sich die ersten vor. „Nu da, ist", tönte es einladend zurück. Bald hielt auch ich ein „Ziegenbeinchen" in der Hand. Ich wußte, daß mir das Zeug nicht bekommen würde. Wer es nicht gewöhnt ist, dem brennt die Zunge danach, und man spuckt wie ein Lama. Aber ich mußte daran nippen.
„Was mag das Ding wohl für ein Kaliber haben?" Ein Genosse der Kampfgruppen deutete mit dem Kinn zum Geschützturm des Panzers. Auch meine Neugier schlief nicht. Und aus den Streitgesprächen rundum, die mit mehr oder weniger Sachkenntnis geführt wurden, war zu entnehmen, daß sich alle für diesen neuen Panzertyp interessierten.
Wir sollten sie fragen. Einige von uns sprachen ein paar Brocken russisch, die sie vor langen Jahren aus der Gefangenschaft mitgebracht hatten. Sabeck radebrechte sogar ganz gut. Er stand bei einer Gruppe Panzersoldaten und diskutierte mit Armen und Beinen. Ich bat ihn, den Oberleutnant zu fragen, was es mit den neuen Fahrzeugen auf sich habe. Sabeck sprach den Oberleutnant an.
Die Wirkung war ein wenig unerwartet. Die Gespräche verstummten. Unsere sowjetischen Freunde sahen teilnahmslos zur Erde oder auch interessiert in die Luft, so, als ob es da etwas Besonderes zu sehen gäbe. Der Offizier blickte nachdenklich, dann schob er die Kappe ins Genick.
Neben mir flüsterte ein Kämpfer: „Det kenn ick. Die Frage paßt ihm nicht. Wenn se de Mütze int Jenick schieben, schmeckt ihnen wat nich. Rückta se sich uff de Neese, is allet jut."
Der Oberleutnant zuckte mit den Schultern und sagte laut und deutlich, so daß es alle verstanden und Sabeck der Mühe des Übersetzens enthoben wurde: „Nuuu, Tank ist Tank."
Er sah dabei in unsere Gesichter. Prüfend, so als ob er uns eine große Neuigkeit mitgeteilt hätte und nun ihre Wirkung abwartete.
„Na, wat hab ick dir jesagt?" flüsterte es neben mir triumphierend. Irgendwie waren wir alle leicht betreten, verlegen. Damit hatten wir nicht gerechnet. Die vorherige Wärme schien verschwunden. Auch das Wetter war nicht mehr so schön.
Ich gab Sabeck den Auftrag: „Genosse Meister! Lassen Sie die Schießübungen fortsetzen."
Hier und da hörte man zwar noch: „Sie sollen sich man bloß nicht so haben."
„Ich denke, wir sind ihre Freunde?"
„Der Oberleutnant scheint der Sohn von Väterchen Wachsamkeit zu sein."
Aber das alles wurde ohne irgendwelchen Beigeschmack gesagt, denn schließlich

wußten wir alle selber, daß es militärische Geheimnisse gibt, und wir schämten uns nun, daß wir daran nicht gedacht hatten.
Wir schossen mit dem MG 34, einer alten, aber immer noch brauchbaren Waffe. Distanz 200 Meter. Die Genossen gaben sich große Mühe, denn unsere Freunde schielten über den Wall und beobachteten uns aufmerksam. Na, bitte sehr, dachte ich, wir können auch was bieten, und ließ ein kleines Programm mit allen Finessen ablaufen. Schützenwechsel, Laufwechsel und was so alles dazugehört. Längst waren wir wieder von den Sowjetsoldaten umringt, sie wollten sich ausschütten vor Lachen, wenn beim Laufwechsel der Schütze sich den Kolben mit der Schließfeder zwischen die Hinterbacken klemmte und diese wie eine Antenne hin und her pendelte. Wir überboten uns selbst und glänzten so gut es ging.
In einer Feuerpause hockten sich unsere Freunde neben die Waffe und begutachteten sie.
Sabeck stieß mich an. „Der Oberleutnant fragt nach dem Typ der Waffe."
Ich wollte schon antworten, als mir der Kamm zu schwellen begann. Hab ich dich, Bruderherz?!
Betont langsam sagte ich zu dem Genossen: „Nuuu, Maschinengewehr ist Maschinengewehr."
Er verstand nicht. Die umstehenden Kämpfer und Volkspolizisten grinsten. Sabeck übersetzte. Verblüfft sah mich der Offizier an. Dann ging ein verstehendes Lächeln über sein Gesicht. Er öffnete seinen Mund, zeigte ein Gebiß, das wohl von Vollkornbrot und Sonnenblumenkernen so schneeweiß geworden war, und lachte. Lachte dröhnend, mit einer Stimme wie ein Bär.
„Choroscho. Otschen choroscho." Er schlug mir mit der Hand auf die Schulter, so daß ich leicht nachfedern mußte.
Das Ende der Geschichte ist schnell erzählt.
Wir einigten uns. Ich opferte einige Gurte MG-Munition und ließ unsere Freunde schießen. Sie freuten sich wie Schulbuben, als sie mit der ihnen unbekannten Waffe doch recht achtbare Ergebnisse erzielten.
Und wir turnten in den Panzern umher, stellten aber keine dummen Fragen mehr. Wir rammelten uns in der ungewohnten Enge Beulen an den Kopf und bewunderten die komplizierte Technik, die da auf kleinstem Raum von den Genossen gemeistert wurde.
Einer von uns faßte seine Bewunderung in einem nachdenklichen Satz zusammen: „Wenn man sie so ansieht, mit ihren klaren, fröhlichen Jungengesichtern, dann könnte man sie sich viel eher mit einer Ziehharmonika in einem Dorf den Mädchen nachsteigend vorstellen. Aber wehe dem, der es wagen sollte, mit ihnen Händel zu suchen."
Unser Abschied war herzlich.
Als die Panzer davonrollten und alle noch lange winkten, war ich froh, zu ihnen zu gehören. Zu uns, den Waffenbrüdern.

HANS OLIVA-HAGEN

Der Ausgleich

6000 Augenpaare folgten dem kleinen schwarzen Puck, der, von wenigen Ausnahmen abgesehen, entweder am Eishockeyschläger eines sowjetischen Spielers oder aber im Tor der deutschen Mannschaft hing, als im Winter 1952 eine Moskauer Auswahl gegen die DDR spielte. Das letzte Drittel lief bereits 15 Minuten, und die Gäste aus der UdSSR lagen mit 23:0 Toren vorn.
Mitten unter den Berliner Zuschauern saß ein Sowjetarmist, der jedes der 23 Tore mit einem herzlichen Jubelschrei gefeiert hatte.
Als sich der sowjetische Soldat während einer kurzen Spielpause umsah, bemerkte er Enttäuschung auf den Gesichtern der Berliner Zuschauer.
Endlich glückte der DDR-Auswahl ein Ehrentreffer.
Da versuchte der Sowjetarmist, gleich alles mit einem Male wiedergutzumachen. Nachdem sich der Beifall gelegt hatte, meinte er treuherzig: „Kommt ein Tor, Kameraden, kommt auch bald der Ausgleich!"

ERWIN STRITTMATTER

Weitläufig gedacht

„Die Sowjets haben den Waldweg, der zu meinem Feld führt, mit ihren Panzern zum Gotterbarmen zerwühlt", sagte der Neubauer und klopfte sein schwitzendes Pferd. – Der Lehrer sah ihn spöttisch an. „Daß du deine Äcker nicht hättest, wenn sie nicht . . ." – „Hör auf!" unterbrach ihn der Neubauer. „Das weitläufige Denken liegt mir nicht." – Er fuhr davon. Das war am 2. Oktober.
Am 5. Oktober trafen sich die leicht Verzankten auf dem Kartoffelfeld. – „Nun haben wir also einen kleinen Mond angefertigt, ein Mondkalb sozusagen", sagte der Neubauer nicht ohne Stolz. – „Das haben wir", antwortete der Lehrer, „wir, die wir mit unseren Panzern den Feldweg zerwühlten."
Der Neubauer schob die Mütze ins Genick und kratzte sich den Kopf. „Jetzt hast du mich 'reingelegt."
„Es ist dir gelungen, weitläufig zu denken", sagte der Lehrer.

HORST HOLZSCHUH

Helden am Niemegk-Damm

Düstere Wolken bedeckten den Himmel. Unaufhörlich fiel in jenen Sommertagen des Jahres 1954 der kalte Regen.
Besorgt hörten die Bewohner des Bitterfelder Gebietes die Nachrichten über das Ansteigen der Mulde. Die lehmgelb gefärbten Fluten schwollen stetig und brandeten gegen den hohen, sieben Kilometer langen Muldedamm von Niemegk, der das dahinterliegende Land und vor allem das äußerst wichtige Bitterfelder Industriegebiet mit seinen großen Chemiebetrieben und Kohlengruben schützte.
Vor einem Jahr erst war der Niemegk-Damm erhöht und in seiner Streckenführung begradigt worden. Der alte, noch stehende Damm war mit seinen Kurven und Vorsprüngen ständig durch sich immer neu bildende Strudel gefährdet gewesen. Noch war der neue Damm nicht befestigt, und deshalb ergab sich die bange Frage: Wird er auch das drohende Hochwasser eindämmen können?
Da ertönte in einer stürmischen Nacht die Sirene: Hochwasseralarm! Eine große Flutwelle wälzte sich, auf ihrem Weg alles mit sich reißend, vom Quellengebiet der Mulde elbewärts.
Wer von den Bergarbeitern in Niemegk schichtfrei hatte, eilte zum Damm. In der Finsternis war nur das unheimliche Brausen und Gurgeln der wütenden Flut zu hören. Als der trübe Morgen graute, war das weite Tal der Mulde von Wassermassen überflutet. Losgerissene Bäume, Sträucher, ja selbst Hausrat und Möbelstücke trieben darin in rasender Fahrt stromabwärts.
Von Stunde zu Stunde wuchs die Gefahr, und unaufhörlich regnete es in Strömen.
Bald gingen die ersten Spritzer über die Dammkrone. Die Männer, die den Damm halten wollten, erwiesen sich als zu wenige.
Da dröhnten die Motoren schwerer Lastwagen – Hilfe kam –, junge Soldaten der damaligen kasernierten Volkspolizei eilten aus Halle herbei, die Kumpel zu unterstützen. Sandsäcke, Balken, Steine wurden zur Stärkung des Dammes herbeigeholt.
Unaufhörlich fiel der Regen. Schon waren die Helfer bis auf die Haut durchnäßt – die Anfahrtswege verwandelten sich in grundlosen Morast, und der Antransport des notwendigen Materials wurde immer schwieriger. Der Wasserdruck auf den Damm verstärkte sich.
Bräche die Spitze des Streichdamms, so würden die Wassermassen den fast 100 Meter zurückliegenden neuen, noch nicht allzu festen Damm mit hinwegspülen, und die Fluten nähmen ihren verheerenden Weg in das Bitterfelder Industriegebiet. Die Braunkohlengruben – Rohstoffbasis der gigantischen chemischen Industrie – liefen voll, und damit wäre die Förderung auf lange Sicht unmöglich.

Schon sickerten stellenweise kleine Bächlein durch den Damm, wo Feldmäuse und Maulwürfe verderbenbringende Wühlarbeit geleistet hatten. Die Sandsäcke wurden knapp. Tausende waren bereits unter teilweise sehr gefährlichen Bedingungen verlegt worden. Der Nachschub wurde immer schwieriger. Nicht nur die Anfahrtswege hatte der unaufhörliche Regen nahezu unpassierbar gemacht, auch der Damm selbst begann von oben her aufzuweichen. Mancher Stiefel blieb stecken und wurde fluchend wieder aus dem Schlamm gezogen.
Die tagelange übermäßige Anstrengung hatte die tapferen Kämpfer vom Niemegk-Damm fast bis zur völligen Erschöpfung gebracht. Doch an Ablösung war kaum zu denken. In diesen schweren Tagen wurde überall jede Hand gebraucht. So konnten nur die erschöpften Männer mit den am unteren Teil des Dammes stehenden Wächtern den Platz tauschen.
Die dritte Nacht brach an. Immer dringlicher wurde der Ruf nach Sandsäcken oder anderem Material zur Verstärkung des Dammes. Drei Lastkraftwagen und ein Raupenschlepper, die den Versuch unternahmen, durch den kniehohen Schlamm zum Damm vorzustoßen, waren schon nach wenigen Metern steckengeblieben und mußten zurückgeschleppt werden. War der Damm verloren?
Da kam sie, die Schreckensnachricht: Der völlig durchweichte Dammfuß beginnt sich in einer Ausdehnung von etwa vierzig Metern zu heben! Was tun? War der tagelange Kampf vergebens? Sandsäcke, Steine waren nicht mehr vorhanden. Da legten sich die tapferen Leute – Soldaten und Bergarbeiter – mit ihren Körpern auf die gefährdete Stelle, nicht auf die Lebensgefahr achtend, die ein Dammbruch für sie unmittelbar bedeutete. Doch die gefährdete Stelle verbreiterte sich. Alles schien verloren!
Da blitzten Scheinwerfer durch die pechschwarze Regennacht. Mit laut aufheulenden Motoren versuchen Fahrzeuge den Weg zu erzwingen. Die ersten zwei sind durch – das dritte Fahrzeug bleibt stecken –, aber die nächsten schaffen es wieder! Männer springen herunter – Sandsäcke werden in größter Eile abgeworfen. Wird der Damm doch gerettet?
Wer sind die neuen Helfer? Sowjetische Soldaten. Schnell schluckt der Damm alles von diesen mutigen Freunden herangebrachte Material – da bricht der Streichdamm, ändern die wütenden Fluten ihre Richtung und prallen mit elementarer Gewalt auf den noch neuen, den Bitterfelder Dammbogen.
Höchste Gefahr!
Schon beginnt sich auch hier der Dammfuß zu heben. Kein einziger Sandsack ist mehr vorhanden. Wieder decken die Männer mit ihren Körpern die gefährdete Stelle. Seite an Seite liegen Sowjetsoldaten, Bergarbeiter und deutsche Soldaten auf dem schwankenden Untergrund und schützen das deutsche Land, schützen die Arbeitsstätten Zehntausender deutscher Arbeiter.
Die Fahrer der sowjetischen Wagen springen hinter die Lenkräder, die Motoren heulen auf, schon hat die Nacht die tapferen Männer verschluckt. Werden sie es schaffen?

Über eine Stunde war vergangen. Da brauste es heran. Beherzte Fahrer von MTS-Raupenschleppern wagten, angespornt vom aufopfernden Beispiel der sowjetischen Freunde, ebenfalls den tollkühnen Anstieg und brachten Sandsäcke und anderes Material mit.

Als der graue Morgen anbrach, hielt der Niemegk-Damm immer noch dem wütenden Ansturm der Fluten stand. Aber noch war die Gefahr nicht beseitigt.

Noch manchen heldenhaften Einsatz mußten die deutschen und sowjetischen Menschen am nächsten Tage leisten. Unter immer schwierigeren Bedingungen verstärkten sowjetische Pioniere durch Bohlen und Balken den schwankenden Damm. Volkspolizisten füllten, oft bis zur Brust im kalten Wasser, die von den Fluten ausgespülten Stellen der Böschung.

Als die nächste Nacht anbrach, kam endlich die Nachricht: „Mit einem weiteren Steigen der Flut ist nicht zu rechnen."

Der Niemegk-Damm war gerettet.

Sagen wird man über unsre Tage:

Altes Eisen hatten sie und wenig Mut,
denn sie hatten wenig Kraft nach ihrer Niederlage.
Sagen wird man über unsre Tage:
Ihre Herzen waren voll von bittrem Blut.
Und ihr Leben lief auf ausgefahrenen Geleisen,
wird man sagen –
Und man wird auf gläsernen Terrassen stehn –
Und auf Brücken deuten –
Und auf Gärten weisen –
Und man wird die junge Stadt zu Füßen liegen sehn
und wird sagen:
Die den Grundstein dazu legten
wurden ausgelacht und hungerten,
und doch
planten sie und bauten und bewegten
Trümmersteine.
Und im überlegten Handeln
fluchten sie.
Ach,
zweifelten sie noch ihre eigne Kraft an.

Denn ein böses Erbe,
Krieg und Kriegsbetrug verwirrte ihren Sinn.

Doch den Kriegen folgte jene Zeit der Wettbewerbe,
und die Zeit der Wettbewerbe
war der Anbeginn.

FRIEDRICH SCHLOTTERBECK

Wismut

Langsam sackte der Förderkorb weg, und das Licht blieb zurück. Dann begann der Korb zu fallen, rasselnd, schüttelnd, immer schneller. Wasser rauschte, und schwere Schachtluft brauste wie Sturm ...

Kumpel Hartmann fuhr zur Nachtschicht ein. Schweigend war er den Berg hinaufgehumpelt, aber hellwach lauschend, was der Schacht spricht: Sekundenschnelles Klicken tief im Berg – sie schießen! Stinkender Mief, vom Nachtwind über den Hang geweht – die Ventilatoren arbeiten! Dumpfes Prasseln auf der erleuchteten Halde – sie fördern! Fernes Zirpen der Schachtsignale – die Seilfahrt beginnt!

Auf dem Schacht war er durch die Verwaltungsbaracke geschlendert, am Sanitätsraum vorbei, an der Steigerstube, am Schwarzen Brett – nichts Besonderes! Erst dann hatte er sich umgezogen und seine Lampe geholt, feierlich langsam. Weil er den bereitliegenden Stapel Schienen und Rohre einen Augenblick zu lange betrachtet hatte, sagte der Anschläger: „Nicht für dich!" während er schon die Gitter an dem aus der Tiefe aufgetauchten Korb hochriß. Ein Dutzend Kumpel war herausgestürzt, wassertriefend, dampfend, schmutzig, mit von der Arbeit trunkenen Gesichtern, die Lampen schwingend und süße Luft schlürfend. Der Korb fiel jetzt langsamer, begann zu schweben, trübseliger Regen rauschte, wurde vom Keuchen der Ventilatoren übertönt, dunstiges Licht schimmerte. Dann setzte der Förderkorb auf, und die Gitter rasselten: „Glück auf!"

Die ausfahrenden Kumpel schoben und drängten durch den Schachtregen: „Los! – Raus aus dem Mief!" Der an der Seite stehende und das Kettengitter hochhaltende Anschläger behauptete sich mühsam: „Drängelt nicht so!" – „Werde bloß nicht politisch! Korea!" fluchte ein Kumpel. – Ausfahrende Bergarbeiter sind schwierige Leute. Aber „Korea" hatte er geflucht. Nicht „Texas!" – nicht mehr „Texas!". Nun wißt ihr, welche Zeit es war.

Hartmann trat an den Signalkasten und drückte auf den Knopf: Einmal lang – viermal kurz. Lichter blinzelten auf, die Oberwelt antwortete, der Korb ruckte ab und verschwand geisterhaft. Der abgelöste Anschläger nahm Lampe und Frühstücksbüchse, beobachtete Hartmann, der sich umsah und sagte: „Heute ist Aufklärung!" Hartmann wollte etwas fragen, hatte schon den Mund geöffnet, da ruckte plötzlich die Luft sichtbar hin und her in Druck und Sog. Erst dann folgten sekundenschnell die Donnerschläge. Andächtig stumm zählten die Kumpel. Der drittletzte Schlag fehlte. Gleich darauf kam der Schießer aus dem Querschlag und stellte seine Zündmaschine unter den Signalkasten: „Mist, verdammter! Sag der Ablösung Bescheid –

in der linken Sohle steckt ein Versager!" – „Ham wa gehört . . .", brummte der abgelöste Anschläger.
Der Gegenkorb schwebte herunter. Jetzt öffnete und schloß Hartmann die Gitter, trat zurück, klingelte, sagte noch „Glück auf!" – und war allein. Langsam krochen milchige Gasschwaden heran und zogen, wie durch einen Schornstein, den Schacht hinauf.
Verfluchter Mief, gegen den es keinen Schutz gibt, vor dem man nur flüchten kann, der besoffen und Katzenjammer in einem macht – zum Kotzen! Immer stellen sie ihn auf solche Plätze wie diese neu angeschossene „Sohle"! Weil man mit ihm reden kann wie mit einem kranken Gaul! Andere lassen sich Zeit mit dem Einfahren, sagen einfach: „Kommt der Ausbau nicht nach – muß der Vortrieb bremsen!" Seit Tagen war der große Ventilator montiert, nur – eine fehlende Unterschrift hinderte ihn am Laufen. Hartmann nahm sich vor, am Morgen beim Schachtleiter auf den Tisch zu schlagen. Das versteht der auch ohne Dolmetscher. Wenn nur der Querschlag Ost zum nächsten Schacht schon „durchgefahren" wäre! – dann gibt es frische Luft genug, auch ohne Ventilator . . .
Zum Lachen! Immer war da etwas zu hoffen. Hartmann kam ins Träumen: Die „Texas"-Zeit hatte er nicht miterlebt. Trotzdem wußte er Bescheid über das Atomzeitalter: Kapitel I war von den Amerikanern geschrieben worden – in Hiroshima und Nagasaki. Kapitel II aber begann sowjetisch. Es begann – auch mit Hilfe von vielen deutschen Desperados, die nichts gelernt hatten als „gefährlich leben"! *Ihr* Schlachtruf war „Texas!" gewesen. Manch einer machte, wie er es in Kriegszeiten gelernt hatte, sein Leben über und unter Tage zum Wegwerfen billig, und der Goldrausch hatte das horizontale Gewerbe von weit her angelockt.
Sie hausten in Wirtshaus- und Fabriksälen, fuhren auch bei klirrender Kälte auf offenen Lastwagen zur Schicht, kletterten auf die Dächer der Eisenbahnwagen und „notbremsten", wann es ihnen paßte. Glühender Haß schwelte, und manchmal wurde ein „Roter" durch die „weiße Feme" aus dem fahrenden Zug „gefallen" oder im Schacht „verunglückt".
Scheinheilig gerührt „entdeckte" damals die westliche Welt, wie schwer und gefährlich Bergarbeit ist – im Osten!
Und trotzdem! Die ungewöhnlichen Kumpel tasteten mit Geigerzählern über Berg und Tal, stöberten in alten Schutthalden aus der Silberzeit, zogen Schürfgräben, stiegen in uralte Schächte und teuften neue ab, schleppten die taube Masse in Kisten und Säcken, schlugen – wie zu Urgroßväters Zeiten – die Sprenglöcher mit Schlägel und Drehmeißel: Ein Meter Vortrieb kostete mehr als eine Woche Arbeit in drei Schichten! Welch eine Wohltat ein Schluck Schnaps! Bergarbeiter-Branntwein, akzisefrei – fast in den Rang einer Medizin erhoben. Dann ward bekannt: Auch die Sowjetunion hat die Bombe. Kapitel II des Atomzeitalters war geschrieben! Die 800 Millionen Unterschriften gegen das Atomisieren von Städten, Ländern und Völkern waren nicht mehr „nur" Unterschriften. Und Kapitel III des Atomzeitalters

konnte begonnen werden, ein sozialistisches Kapitel: Die friedliche Verwendung des kostbaren Erzes.

Damals, als die Amerikaner den Krieg in Korea vom Zaun brachen – vielleicht nur, um ihren Bombenvorrat zu nutzen –, war Hartmann gekommen. Er begann wie alle als Fördermann. Später lernte er die Bohrmaschine bedienen. Es wurde noch trocken gebohrt und staubte, mehr als für die Lunge gut war. Trotzdem – ein Fortschritt! Kapitel II des Atomzeitalters war eine heiße Schlacht um den Frieden, fast mit bloßen Händen begonnen. Sie ist noch nicht beschrieben, aber beschreibenswert. Bald gab es genug Rohre auch für Wasserleitungen, und man bohrte naß: Der Staub war besiegt! Die Bohrstütze kam, und das Bohren wurde leichter. Die einstige Schichtleistung von zwei Männern war eine Sache von Minuten geworden – und noch kein Ende abzusehen. Rekorde wurden aufgestellt und gebrochen ...

Das Förderband kam, die ersten Bagger, elektrisches Schießen – und der Skip. Längst war es eine Schande geworden, aktives Erz in die Masse zu schießen.

Vom Skip träumte Hartmann am liebsten: Mit einem Hebeldruck die beladenen Hunte in den Schachtbunker kippen, noch einen Hebeldruck, und die Masse poltert aus dem Bunker in den Skip, der mehr als ein halbes Dutzend Hunte zu fassen vermag. Kein Tropfen Schweiß, kein Staub, kein Hin- und Herrennen, keine fluchenden Förderleute mehr! Eine Elektrolok wird durch den Schacht donnern, Telefon wird sein bis zum Schachtleiter und noch weiter ... Und wenn er dann noch eine Wohnung bekommt – sie bauen ja –, nirgends ist es besser ...

Die Kumpel standen, hockten und lagen am Füllort, rauchten, frühstückten, dösten und – warteten. Hartmann kannte sie alle, und jeder hatte seine Geschichte. Mit einigen hatte er schon Krach gehabt, die schlimmste Sorte Krach – politischen! Deshalb trug er zur Spät- und Nachtschicht seinen Gummihelm auch außerhalb des Schachtes. Man konnte nie wissen ...

Trotzdem ließ man ihn gelten, ja, er stand sogar im Verdacht, alles zu wissen, gab Auskunft, wer im Schacht war, wo Bohrstangen versteckt lagen, ob es auch im Sozialismus Liebeskummer gibt, wer eine Bohrkrone borgen kann, ob eine vorgeträllerte Melodie von Wagner oder von Strauß ist und wie das fehlende Wort im Kreuzworträtsel heißt. Auch „Intelligenzproben" wurde er unterzogen, zum Beispiel: Was der Unterschied ist zwischen „Jungfrau" und „junge Frau"! – „Ein ‚e' natürlich!"

Bei politischen Fragen wurde die Sache kniffliger. Der Haspelführer und Hauptmann a. D. war Spezialist für solche Fragen. Als die Brotkarte abgeschafft wurde, „entdeckte" er, daß die Semmel 100 Prozent teurer geworden sei. Viel Volk war versammelt, denn ohne Zuhörer machte dem Hauptmann das Fragen keinen Spaß. Es war spannend wie bei einem Boxkampf: Wer – wen? Und jeder Satz wurde mit einem kleinen Schimpfwort verziert. Hartmann zum Beispiel hatte die Hauptmannsrechnung als Milchmädchenrechnung disqualifiziert, denn zu einem Frühstück gehören *zwei* Semmeln. Die erste hatte auf Marken drei Pfennig gekostet, die zweite – die HO-Semmel – zwölf Pfennig, macht zusammen fünfzehn Pfennig. „Jetzt aber

kaufst du zwei Semmeln für zwölf Pfennig.“ Der Hauptmann benützte das Schimpfwort „Demagoge“ und sprach zu Hartmann wie zu einem Idioten: „Es handelt sich um eine Semmel! ver-stehst du?! Um ei-ne!“ – „Ich hab dir doch gesagt: Friß zwei!“ Das war eins zu null für Hartmann. Ein Freund vom Hauptmann sprang in die Bresche: Kurtchen, der über Tage mit einem Motorrad durch die Gegend sauste. Seine Liebhaberei war die „Arbeitslosigkeit in der Ostzone“. „Bist du arbeitslos?“ hatte Hartmann schließlich gefragt. „Na klar! – Deshalb bin ich doch hier!“ – „Ach so! Dann bist du also nicht durch die Wismut, sondern durch die Arbeitslosigkeit zu deinem Motorrad gekommen!“

Der Hauptmann und Kurtchen gehörten zu denen, die sich durch den Lauf der Zeiten geschädigt fühlten – Strandgut des Krieges und der Nachkriegszeit wie so mancher, der hier sein Brot verdiente: „Ehemalige“ Zwölfender, Schwarzhändler, aus dem Gefängnis kommend oder durch die HO „ruiniert“; Umsiedler, im Streit als „Beutedeutsche“ beschimpft, kleine Bauern, die ihre Klitsche mit dem hier Verdienten sanieren wollten; Männer, aus einer Ehekrise geflüchtet und – viel Jugend, außer Rand und Band geraten, der eine aus Liebeskummer, jener, sich schnell einen Hausrat verdienend, andere unschlüssig, ob es zuerst ein Motorrad oder ein Herrenzimmer sein soll. Dazwischen mancher aus „Amt und Würden“, um sich hier an der Basis zu bewähren.

Auch Hartmann war im Zorn gekommen. Sein unbequemes Wesen, seine Respektlosigkeit und Kritiksucht hatten ihm den Vermerk „Querulant“ eingebracht.

Dieses Sammelsurium von Menschen rieb und stieß sich in dem großen Schmelztiegel Wismut, der die Schlacke ausspuckte, den Schrott umschmolz und läuterte. Wismut bedeutete für viele letzte Chance und neuer Anfang!

Draußen im Lande freilich rümpfte manch einer die Nase, munkelte dies und das von Suff und Fraß in Aue da oben, wußte nichts von den langen Schlangen, die sich an den Zahltagen vor den Postämtern krümmten, von der Gewissenhaftigkeit, mit der schwerverdientes Geld nach Hause geschickt wurde, von der Schwierigkeit, in Schlafsälen zwischen Bett und Spind zu hausen und mit Geld und Freiheit umgehen zu lernen. Nur wenige begriffen den gewaltigen Regenerationsprozeß und die heroische Schlacht, die hier für den Frieden geschlagen wurde. Doch die Schlacht wurde geschlagen – allen Kommentatoren zum Trotz – und Wieder- und Neugeborene, strahlend und knisternd, wie das Erz, das sie gruben, aus diesem Schmelztiegel hervorgegangen, zog und lockte es in ganzen Brigaden hinaus ins Land, überall dorthin, wo ein „Unmöglich“ aufgetaucht war, und unbekümmert und selbstverständlich schritten sie durch Polstertüren und über Teppiche: „Bei der Wismut wird das so gemacht!“

Endlich kam der Referent. Ein junger Mann, von unsichtbarer Last gebeugt – war es die Last der Verantwortung? – stieg aus dem Korb: der FDJ-Sekretär. Die Versammlung war nicht neugierig auf das, was er von irgendeinem Papier ablesen würde. Doch er begann ohne Papier, was wohlwollend vermerkt wurde. Auch das

Zeitungsdeutsch, mit dem er loslegte, hätte man noch hingenommen, aber – das Thema! Das Thema! Zu aller Überraschung wetterte er gegen verleumderische Gerüchte, wonach das Erz, das hier gegraben wird – man höre und staune – zu Atombomben verwendet werde! „Und das ist nicht wahr!" rief der junge Mann und belehrte die Kumpel, daß aus dem Erz Arzneimittel produziert würden.
Der Hauptmann a. D. beugte sich flüsternd zu seinem Nachbarn. Ein paar Kumpel erhoben sich, betont langsam, rücksichtslos störend. Hartmann stand abseits an seinem Signalkasten und wußte nicht, auf wen er wütender war, auf den Hauptmann oder auf den „Aufklärer". Irgend etwas mußte geschehen! Sofort! Er, Hartmann, war der Erfahrenste, von ihm hing alles ab. Eine aufgeflogene Versammlung – welche Schande! „Ruhe! Ruhe!" schrie der Redner. „Was lauft ihr weg?" Der Strahl einer Kopflampe blendete sein Gesicht, und abwehrend hob er die Hand. Die Versammlung löste sich auf.
Mit ein paar Humpelschritten war Hartmann neben dem Jungen: „Kumpel, wartet mal! Ich will auch etwas sagen!" Unschlüssig blieben die Entferntesten stehen. Aber sie blieben stehen! „Also – ich bin nicht einverstanden!" Jetzt wurde es interessant! „Na und?" fragte schadenfroh der Hauptmann und setzte sich wieder, denn allein wollte er nicht weglaufen. „. . . das mit der Arznei ist Quatsch!" sagte Hartmann mühsam-ruhig, „du meinst wahrscheinlich Salvarsan? Das war mal früher was gegen Syphilis. Der Hauptmann kann's bestätigen." – „Na, hör mal!" protestierte der, denn auf seine Kosten wurde gelacht. „. . . ich meine, du als gebildeter Mann weißt doch Bescheid", sagte Hartmann, „hast es ja vorhin schon rumgeflüstert . . ." Nun hatten sich auch die Widerspenstigen wieder gesetzt. Die Versammlung war gerettet. „Hier hat mal einer behauptet", fuhr Hartmann fort, „daß es überhaupt keine Atombomben mehr gibt, weil der Adolf das Geheimnis mit ins Grab genommen habe . . . So etwa war doch der Quatsch?!" Hartmann machte eine kleine Pause. Es wurde so still, daß man das Wasser tropfen hörte. „. . . erinnert ihr euch?! – Also, damals wurde behauptet, die Bomben von Nagasaki und Hiroshima seien von den Amerikanern in Deutschland erbeutet worden. Der Adolf habe nämlich aus Menschlichkeit darauf verzichtet, sie zu benützen und – lieber den Krieg verloren!" Weil gelacht wurde, sagte der Aufklärer: „Zur Sache!" – „Also, zur Sache!" wiederholte Hartmann. Aber verdammt noch mal, was war denn die Sache?! Weggequatscht hatte sie der Junge! „. . . wie es in der Welt aussieht, wißt ihr! Die Amis juckt es schon lange, auf Korea Atombomben zu werfen. – Warum haben sie es noch nicht getan?! Weil wir hier das Erz graben, aus dem die Bombe gemacht wird, die *ihnen* dann auf den Kopf fällt – das ist meine Meinung! Und wenn ich mal die Schnauze voll habe vom Schachtmief und allem, dann denke ich an die vielen Koreaner, an ihre Frauen und Kinder, die noch leben, weil *wir* hier arbeiten. – Schluß!"
Als Hartmann schon ein paar Schritte auf seinen Signalkasten zu gemacht hatte, wurde geklatscht. Er traute seinen Ohren nicht. Klatschen! Hier im Schacht? Hatte er denn so etwas Besonderes gesagt? Ein paar derbfreundliche Rippenstöße erinner-

ten ihn, daß das Wichtigste noch gar nicht gesagt war. „Hört mal! Kumpel!" rief er, fast schon zu spät. „Wie wär's, wenn wir heute mal zeigten, was wir können? – Jede Brigade schießt!" (Das war zu jener Zeit keine Selbstverständlichkeit.) „Jetzt noch?!" fragte Siggi, der Lehrhauer. „Bei *der* Förderung?!" sagte Kurtchen. „Die Förderung laß meine Sorge sein!" rief Hartmann. „Soviel Muni krieg ich nicht!" meckerte der Schießer, worauf der Brigadier vom Querschlag Ost sogar ein paar Schritte zurückkam: „Schaff bloß die Muni her, sag ich dir!" Dann drückte er Hartmann noch einmal freundschaftlich die Faust in die Rippen: „Hartmann! Du Aas!"

Die Schicht begann. Schweißtriefend zerrte Hartmann leere Hunte aus dem Korb, schob volle auf, teilte ein, beschwichtigte die Förderleute, wenn sie warten mußten, und schickte den Schießer in „diplomatischer Mission" nach oben – zur Huntebeschaffung! Keiner sollte sich auf die Förderung hinausreden. Wenn er den ersten Ansturm bewältigte, konnte nichts mehr schiefgehen.

An alles dachte Hartmann, sogar an ein freundliches Wort für den jungen Sekretär, der noch irgendwo im Schacht herumstrich. Sollte er ihm aus seiner eigenen Jugend erzählen? Wie auch er manchmal daneben gehauen hatte und es sogar heute noch tat?! Aber – würde ihn der Junge verstehen? Er erinnerte sich an den Tag des Bergmanns, als die Kumpel ins Geschichtenerzählen kamen. Auch er, Hartmann, hatte erzählt, wie er nach seinem ersten selbstgebohrten Abschlag vor Ort rannte, mitten durch den Mief, und sich ganz nahe an den Stoß stellte: „Hier, diese fünf Kubikmeter Raum hat es noch nie gegeben! – Ich bin der erste Mensch, der hier steht!"

Damals hatte der Junge gelangweilt die Schultern gezuckt über soviel Einfalt des Alters und war weggegangen. Auch jetzt wälzte er unbegreifliche Gedanken: Hinter dem Auftreten Hartmanns, sagte er sich, muß irgend etwas stecken! Vielleicht ist der wieder im Kommen? Hätte er sonst gewagt, ihm so übers Maul zu fahren? Oder hatte er vielleicht gar schon einen Auftrag?!

Als der Junge wieder im Füllort auftauchte, um auszufahren, sagte Hartmann gutmütig: „Na, hast du dich wieder erholt?!" Aus dem Klang der Stimme drohte keine Gefahr. Der Junge hatte gut hingehört, atmete auf, warf den Kopf und sagte belehrend: „Was du da gesagt hast, war ja nicht schlecht, aber – das können wir jetzt nicht brauchen!" – „Versteh ich nicht", sagte Hartmann trocken, „wenn schon ‚Aufklärung', dann wirkliche Aufklärung!"

Der Schichtsteiger wunderte sich, denn soviel Einfluß auf die Arbeit räumte er der Politik nicht ein. Als gegen Ende der Schicht klar war, daß jede Brigade schießen werde, verbuchte er den Erfolg als Ergebnis seiner „Führungs"-Tätigkeit. Und so wurde es über Tage auch zur Kenntnis genommen.

Die Wahrheit aber ging trotzdem nicht verloren, denn zur selben Zeit stotterte sich der Brigadier vom Querschlag Ost, der Hartmann so derb-freundlich in die Rippen gestoßen hatte, per Anhalter und Fußmarsch durch die Gegend, statt sich von der Nachtschicht auszuschlafen. Er hatte Ärger, denn seine Frau bekam die letzte Postanweisung über 1300,– DM nicht ausgezahlt, weil nur 1200,– DM in bar gestattet

waren. Deshalb ging er zum „Polit“ (den „. . . Offizier“ schenkte er sich, was einer Auszeichnung gleichkam). Mit dem konnte man reden wie mit einem Doktor – auch über blockierte Geldanweisungen. Nur Zeit mußte man mitbringen, viel Zeit, denn Hartmann war nicht der einzige Kumpel, der zum „Polit“ ging.
Als er endlich an der Reihe und seine umständliche Erzählung noch nicht beendet war, nahm ihm der „Polit“ den Abschnitt der Postanweisung aus der Hand und notierte mit kleinen Druckbuchstaben Absender und Empfänger und fragte so ganz nebenbei, wie es geht und wie es steht und was die Arbeit mache. „Es geht . . .“, sagte der Brigadier, und um dem „Polit“ auch eine Freude zu bereiten, fügte er lässig hinzu: „. . . in der Nachtschicht haben wir ein ganz schönes Ding hingelegt.“
Der Polit schrieb zu Ende und fragte dann neugierig nach Einzelheiten dieser Nachtschicht. Der Brigadier verfluchte seine Geschwätzigkeit. Wie sollte er über Tage von Dingen sprechen, die in den Schacht gehörten?! Aber der „Polit“ zog und haspelte an dem Faden, bot Zigaretten an und ließ nicht locker, bis alles, wenn auch von rückwärts nach vorwärts, von der „Aufklärung“ bis zu ihrer Aufklärung, erzählt war. Reingelatscht! dachte der Brigadier, als er in dem mageren Gesicht des Offiziers Ärger sah. Doch das stumme Gewitter verzog sich wieder, während der „Polit“ in seinem Kalender blätterte und die Rede noch einmal auf den Schacht brachte. Der Brigadier wollte sich auf nichts mehr einlassen.
„Ich will euch besuchen – heute nacht . . .“, sagte der „Polit.“ „Das ist nicht nötig! – bei uns ist alles in Ordnung!“ beteuerte der Brigadier. „Na, na!“ – der „Polit“ kniff listig ein Auge zu und stand auf – „Ihr kommt zu mir – nur zum Schimpfen. Wenn ich mal was Gutes sehen will, muß ich zu euch kommen. Ihr – Geheimniskrämer!“
Auf dem Heimweg über kurvenreiche Landstraßen, schmale Wiesenpfade und Waldwege, die die Strecke verkürzten, machte der Brigadier Bilanz, gut gelaunt wie immer, wenn er vom „Polit“ kam. Auf den konnte man sich verlassen. Nahm der eine Sache in die Hand, war sie so gut wie geregelt. Das war sicher.
Und während der Brigadier seinen Schritt verlangsamte, weil der Weg steil bergauf führte, dachte er über „Gerechtigkeit“ nach, obgleich er zu denen gehörte, die bei diesem Wort geringschätzig lächelnd abwinken – und doch im tiefsten Herzen auf Gerechtigkeit hoffen. Plötzlich hatte er das Richtige gefunden: Gerechtigkeit bleibt nur ein Wort, wenn nicht ein Mensch da ist, ein *gerechter* Mensch! – Stolz regte sich in ihm, wenn er an den langen Korridor vor dem Zimmer des „Polit“ dachte, der voll von Kumpeln war, von denen jeder sein Recht, also Ge-recht-igkeit forderte. Keine Nachtschicht war zu anstrengend, kein Fußmarsch zu weit, um hierher zu kommen, zu einem Gerechten, denn jeder wußte: Der „Polit“ ist gerecht!
Von der Sorte müßten wir mehr haben, dachte der Brigadier und lächelte: Dem macht keiner was vor! Der hört das Gras wachsen! Ein Teufelskerl! Aber – gerecht.
Der Brigadier bedachte und verstand noch nicht, daß der „Polit“ ein Bolschewik war, knisternd und empfindsam wie ein Geigerzähler auf „aktive Masse“ reagierend, selbst strahlendes Erz und seinesgleichen in jedem Menschen suchend.

J. C. SCHWARZ

Eine konkrete Lehre

Die FDJ-Gruppe der Humboldt-Universität hatte sich mit der Kulturdirektion des Schwerpunktbetriebes in Verbindung gesetzt. Zwei Studenten waren eines Tages beim Pförtner der riesigen Maschinenfabrik erschienen; sie wollten den Kulturdirektor sprechen. Der Pförtner wunderte sich nicht. Es kamen andauernd Schriftsteller, Journalisten, Künstler in den Betrieb, Wissenschaftler und Ingenieure. Die Intelligenz war auf dem Weg zur Arbeiterklasse. Die Arbeiter gewöhnten sich daran, mit diesen Leuten zu reden, und merkten, daß man mit ihnen reden konnte. Mit einer gewissen Zufriedenheit gab der Pförtner den beiden Studenten ihren Anmeldezettel und ließ sie von einer zufällig vorübergehenden Arbeiterin ins Verwaltungsgebäude hinaufführen.

Acht Tage später eröffneten die Studenten in einer Ecke des Kulturraumes eine Bücherverkaufsstelle, in der zwei Studenten ehrenamtlich als Verkäufer tätig waren. In den ersten Tagen wurde nichts oder nur sehr wenig verkauft. Es dauerte eine Weile, bis die Arbeiter verstanden, daß es ihre Literatur war, die Darstellung ihres Kampfes, der in allen Ländern der Welt geführt wurde. Einige Jungarbeiter, FDJler des Betriebes, interessierten sich für Gedichte. Fünf Thälmann-Biographien wurden gekauft von älteren Arbeitern, die Thälmann noch gekannt, ihn reden gehört hatten. Die Frauen verlangten Romane, besonders sowjetische, aber die Klassiker des Marxismus-Leninismus blieben unverkauft. Plötzlich, am letzten Tag, wurde zwölfmal Lenin verlangt. Daß der Dreher Zappke aus der Halle zehn Urheber dieser gleichsam organisierten Kaufbewegung war, das ahnten die Studenten nicht.

Pawel Bykow hatte den Betrieb besucht, der sowjetische Schnelldreher. Einige Journalisten waren auch im Fall Bykow nicht von ihrer faulen Gewohnheit abgewichen, reale Dinge irreal darzustellen. Man saß am Schreibtisch und zauberte „Wunder des Neuen", ohne sie zu kennen oder genauer zu studieren. Ein Reporter verstieg sich so weit, daß er behauptete, es sei ein „Wunder" im Spiel, man habe es mit „vergeistigten" Händen zu tun. Es fehlte nicht viel und man hätte Pawel Bykow als einen Zauberkünstler hingestellt, einen Magier oder Übermenschen. Die Arbeiter vom Fach, die Dreher des Betriebes, die sich die ungeheuren Leistungen des sowjetischen Schnelldrehers nicht erklären konnten, empfingen Pawel Bykow mit einer gewissen Gereiztheit und bestürmten ihn sofort mit technischen Fragen, um Klarheit in ihre Vorstellungen zu bringen. Pawel Bykow, der seit einigen Wochen in der DDR weilte und fühlte, daß eine falsche Propaganda falsche Vorstellungen bei den Arbeitern erweckt hatte, gab sofort technische Erklärungen ab, die im Handumdrehen das Mißtrauen der Fachleute in tiefes Nachdenken verwandelten.

Es war kein Hokuspokus artistisch arbeitender Hände, kein Taschenzaubertrick eines neuen Übermenschen, die Pawel Bykows Produktionserfolge gebracht hatten. Pawel Bykow mußte lächeln, er fühlte die Neigung der Deutschen, erklärliche Dinge durch die mystische Brille zu sehen. Hinter den sowjetischen Schnelldrehern stand eine neue Gesellschaftsordnung. Ohne die von der Sowjetgesellschaft geschaffene neue Spezialmaschine hätte Pawel Bykow nicht mit einer Schnittgeschwindigkeit von 2500 Metern pro Minute drehen können.

Hinter dem alten kapitalistischen Drehverfahren jedoch stand die alte Gesellschaftsordnung, die nicht an der Produktion, sondern am Profit interessiert war. Sie hatte künstlich gebremste, zu langsamem Drehen zwingende Drehbänke hergestellt, da sie die Abnützung der teuren Maschinen fürchtete. Die neue sowjetische Technik entdeckte, daß die beim Schnelldrehen erzeugte Hitze nicht auf die Maschine, sondern auf den abgehobelten Span wirkt, der die ganze physikalische Belastung auf sich nimmt und in glühendem Zustand von dem rasenden Werkstück abspringt, während Schnittmesser und Maschine kalt bleiben.

Das war eine Entdeckung. Es war eine tolle Entdeckung. Sie war nur möglich in einer sozialistischen Gesellschaft, in der Intelligenz und Arbeiterschaft zusammenwirken.

Zappkes Drehbank hatte ein Maximum von 800 Metern Schnittgeschwindigkeit, aber eine eingeschaltete Planscheibe setzte ihr Maximum künstlich auf 240 herab. Das erkannte Pawel Bykow mit einem Blick. Er sagte zu dem deutschen Dreherkollegen: „Ihr müßt den Konstrukteur zur Verantwortung ziehen, der die Leistungsfähigkeit dieser Drehbank künstlich gebremst hat."

Zappke sah den sowjetischen Schnelldreher an. Nicht nur ihm, allen versammelten Drehern und Aktivisten fiel plötzlich ein Schleier von den Augen. Keine Mystik, kein Hokuspokus, kein Übermenschentum. Eine neue Gesellschaft baute neue Maschinen und ermöglichte so die neue Leistung. „Ihr müßt den Konstrukteur zur Verantwortung ziehen, der eure Leistung bremst, indem er schlechte Maschinen baut."

Das war Zappke einige Tage lang durch den Kopf gegangen und Tag für Tag klarer geworden. Er sprach mit den Kollegen darüber. Keine Magie. Keine „vergeistigten Hände", keine „Wunder". Eine neue Gesellschaftsordnung, inspiriert von den Köpfen genialer Gesellschaftstheoretiker.

Pawel Bykow bewies: Das Neue war etwas Erreichbares. Die neue Lehre lautete: Produktionsmittel in die Hände der Produzenten.

So kam es, daß plötzlich zwölf Arbeiter des Betriebes bei den Studenten der Humboldt-Universität die zwei Bände Lenin kauften, die der fremdsprachige Verlag in Moskau herausgegeben hatte.

LORI LUDWIG

Für Mascha Plissezkaja und Jurij Kondratow

Ihr tanzt für uns. Wir schauen wie gebannt
und atmen kaum, wenn vor den blauen Falten
des Vorhangs eure schwebenden Gestalten
sich suchen, finden und umschlungen halten,
als hätte sie ein Zauberkreis umspannt.

O Blüte, du, aus einem reichen Garten,
von dem wir träumen, wenn wir Ausblick halten
und kampfentschlossen unsre Tat entfalten;
denn es genügt nicht, sehnsuchtsvoll zu warten.

O Blüte, du, nicht fremd zu uns geweht –
o schöne Kraft, wie breitest du die Schwingen! –
Ihr seid Musik, und im Zusammenklingen
könnt ihr das Wunderbare ganz vollbringen.
Geschenk zu sein, das nicht verlorengeht.

Ihr tanzt für uns, und unsre Herzen brennen,
von euerm hellen Freundschaftsgruß entzündet.
Dann gehen wir heim, dem Leben neu verbündet
und allen, die sich so zu ihm bekennen.

MARTA NAWRATH

Die Klappenschlägerin im Konzert

Die Partei sagt: Die Arbeiterklasse
muß die Höhen der Kultur erstürmen.
Arbeiterklasse, das bin auch ich.
Also ging ich und kaufte mir
eine Karte für das Konzert.

Anfangs spielte ich mit dem Schloß
meiner kleinen glitzernden Tasche.
Sie war neu – alles war neu –,
auch, daß ich im Konzert saß,
ich, eine Klappenschlägerin.

Ob die Frau, die neben mir saß,
weiß, was das ist? Sie liest Noten
wie andere die Zeitung.
Ob sie weiß, wie genau mein Einsatz
klappen muß, damit die Kohle rollt?

Im Programm steht „Allegro" und „Andante".
Ich weiß nicht, was das ist,
aber ich werde es morgen wissen.
Ob sie morgen weiß, was eine
Klappenschlägerin ist?

Nicht wichtig. Wichtiger ist, daß ich lerne,
was ein Allegro ist. Nein, auch nicht wichtig.
Wichtig allein, daß die Musik
mich mitnahm aufs Meer, in den Sturm
und in den stillen Garten.

Ich fuhr nicht mit der Straßenbahn,
ich nahm auch keinen Wagen
– obwohl ich mir das manchmal leisten kann –,
ich ging den langen Weg nach Haus zu Fuß.
Und um mich war Musik.

Mein Herz schlug kräftig und schnell,
als wenn ich einen Berg erstiegen hätte,
einen Berg mit wunderbarer Aussicht.

BERNHARD SEEGER

Gedanken eines Fünfzehnjährigen

Ich hab so viele Fragen.
Nicht alles liegt im Licht.
Ich kenn vom Hörensagen
den Hunger und die Plagen.
Doch selber kenn ich's nicht.

Wenn ich-frage, was Elend ist,
ein Wort, das vom Klang her mich packt,
sagt Ihr: „Als du geboren bist,
ward die Wurzel des Elends zerhackt!"

Es ist soviel geschehen,
was folgt nun noch, frag ich?
Das Land lag lang in Wehen
vor seinem Auferstehen.
Was bleibt zu tun für mich?

Wenn ich so frag, weil's Fragen sind,
will ich nicht, daß einer sich bläht:
„Als du geboren bist, mein Kind,
haben wir, was du erntest, gesät!"

Von Heldentaten lesen,
das schafft mir keine Ruh.
Ihr seid dabei gewesen.
Wen kann ich noch erlösen?
Wer hat noch keine Schuh?

Wem kann ich Tücher weben?
Wer lebt noch wie ein Hund,
reibt sich an Gitterstäben
das nichtgelebte Leben
und alle Träume wund?

Wo ist noch keine Brücke,
das Meer nicht eingedeicht?
Wo springt der Fels in Stücke?
Wo sind noch Menschenblicke
von Tränen ausgebleicht?

Wenn ich so frag, weil's die Brust mir preßt,
schmerzt es mich, wenn einer meint:
„Ihr sitzt behaglich im warmen Nest,
indes Euch die Sonne bescheint!"

Dem Gewitter leg ich Zügel an
und zähm der Flüsse Lauf,
dring in die Erdenschöße dann
und schlage Not und Tod in Bann
und stürm zum Himmel auf!

Ich tu's, weil's mein ruhloses Herz verlangt.
Habt Dank für das warme Nest.
Und seid für all Eure Müh bedankt,
für die Zeit, die uns handeln läßt.

ADOLF ENDLER

Wische – Aufbaugebiet der Jugend

Schwierig
Ist der Weg in die Wische. Schlamm
Wächst aus Straßen. Zerfallne
Entwässerungsgräben lecken am
Sozialismus, locken den
Sumpfvogelschrei.
„Ich stoß und grab.
Gewässer, fließ ab.
Ich bohr dir ein Loch.
Nun fließe doch!"

Noch
Lächeln einige Bauern:
Der Kaiser schon fraß sich Koliken
An unserem Boden, der Weimarer Republik
Verfaulten die Zähne, und Hitler
Spuckte uns was!
Ihr wollt es nun schaffen?!

Wir aber, unruhvoll,
Hängen die blaue Fahne
An die krummen Weiden der Wische.
Bald
Lächeln die Bauern anders:
Wie wir.

Bald –
Wenn wir's schaffen!
„In den Lehm spuck ich
Einen Fluch.
Hängt der Lehm an der Schaufel,
Die Schaufel am Lehm?
Wasser im Stiefel,
Durchnäßt das Tuch!
Warum fuhr ich hierher?

Wem verdank ich das,
Wem?“

Ach, störrisch und listig:
Der Wischeboden. So auch
Mancher Bauer.
Fruchtbar und stark,
Der Wischeboden, wenn
Er befreit ist. So
Mancher Bauer.
„Ich bohr dir ein Loch.
Nun fließ, Wasser, doch!
Im kunstvollen Bach!
Fließ, Vorurteil, nach!“

Anders wird der Boden, anders
Der Bauer, und wir
Werden anders:
Einige neue Züge
Entdeck ich schon jetzt an mir,
Weil ich sie
An andern entdeckte.

Nein, es sind keine neuen Züge,
Es waren versteckte.
Hier
Werden sie ausgegraben.
„Ich stoß, ich grab.
Trägheit, fließ ab.“

Wir unter der blauen Fahne,
Eroberer sind wir, des
Bodens, der Leute.
Seht, wer
Gestern noch stumm blieb, er
Grüßt uns schon heute.

ARNE LEONHARDT

Weizen für Deutschland

Als Boris Polotnikow an einem Herbstabend nach Hause kam, stand Darja vor der Tür und wartete auf ihn. Ihr Gesicht leuchtete vor Freude, in der Hand hielt sie einen Brief, der vom vielen Lesen schon ein wenig zerknittert war. Pjotr, der Junge, hatte aus Deutschland geschrieben. Es kam nicht sehr oft Post von ihm, denn er war, genau wie sein Vater, nicht besonders mitteilsam.
Boris Polotnikow setzte sich an den Tisch und löffelte seine Suppe. Den Brief hatte er neben sich gelegt wie etwas besonders Köstliches, das man erst nach dem Essen in aller Ruhe genießt. Nur sein Blick haftete mitunter an ihm, wenn er mit harten Fingern das körnige Brot in die Suppe brockte. Nach dem Essen zündete er sich eine Zigarette an und rückte den Tisch mitten unter die Lampe. Dann zog er aus der Tischlade eine altmodische Nickelbrille, die zu seinem derben und gesunden Gesicht nicht so recht paßte, und begann zu lesen.
Darja räumte die Schüsseln vom Tisch, setzte sich danach aber wieder und betrachtete ihren Mann beim Lesen, als wollte sie so den Inhalt des Briefes noch einmal mit ihm zusammen erleben.
Boris Polotnikows Augen glitten langsam und bedächtig über die Zeilen. Einmal hustete er vom starken Rauch der Zigarette, suchte dann die richtige Stelle im Brief und las weiter.
„Ich bin jetzt in einem Reparaturbetrieb für Kraftwagen", schrieb Pjotr. „Wir reparieren hier unsere Fahrzeuge. Ich wollte, wir hätten in unserem Kolchos solch einen Reparaturbetrieb wie hier. Eine ganze Menge habe ich schon dazugelernt."
Boris Polotnikow drückte seinen Zigarettenstummel aus und brummelte dabei vor sich hin: „So, gelernt hat er. Na, es sind eben schlaue Burschen, diese Deutschen, verdammt schlau sogar." Dann faßte er den Briefbogen mit beiden Händen und las weiter. „Der Meister von der deutschen Abteilung ist ein feiner Kerl, so alt wie Vater ist er und auch schon alter Kommunist. Ich gehe manchmal abends zu ihm Schachspielen, das kann er auch nicht schlecht."
Die Brille hatte sich wohl etwas beschlagen, denn Boris Polotnikow putzte sich seine Gläser gründlich mit dem Schnupftuch. „Hm, hm", räusperte er sich dabei, „Schach spielen sie also."
„Jetzt habe ich hier mittags sogar richtige russische Hirse gegessen. Auch russischer Weizen ist vor kurzer Zeit hierher in die Stadt gekommen. Vielleicht ist er sogar auf unseren Feldern gewachsen, ich hatte richtig Heimweh, als ich das hörte. Ein Deutscher, der irgendwo in der Stadtverwaltung arbeitet, hat es uns erzählt.
Er hat auch gesagt, ihnen wäre allen ein Stein vom Herzen gefallen, denn sie hätten

nicht mehr gewußt, wovon sie Brot backen sollten. Ich soll Vater seinen Dank und den des Meisters mitschreiben, weil er doch Verlademeister ist."
Darja wunderte sich, daß Boris beim Brieflesen so unruhig und unkonzentriert war. Jetzt hob er den Kopf schon wieder und starrte zum Fenster hinaus. Dabei riß er an seinem Schnauzbart, wie er es immer tat, wenn er erregt war.
Nach einer Weile murmelte er etwas wie „auf dem Hof Ordnung machen" und ging hinaus. Dort hantierte er den ganzen Abend herum, polternd und brummend. Erst spät, als es dunkel wurde und das Essen auf dem Tisch stand, kam er herein.

Boris Polotnikow ging mit Tonkin von der großen Scheune des Kolchos zum Verwaltungsgebäude hinüber. Die Sonne brannte noch einmal mit nahezu sommerlicher Kraft nieder, und Boris Polotnikow fächelte sich mit einem großen Bogen Papier Kühlung zu. „Der Verladeplan steht also fest", sagte er und wedelte mit dem Papier. „Fahrt nur auch alles zur Zeit heran."
Tonkin nickte. „Morgen kommt das Saatgetreide hinaus." Er sah Boris Polotnikow schräg von der Seite an. „Das muß zunächst einmal fort, das ist wichtig", setzte er hinzu, denn ein Teil des Saatgetreides ging nach Deutschland, und er wußte, daß das auch Boris Polotnikow bekannt war. Sogleich erschrak er aber über seine Bemerkung und sagte noch: „Wir wollen nämlich erst mal mit einer Fruchtsorte fertig werden, weißt du."
Boris Polotnikow schien aber gar nicht recht zugehört zu haben. Er ging schweigend eine Weile neben Tonkin her und sagte dann ganz unvermittelt: „Bringt nur alles gleich am Vormittag, ich werde das schon organisieren."
Am nächsten Tag erschien Tonkin noch vor der Mittagspause auf der Station. Er sah den Männern, die die Säcke in die Waggons trugen, eine Weile zu. Auch Boris Polotnikow trug mit, er warf sich die Säcke über die Schultern, als sei er noch ein junger Bursche. Vom Waggon zurückkommend, blieb er schnaufend neben Tonkin stehen. „Bis zum Nachmittagszug ist alles verladen", sagte er. „Da gehen die Waggons mit weg."
„Gut, gut", lobte Tonkin. „Bist ja auch ein tüchtiger Brigadier, greifst wacker mit zu."
Boris Polotnikow zog verwundert die buschigen Augenbrauen in die Höhe. „Dachtest du, ich bin ein Kulak?"
„Das nicht", antwortete Tonkin, und in seinen Augenwinkeln erschienen lustige Fältchen. Er blickte zum Himmel, an dem die Sonne in einem durchsichtigen Blau stand. „Ich dachte nur so, weil es doch heute gar nicht regnet."
Da stemmte Boris Polotnikow die Fäuste in die Hüften, sah Tonkin strafend an und knurrte: „Du bist zu geschwätzig, Söhnchen. Wirklich, ein Bolschewik sollte nicht soviel reden."

Auszug

GÜNTHER DEICKE

Regennacht an der Zonengrenze

Wenn des Nachts der Regen fällt,
Klopft ans Fenster Trommeltänze,
Stapft durchs aufgeweichte Feld
Unsre Streife an die Grenze.

Regen ohne Unterlaß,
Schwer im Schlamm die Stiefel kleben,
Und der Wald ist triefend naß,
Wenn wir uns nach vorn begeben.

Regen schlägt uns ins Gesicht,
Rinnt uns zwischen Hals und Kragen,
Spinnt die Dunkelheit so dicht,
Läßt die Nacht sich schwer ertragen.

Hüllt die Nacht die Feinde ein,
Müssen wir die Sinne spannen,
Müssen doppelt wachsam sein,
Schauen spähend durch die Tannen,

Die von Regen triefend stehn
Dunkel am Zehnmeterstreifen.
Wie wir lauschend vorwärtsgehn,
Lernen wir den Dienst begreifen.

Daß kein Feind ins Land eindringt,
Daß die Züge sicher fahren,
Daß kein Attentat gelingt,
Daß die Werke noch nach Jahren

Unzerstört und herrlich stehn,
Schützen wir des Volkes Sache.
Wenn wir durch den Regen gehn,
Zieht das Volk mit uns auf Wache.

Ihr nicht

Du wirst mal kein Hitlerjunge sein.
Dich wird deine Mutter nicht mehr verlieren.
Du darfst richtig spielen, darfst lachen, dich freu'n,
Wirst nicht nur marschieren, marschieren, marschieren.
Du weißt nicht, was „Blut" und was „Rasse" ist –:
Du weißt ja nicht, wie glücklich du bist!

Du zeigst deine Eltern, mein Junge, nicht an,
Wirst Vater und Mutter lieben und ehren.
Dich lehrt man, was gut und was schlecht, kleiner Mann.
Du wirst dich um „Sippe" und „Stammbaum" nicht scheren;
Du weißt es auch nicht, was ein „Ahnenpaß" ist –:
Du weißt es ja nicht, wie glücklich du bist!

Du wirst dich um deinen Vater nicht grämen,
Kein Tuscheln einst hören: „Der sitzt im KZ!"
Dich wird nicht die Angst vor der Gestapo lähmen,
Du weinst nicht, mein Junge, verzweifelt im Bett;
Du ahnst nicht, was Auschwitz, was Buchenwald ist –:
Du weißt es ja nicht, wie glücklich du bist!

Du wirst mal ein Mensch sein! Euch wird es gelingen,
Daß Schmach und daß Schande von Deutschland weicht.
Ihr werdet die Achtung der Welt euch erringen,
Doch das, mein Junge, das ist nicht so leicht.
An euch wird es liegen, daß Deutschland ist –
Junge, du weißt nicht, wie glücklich du bist!

MAX ZIMMERING

Ob sie vergeblich starben ...

Ob sie vergeblich starben,
fruchtlos litten,
sie, die des Todes Tor
in Qual durchschritten,
ob sie vergingen
ohne Widerhall, verrannen wie am Fels
der Wasserfall,
der keine Mühle treibt,
den keiner sieht,
ob sie versanken
wie im Sumpf das Ried,
ob sie wie taubes Korn
verkommen sind,
wie Spreu zerstoben,
fortgeweht vom Wind –

das liegt bei uns,
die wir die Zeit bestanden,
weil sich des Zufalls
treue Helfer fanden,
vielleicht auch, weil
ein guter Kamerad
den Zufall lenkte
durch beherzte Tat.

Ob sie, die ungebeugt
den Strang ertrugen,
die durch ein Lächeln
Tod und Henker schlugen,
in Einsamkeit,
die tausend Zentner wiegt,
die Ängste des Verlassenseins
besiegt,

ob sie die Kräfte
ohne Zweck vertan,
als sie dem Sterben
kühn ins Antlitz sahn –

das liegt bei uns,
die wir uns Erben nennen
und unsrer Toten Botschaft
hörten, kennen.
Ob sie nicht sinnlos
in den Gräbern ruhn,
das liegt an unserm Willen
unserm Tun.

KARL-HEINZ TUSCHEL

Solidaritätslied

Sage nie mehr, daß du allein bist,
mag der Kampf auch noch so hart sein.
Nur wer schweigt, wer sich duckt, der ist einsam.
Doch wer kämpft, der ist niemals allein.

Unsere Feinde sind stets die gleichen:
die am Krieg verdienen und an dir.
Schlagen wir sie, dann ist das auch dein Sieg,
und schlägst du sie, dann siegen auch wir.

Sagt der Feind uns, daß es doch weit sei
von Johannesburg bis zum Ural,
haben wir zum Beweis die Hände:
unsre Schwielen sind international.

Sage nie mehr, daß du allein bist!
Unsre Hände – Kumpel, schlage ein!
Du gehörst ja zur siegenden Klasse
und bist niemals und niemals allein!

FRANZ FÜHMANN

Liebe

Liebe, ach Liebe, du uralte Weise,
spiel deine Strophen ins herrliche Heut,
sing die Verwandlung der Heimat und preise
lachend die Siege der schaffenden Leut.

Väter, in Sielen, von Peitschen getrieben,
rieben die Brust und die Seele sich wund.
Ihrer sind viel auf der Strecke geblieben
für dieses Lächeln auf unserem Mund.

Mädel, du Schönste, für uns braust der Maiwind,
für uns quillt heute der Chor von Schalmein.
Da wir im Glück der Millionen daheim sind,
ist mir nicht bang für ein Glück zwischen zwein.

Liebe, ach Liebe, du heiliges Feuer,
brenn aus der Menschheit die Furcht und den Schmerz.
Schön wird die Welt, denn es glückt uns ein neuer
Geist und ein freies, ein menschliches Herz.

WERNER LINDEMANN

Aufruf

Mir sagte ein Mann,
Er sei nur ein Bauer,
Der gegen Atomkrieg
Nichts machen kann.
    Wir sagen dem Bauern:
    Den Atomkrieg zu bannen,
    Das ist nicht so schwer.
    Pflanzt für den Staat
    Ein Maisfeld mehr.

Mir sagte ein Mann,
Er sei nur ein Maurer,
Der gegen Atomkrieg
Nichts machen kann.
    Wir sagen dem Maurer:
    Den Atomkrieg zu bannen,
    Das ist nicht so schwer.
    Vermaure täglich
    Fünfzig Steine mehr.

Mir sagte ein Mann,
Er sei nur ein Fischer,
Der gegen Atomkrieg
Nichts machen kann.
    Wir sagen dem Fischer:
    Den Atomkrieg zu bannen,
    Das ist nicht so schwer.
    Bringt uns mehr Fisch
    Vom nordischen Meer.

Mir sagte ein Mann,
Er sei nur Student,
Der gegen Atomkrieg
Nichts machen kann.
　Wir sagen dem Studenten:
　Den Atomkrieg zu bannen,
　Das ist nicht so schwer.
　Du bist noch jung,
　Studiere mehr.

Du Bauer, du Fischer,
Du Maurer, du Student,
Ihr anderen alle,
Die dieses Lied nicht nennt,
Den Atomkrieg zu bannen,
Das ist nicht zu schwer.
Tut jeden Tag für den Sozialismus
Einen Handgriff mehr.

HANS SCHÖNROCK

Abermals nach zwei Jahren ...

Die Wolke stieß sie aus,
Der Silberflügel
Geordnete Geschwader,
Bomben stürzten heulend
Und zerbarsten.
Metall zerriß
Zu wirbelnden Geschossen.
Leiber spritzten –
Und Trichter blieben und Ruinen.

Nach fünf Jahren
Bin ich vorübergefahren.

Gräser blühen.
Auf den Blumen
Schaukeln Hummeln.
Libellen schwirren
Ihr glänzendes Spiel.
Und über allem
Müde Ruh.

Nach zwei Jahren
Bin ich wieder vorübergefahren.

Menschen wimmeln.
Hände stürzen
Berge von Trümmern
Und ordnen und schichten.
Maschinen zerreißen
Dröhnend den Grund
Und helfen den Händen.

Nach zwei Jahren
Bin ich wieder vorübergefahren.

Blumen, Gras, Libellen,
Wo seid ihr?
Neues erträumte der Mensch sich,
Und tausend Hände
Packten den Traum.
Beton, Stahl, Zement
Stürmten empor.
In blanken Fensterreihen
Glänzt das Licht.
Häuser prunken und Fabriken,
Und Kinder treiben
In den Straßen ihre Reifen.

Abermals nach zwei Jahren
Will ich wieder vorüberfahren . . .

KARL-HEINZ JAKOBS

Das grüne Land

Da fiel das weit aufgeklappte Maul des Greifers in den gelb funkelnden Sand, die stählernen Zähne erzeugten ein unangenehmes Scharren, als sie sich tiefer in den Sand bohrten, langsam schloß sich das Greifermaul, und die Zähne schnappten noch tiefer, aber Frank merkte, daß ein massiver Gegenstand zwischen den Zähnen des Greifers lag, und er fluchte leise, schaltete wütend zweimal, und zu gleicher Zeit begann der Auslegearm zu schwenken, und das Zugseil begann, sich zu verkürzen, und der Greifer riß mit ungeheurer Kraft einen gewaltigen Bissen Erde aus dem Land, aber der Sand stürzte in dickem Schwall wieder heraus, und jetzt erst sah Frank die Bombe, die zwischen den Zähnen des Greifers hing, die pendelte und pendelte.
Ohne Wolken war der Himmel, er war blau und blaß und fiebrig. Die Sonne fiel in schrägem Schnitt auf das Land, das wie geschmolzenes Metall lag, drüber die Luft flimmerte, und die Luft war von dem Donnern der Dumpermotoren, von dem Aufheulen der Baggertriebwerke erschüttert. Der Dumperfahrer, der sein Fahrzeug im Schwenkbereich von Franks Bagger aufgestellt hatte und auf Ladung wartete, war der zweite, der die Bombe sah. Er starrte sekundenlang begriffsstutzig auf die pendelnde Bombe, während sein Gesicht bereits zu flirren begann. Dann erhob er sich, als hinge er an unsichtbaren Fäden, und er stieg steif, beinahe eine Spur zu langsam aus der Kabine, und seine Augen blieben gebannt von dem pendelnden Gegenstand, und als er sich unnatürlich steif davonbewegte, den Blick nach hinten gerichtet, sagte er leise: „Alarm". Er sagte es mit einer Stimme, die klang, als hätte er noch nicht das richtige Wort gefunden für eine Sache, die ihm im Kopf herumging, und unvermittelt wandte er sich zurück und schrie aus Leibeskräften: „Alarm!" Sein ausgestreckter Arm stieß mehrmals in die Richtung, wo Franks Bagger stand, und er schrie: „Hört ihr denn nicht? Alarm!", und er riß seinen Körper nach vorn und rannte quer über die Felder davon. Er rannte gebückt, das Gesicht von Zeit zu Zeit herumwerfend.
Da sah Frank plötzlich in allen Kabinenfenstern Gesichter auftauchen, und da verstummten die Baggertriebwerke nacheinander, die Dumpermotoren wurden still, die Mannschaften kletterten aus den Kabinen. Und rannten davon. Obgleich die Fenster zu beiden Seiten geöffnet waren, beherrschten Schwüle und der Gestank des Treibstoffs die Kabine. Frank saß bewegungslos. Auf seiner Stirn stand Schweiß. Sein linker Arm hing. Die rechte Hand – erhoben und in Grifform – war dicht an der Steuerung. Aber sie rührte nichts an. Jeder Muskel verharrte mitten in der Bewegung, als hätte Leichenstarre ihn erfaßt. Der letzte Bagger, der zu hören war, arbeitete auf der anderen Seite der Höhe 21, und Frank, der die Männer davon-

rennen sah, dachte: Der Harkpeller wird seinen Bagger wenigstens nicht abstellen und davonrennen. Ihm kann nichts geschehn, da der Berg zwischen ihm und der Bombe ist, da wird er mich sicher nicht im Stich lassen. Aber kaum hatte er daran gedacht, da verstummte auch der letzte Bagger, und es dauerte nicht lange, bis Frank Harkpeller hinter dem Berg hervorkommen sah, und Harkpeller rannte dicht an Franks Bagger vorbei, und als er Frank in der Kabine sitzen sah, brüllte er: „Frank! Sie haben eine Bombe gefunden! Los, komm! Die kann jeden Moment hochgehn!", und im selben Augenblick sah auch Harkpeller die Bombe. Sein Gesicht verzerrte sich, als hätte er auf Eis gebissen, und er schlug einen Haken und rannte in einem Winkel von neunzig Grad dazu weiter. Und danach war nichts mehr zu hören außer dem stumpf puffenden Getriebe des eigenen Baggers, der leer lief.
Die Bombe war etwa ein Meter fünfzig lang, fünfzig Zentimeter dick, und sie sah sehr erdig aus. Sie hing, von vier Zähnen gepackt, schräg aus dem Maul des Greifers, sie hatte kein Leitwerk mehr, aber Bug und Heck waren daran zu unterscheiden, daß sie ein sehr gedrungenes und ein nicht sehr gedrungenes Ende hatte. Es war eine amerikanische Zehn-Zentner-Bombe mit einem maximalen Aktionsradius von tausend Metern. Die Arbeit mit einem solchen Blindgänger hätte jedem gewieften Sprengmeister nervösen Schweiß auf die Stirn getrieben, denn es war ihr äußerlich nicht anzusehn, ob sie einen Aufschlagzünder habe, ob sie einen Zeitzünder habe oder einen Langzeitzünder; es war ihr äußerlich nicht einmal anzusehen, ob sich der Zünder am Bug oder am Heck befand. Offenbar waren die äußeren Zünderteile beim Aufschlagen abgebrochen.
Aber Frank wußte nichts von Bomben. Er wußte nichts von chemischer Zündung und nichts von Aufschlagzündung. Aber er ahnte, daß diese Bombe ihn noch zerstäuben würde, selbst wenn sie metertief unter der Erde detonierte. Jetzt sind alle weg, dachte Frank. Jetzt sind sie alle unterwegs, ihre Geranienfenster auf der Stromseite in Sicherheit zu bringen, und es wird jetzt auch für mich Zeit, aufzustehn und wegzurennen; denn ich habe ja neuerdings ebenfalls ein Fenster, sogar eins mit schmiedeeisernem Gitter und mit einem Lift hinauf. Bis jetzt ist die Bombe nicht hochgegangen. Vielleicht komme ich rechtzeitig genug weg. Ich brauche jetzt nur auszusteigen und wegzurennen, dann ist die Bombe für mich erledigt. Die Sprengleute werden sie in die Luft jagen. Das dachte Frank. Aber eigentlich dachte er es nicht so sehr in Worten, sondern es war vielmehr eine Art suggestiver Unruhe in ihm, ohne daß er sie ausdrücklich dachte. Er wollte aufstehn, aber es gelang ihm nicht; denn sein Körper flatterte und war unfähig, sich kontrolliert zu bewegen. Und drei Meter vor seinen Augen, rund vierkommasiebenmalzehnhochminusfünf Parsec unter der Sonne hing die Bombe.
Es gab eine Zeit, da war die Sonne hell; stark und vertraut. Frank kannte sie, wenn sie im März begann, den Rücken zu wärmen, und wenn der Wind über den Äckern herankam, die blank waren vor Nässe, kurz bevor sie anfingen, grünlich zu schimmern. Er kannte die Sonne auch, wenn sie Licht über die Vorgärten warf, indem er

von Jahr zu Jahr immer wieder eines Morgens erstaunt feststellte, daß die Bäume plötzlich schon winzige grüne Blätter hatten. Er kannte die Sonne im August, als er von Schweiß überströmt und bis zur Bewußtlosigkeit an der Steuerung des Baggers gehangen hatte; aber wenn er nach Feierabend aus dem Wasser stieg, hatte sie ihn erfrischt und stärker gemacht. Er kannte die Sonne blaßgelb, und er kannte sie rot und weißlich; er kannte sie mit Jubel und mit Verzweiflung. Vor dieser Sonne aber verstummten Hosianna und verstummten Flüche. Diese hier war fahlviolett, und vor diesem Licht erschauerte das Land, und der Bussard stieß schreiend und steil herab. Vor dieser Sonne waren Armeen in den Staub gesunken, Städte waren in Flammen aufgegangen, Landstriche waren verdorrt. Diese Sonne war ein fremder Stern; sie kam mit Raupen, die von Bäumen regneten, mit Ameisenprozessionen in Wohnungen, kam mit Hitzschlag und mit Cholera. Diese Sonne war der Tod. Und Frank dachte plötzlich: Mit einem Male ist mein Körper ruhig geworden. Ich hab' wohl geschlafen. Aber jetzt steige ich aus. Niemand kann mich hindern, leise aufzustehn und mich davonzumachen. – Frank erhob sich. Und er spürte nun, wie der Boden der Kabine vibrierte, da das Getriebe des Baggers immer noch leer lief. Ich werde das Getriebe abstellen, dachte Frank, es kann leicht passieren, daß sich von dem Arbeiten des Getriebes der Zünder frei vibriert. Als Frank daran dachte, blickte er auf die Steuerung, und er spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoß; denn jetzt war plötzlich der Gedanke da: Wenn ich das Getriebe abstelle, dann muß ich vorher die Bombe absetzen. Frank schüttelte den Kopf, so gewaltig hatte der Gedanke ihn gepackt. Nein, dachte er, das tue ich nicht. Das tu' ich nie und nimmer. Lieber lasse ich das Getriebe weiter leer laufen. Das ist sicher auch besser für die Sprengleute. Die werden mir noch dankbar sein, daß ich das Getriebe nicht abgestellt habe. Frank stand gebückt in der Kabine und blickte auf die Steuerung. Die Luft war stickig vom Geruch des Treibstoffs, von der Sonne, die auf das Blechdach der Kabine prallte. Frank hob die rechte Hand. Aber er faßte die Steuerung nicht an. Nein, dachte er. Wer weiß, was mit der Zündung los ist. Vielleicht genügt ein winziger Anstoß, die Bombe zu zünden. Sollen die Sprengleute die Bombe absetzen. Die müssen sie absetzen, wenn sie die sprengen wollen. Ich brauche das nicht. Ich steige jetzt aus. Aber er stieg nicht aus. Er setzte sich langsam und vorsichtig auf die Kante des Sitzes, als befürchte er, daß eine schnelle Bewegung sich auf die Bombe übertragen könne, und er blickte durch das verschmierte Fensterglas hinaus. Und das Land lag dort dumpf und geduckt.

Aber hier war es: das Abenteuer. Er hatte es lange vergebens gesucht. Diese Landschaft bot es ihm an. Jedoch: War es noch dasselbe Abenteuer wie vor Jahren? Er sah dieses Land geduckt und dumpf fiebernd. Eigenartige wirre Linien zeichneten die Grenzen der Felder, deren Farben in jähen Kontrasten zueinander standen. Dieses Stück Land war krank. Es litt unter einer Geschwulst. Lang hatte es seine Schmerzen ertragen, seine Abnormität verborgen. Jetzt war sie erkannt. Er, Frank, hatte sie zutage geholt. Aber wer würde hier eingreifen, wer?

Ein Sprengmeister. Natürlich. Wer denn sonst?
Doch kein Sprengmeister kann eine Bombe entschärfen, die von einem Bagger erfaßt, in der Luft hängt. Der Sprengmeister muß in die Kabine klettern, das Getriebe anlassen, die Bombe absetzen, den Bagger wegfahren, damit er Platz hat für seine Arbeit. Diese Vorstellung hatte Frank von der Arbeit eines Sprengmeisters, ohne daß er genau wußte, wie sie im einzelnen aussah. Aber Frank saß hier vor einer Landschaft, deren Zustand er kannte, deren künftige Kontur er in Gedanken nachzuzeichnen imstande war, und das wußte er, daß dies nun kein Abenteuer mehr war. Die vielen Landschaften, die er verändert hatte, kehrten sich plötzlich gegen ihn und hatten bereits begonnen, ihn selbst zu verändern, während er dachte: ICH setze die Bombe nicht ab. Dies war der Augenblick, da Lis ihre Arbeit hinwarf und losrannte. Die Baustelle war zwei Kilometer von der Höhe 21 entfernt, und Lis rannte querfeldein. Ihr Gesicht sah gehetzt aus, und ihre Lippen bewegten sich wie unter Phantasien. Als sie die Mannschaften erreichte, die von der Bombe davongelaufen waren und in sicherer Entfernung standen und zur Höhe 21 starrten, wurde sie festgehalten; aber sie schlug und kratzte und befreite sich und rannte weiter.
Frank biß sich die Lippen wund. Er saß vorgebeugt und stierte mit schmerzlich verzogenem Gesicht auf die Steuerung. Manchmal blickte er auf, wo der Auslegerarm des Baggers steil von dem wolkenlosen und fahlen Himmel zu sehn war und die Seile, die straff und gebündelt senkrecht zur Erde standen. Und es war der Augenblick, da er wußte, daß er die Bombe absetzen würde.
Er würde sie absetzen, weil er wußte, daß es für ihn keine andere Möglichkeit gab.
Er wußte, weil er kein Held war, wird er es tun. Er wird es tun im Namen eines Fensters zur Stromseite, das seinen Blick nicht mehr trübt. Im Namen all seiner Angst, seiner Zweifel und seiner Triumphe wird er es tun. Um weiter leben zu können, wird er es tun.
Langsam hob Frank den Kopf. In einer Mischung aus Feigheit und Vertrauen tastete sein Blick die Seile ab, die senkrecht, straff und gebündelt standen. Er tastete den Körper des Greifers ab. Drei Meter vor seinen Augen hing die Bombe. Sie war dick, gedrungen, erdig, bösartig und abstoßend häßlich. Sie hing schräg aus dem Maul des Greifers, und Frank spürte, wie seine Zähne vor Frost heftig aufeinanderschlugen. Da richtete er sich auf und umklammerte mit beiden Händen die Steuerung.
Plötzlich begann die Kabine stärker zu vibrieren. Franks Gedächtnis war ausgelöscht, sein Gehör war empfindungslos. Nur seine Augen und sein Tastsinn waren wach. Und er spürte und er sah, wie die Kabine, wie die Steuerung in seinen Fäusten stärker und immer stärker vibrierten. Seine Augen hingen an der Bombe mit einer Schärfe, die jeden Millimeter Bewegung analysierte. Sein Körper zitterte vor Frost, aber es war ein anderer Körper als jener, der Augen, Tastsinn und Hände hatte.

Da sah Frank, wie sich die Bombe zu bewegen begann. Zäh und träge in unendlicher Gelassenheit sank die Bombe. Und die Bombe sank tiefer und tiefer. Franks Augen wurden glasig, als die Bombe den Erdboden anrührte. Sekunden stand sie nur von einem Sandkorn mit der Erde verbunden. Dann höhlte sie Millimeter um Millimeter die Erde, bis sie sich eine stabile Basis geschaffen hatte. Dann neigte sie sich Millimeter um Millimeter, indes die Zähne des Greifers die Kraft verringerten. Dann lag die Bombe dick und massig auf dem gelb funkelnden Sand. Die Seile hingen jetzt, und sie begannen, sich zu verkürzen, und der Greifer pendelte frei mit unmerklichem Ausschlag, und als die Zähne des Greifers dicht über dem erdigen Metallklotz pendelten, spürte Frank, wie die Kabine noch stärker vibrierte und wie die Raupen des Baggers über den Sand schleiften. Als der Bagger fünf Meter von der Bombe entfernt war, schaltete Frank die Getriebe ab. Ein letztes Zittern lief durch die Kabine, und dann war es still. Als Frank sich zum Ausgang schleppte, versagten seine Beine, und er stürzte aus dem Bagger in die Sonne hinab. Sein Gesicht fiel in den Sand. Seine Hände verkrampften sich im Sand, und die Sonne war hoch und still und warm, und langsam überschüttete sie ihn mit einem Gefühl wie Glück, das allmählich auch den Frost in seinen Gliedern vertrieb. Und Lis lief quer über die Felder. Sie war fünfhundert Meter entfernt, als sie sah, wie der Bagger sich bewegte, und da begann sie zu schreien. „Franziskus", rief sie, „tu's nicht. Hör doch, Franziskus, Frank, tu's nicht." Und sie rannte weiter. Ihr Gesicht war überströmt von Tränen, und es war zu sehn, wie ihr Mund sich bewegte; und als sie sah, wie Frank aus der Kabine in den Sand und in die Sonne hinabstürzte, war zu hören, wie sie rief: „Franziskus, Frank."

Als Frank seinen Namen hörte, hob er den Kopf. Er sah Lis über die Felder laufen, und er begann zu winken, sie sollte stehenbleiben. Aber Lis lief weiter. Sie waren noch fünfzig Meter voneinander entfernt. Da erhob sich Frank. Er wollte ihr entgegenlaufen, doch er machte nur ein paar unsichere Schritte. „Franziskus", rief Lis und immer wieder: „Frank, Franziskus." Frank ging mit unsicheren Schritten auf Lis zu. Sein Gesicht war schmal und bleich und voll Sand. Als Lis ihn erreichte, umarmte sie ihn, und sie küßte ihn, wo es sich traf. Dann legte sie ihre Linke um Franks Schulter und stützte ihn, während sie gingen. Mit der rechten Hand umklammerte sie seinen Oberarm, und wenn sie losließ, um ihm den Sand aus dem Gesicht zu streicheln, redete sie leise und sinnlos auf ihn ein: „Franziskus, Frank, mein Franziskus." Er war nur ein heruntergekommener Baggerführer, und sie war nur eine Studentin der Philosophie, die (theoretisch) das Leben genau kannte und wußte, daß es schön ist: bedenkt das.

BERTOLT BRECHT

Kinderhymne

Anmut sparet nicht noch Mühe
Leidenschaft nicht noch Verstand,
Daß ein gutes Deutschland blühe
Wie ein andres gutes Land.

Daß die Völker nicht erbleichen
Wie vor einer Räuberin
Sondern ihre Hände reichen
Uns wie andern Völkern hin.

Und nicht über und nicht unter
Andern Völkern wolln wir sein
Von der See bis zu den Alpen
Von der Oder bis zum Rhein.

Und weil wir dies Land verbessern
Lieben und beschirmen wir's.
Und das Liebste mag's uns scheinen
So wie andern Völkern ihr's.

GÜNTHER DEICKE

Schützt diese Welt!

Das Land in grünen, blühenden Gebreiten,
die junge Saat, die volle reife Frucht,
das Meer mit seinen wechselnden Gezeiten,
der weite Strand und die verschwiegne Bucht,
die Burg im Sand, das kleine Segelboot,
die Weide mit den stolzen braunen Pferden,
die Dörfer mit dem herben Tiergeruch,
die Städte, die wir größer bauen werden,
die Produktion aus Holz und Stahl und Tuch,
die tiefen Wälder und im Park die Bäume,
der Märchenstern, der nachts vom Himmel fällt,
die Wirklichkeit der süßen Kinderträume,
die junge Liebe und die ganze Welt:

Schützt diese Welt und schützt das warme Leben!
Nehmt den Vernichtern Bomben und Gewehr!
Uns sind die Kinder, ist das Land gegeben,
und dieses Eigentum ist schön und schwer.
Uns ist der Menschheit große Tat beschieden:
Schützt diese Welt und kämpft um ihren Frieden!

PAUL WIENS

Matrose von morgen

Matrose von morgen,
hör zu!
Noch ist es Stille . . .
Entscheidender Jahre fünfzackige Tör
beginnt.
Überm Bug
blitzt und brennt wie ein Stern
die Hoffnung der Heimat –
der Plan, unser Wille.

Schlag auf die Atlanten der Planung!
Erlerne
die Navigation auf den Wogen der Zeit!
Die Wege sind offen.
Das Weltmeer ist weit.
Es harren die Häfen in farbiger Ferne.

Läuft aus die Flottille des Friedens,
so sende
als Funker ins funkelnde All dein CQ,
im Äther grüß alle,
die jung sind wie du,
und hisse den Wimpel „Verschlungene Hände"!

Zu Ufern der Freundschaft wirst du deine Frachten
hintragen,
von Emden bis Wladiwostok,
und weiter –
zu gelber Gestade Gelock –
und Schanghais buntatmende Freiheit betrachten . . .

Und weiter!
Und näher!
Durch Strudel und Engen! –
Welch Wrack sperrt die Einfahrt?
Was trennt noch vom Ziel?
Matrose,
die Brüder von Kronstadt und Kiel,
die wußten's –
und wagten, den Sperrkreis zu sprengen.

Und fielen die Unsern,
die Kieler,
verraten,
nimm du jetzt die Fahne!
Du, Heizer!
Du, Maat!
Und miß dich mit jenen von Leningrad
zum Wohle der Vielen,
in friedlichen Taten!

Und vorwärts!
Denn vorn
schwimmt auf roter Barkasse,
den Blick zu den Feuern der Frühe gewandt,
den Kurs klug bestimmend,
die Karte zur Hand,
der Käpt'n:
– die kühne Partei deiner Klasse.

Matrose von morgen!
Das Steuer
fasse!

WERNER LINDEMANN

Vermächtnis

Jetzt kenne ich das Glück,
Genosse der Partei zu sein.
Ich danke es auch Dir,
Genosse Grischin.
Darauf ein Glas Grusinier-Wein.

Und als Vermächtnis nimm den Handschlag
von mir und meinem Volke an.
Und sei gewiß,
Genosse Grischin,
daß nie mehr ein Faschist
uns aufeinanderhetzen kann.

KUBA:

Weit dehnt der Morgen sich –

Vor unsren Blicken
ist alles Sonne; und der Ost
ist voll Musik.

Stimmt an das Lied
der sechzehn jungen Republiken!
Ein ferner Hauch
der großen Sowjetrepublik
streift unser tränentrübes Auge,
macht es sehen –
die Tauben hören und die Lahmen gehn.

Weh denen, die das Lied
des Lebens nicht verstehen –
Die Erde dreht sich,
und der Zeiger muß sich drehn.

Die Kompaßnadel sucht
und weiß und zittert –
Der Morgen färbt sich,
wo die Nacht ertrank.
Stimmt an ein deutsches Lied,
in dem der Tag gewittert.
Nimm Westwind,
nimm dies Lied
und sag den Sowjets
Dank!

O Sowjetland

O Sowjetland! Wo find ich nur das Wort,
das rein und groß genug, dein Sein zu preisen?
Reich ist die Sprache,
aber fort und fort such ich das Wort,
das, Ehre zu erweisen, auch edel ist und groß genug:
ein Wort,
das diesen jubelnd stürmischen Akkord,
der meine Seele füllt, mich übermannt,
auch wiedertönt,
du teures Sowjetland!

Du Liebendes, das Liebe du begehrst,
weil deines Lebens, Liebens tiefster Sinn
der Mensch von Anbeginn zu Anbeginn
und endlos stets zu neuem Anfang hin –
ich frag mich oft, was wär, wenn du nicht wärst?

Ob uns noch immer diese Sonne schien',
die uns noch wärmt, weil du sie liebenährst!

Wie machtest du die Erde wieder grün,
als sie der Tod mit seinem Schwert verheert!
Dein Arm hat ihm den letzten Streich verwehrt
und unsre Arme wurden wieder kühn!

Wenn uns heut Blüten leuchten, Blumen blühn
und unser Herz wie nie vorher entzücken:
weil du es wolltest dürfen wir sie pflücken!

Friedenslied

Friede auf unserer Erde!
Friede auf unserem Feld!
Daß es auch immer gehöre
dem, der es gut bestellt!

Friede in unserem Lande!
Friede in unserer Stadt!
Daß sie den gut behause,
der sie gebauet hat!

Friede in unserem Hause!
Friede im Haus nebenan!
Friede den friedlichen Nachbarn,
daß Jedes gedeihen kann.

Friede dem Roten Platze!
Und dem Lincolnmonument!
Und dem Brandenburger Tore
Und der Fahne, die darauf brennt!

Friede den Kindern Koreas!
Und den Kumpels an Neiße und Ruhr!
Friede den New Yorker Schoffören
Und den Kulis von Singapore!

Friede den deutschen Bauern!
Und den Bauern im Großen Banat!
Friede den guten Gelehrten
Eurer Stadt Leningrad!

Friede der Frau und dem Manne!
Friede dem Greis und dem Kind!
Friede der See und dem Lande,
Daß sie uns günstig sind!

(Frei nach Neruda)

ERICH BREHM

Lied vom 16. November

Zu unsrer Wahl
Sei dir gesagt:
Du hast die Wahl,
Du wirst gefragt!
Bist du für Arbeit oder Not?
Bist du für Frieden oder Tod?

Es geht die Straße geradeaus,
Gehst du sie mit ins neue Leben?
Baust du mit das neue Haus
Oder stehst du daneben?

Arbeite mit!

Und noch einmal
Sei dir gesagt:
Du hast die Wahl,
Du wirst gefragt:
Bist du für Wahrheit oder Wahn?
Bist du für Zufall oder Plan?

Es geht die Straße geradeaus,
Gehst du sie mit ins neue Leben?
Baust du mit das neue Haus
Oder stehst du daneben?

Plane mit!

Bist du für Demut oder Mut?
Bist du für Reden oder Taten?
Bist du für Asche oder Glut?
So fragen deine Kandidaten.

Regiere mit!

Zum letztenmal
Sei dir gesagt:
Du hast die Wahl,
Du wirst gefragt!
Bist du für Leistung oder Stand?
Die Antwort liegt in deiner Hand!

Es geht die Straße geradeaus,
Und du gehst mit ins neue Leben!
Du baust mit das neue Haus,
Und du stehst nicht daneben!

Arbeite mit!
Plane mit!
Regiere mit!

WOLFGANG JÄHNIG

Jahr 2000

Wie ein zartes Regenbogenband
fast traumhaft über Himmelsweiten,
so sind Gedanken über Zeiten
bis ins Jahr des roten Mohns gespannt.

Viele Sommer werden noch verblühen
und mancher Traum im Herbst nicht reifen.
Die Winter, die durch Deutschland streifen,
weichen langsam nur dem Frühlingsgrün.

Doch geebnet ist mit sichrer Hand
der Platz für das Gedankensteigen.
Der Wind hockt lächelnd in den Zweigen

und spürt des Volkes Riesenschritte,
das über die Jahrhundertmitte
sich den Weg zum Jahr Zweitausend bahnt.

Nachwort

Der 20. Jahrestag der Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus durch die siegreiche Sowjetarmee ist ein denkwürdiger Tag für unsere ganze Nation. Die Bürger unserer Republik bereiten sich darauf mit vielen guten Taten vor. Sie tun es vor allem auf der Grundlage des Vertrages für Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen der UdSSR und der DDR vom Jahre 1964, eingedenk der Tatsache, daß die Freundschaft zur Sowjetunion zugleich ein Gradmesser der patriotischen Gesinnung jedes einzelnen von uns ist. So steht der 8. Mai 1965 im Zeichen des Appells Wilhelm Piecks, die deutsch-sowjetische Freundschaft zur Herzenssache aller Deutschen zu machen.

Der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft übergibt der Öffentlichkeit dieses Programm-Material als Anregung dafür, den Befreiungstag 1965 in vielfältiger Form festlich zu begehen. Dabei wollen die vorstehenden literarischen Arbeiten, die Programmvorschläge und Musikhinweise die Grundeinheiten unserer Gesellschaft, aber auch andere Organisationen und Institutionen, bei der würdigen Gestaltung dieses bedeutsamen Tages unterstützen.

Der Herausgeber ist sich durchaus des fragmentarischen Charakters dieses Materials bewußt. Es erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und soll – wie gesagt – lediglich dazu dienen, allen Verantwortlichen Anregungen zur Entfaltung einer mannigfaltigen Initiative zu geben.

Um das Auffinden geeigneter Gedichte und Prosastellen aus dem umfangreichen Schatz der sozialistischen Gegenwartsliteratur zu erleichtern, wurden die Auszüge in drei Abschnitten zusammengefaßt. Sie widerspiegeln die Zeit der Vorbereitung des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion, die schweren Monate des Neubeginnens nach der Niederwerfung des Faschismus und schließlich die Perspektiven unserer Deutschen Demokratischen Republik beim Aufbau des Sozialismus.

Anläßlich des 20. Jahrestages der Befreiung werden zahlreiche Veranstaltungen, Kundgebungen, Versammlungen und Klubabende unserer Gesellschaft, der Nationalen Front, der Kinder-, Jugend- und Frauenorganisationen, der Betriebe und Schulen, in Städten und Dörfern Stunden der Erinnerung und Besinnung, des Bekenntnisses und der Verpflichtung für eine friedliche, sozialistische Zukunft sein. Dabei sind unserer schöpferischen Initiative keine Schranken gesetzt. Vielmehr kommt es darauf an, den Kreis der Mitwirkenden und Mitgestalter so weit wie möglich zu ziehen. Jeder Veranstalter sollte sich um eine klare Zielsetzung bemühen und entsprechend der voraussichtlichen Zusammensetzung der Teilnehmer ein gerade sie ansprechendes Programm zu erarbeiten versuchen.

Es ist zweckmäßig, sich mit Schriftstellern, Schauspielern, bildenden Künstlern und Musikern, aber auch mit Laienkollektiven, rechtzeitig in Verbindung zu setzen, um sie für die Mitarbeit zu gewinnen. Die Mitwirkung von Orchestern und Chören, von

Vokal- und Instrumentalsolisten, von Volkskunstensembles und Gruppen, Kabaretts, Agitprop-Gruppen usw. mit Gedichten, Prosalesungen, Liedern, Chansons usw. wird die Feiern bereichern.
Für kleinere Veranstaltungen, Klubabende und Matinees, Foren und Aussprachen ist die Einbeziehung des Films, der Schallplatte und des Tonbandes anzuraten. Ebenso sollten Veröffentlichungen in Presse und Rundfunk genutzt werden sowie lebendig vorgetragene Erlebnisse und Augenzeugenberichte aus der Zeit der Befreiung und des Aufbaus unseres neuen Lebens.
Das Ziel muß sein, allen Gruppen unserer vielschichtigen Bevölkerung ein nachhaltiges Erlebnis der Bedeutung des 20. Jahrestages der Befreiung zu schaffen.
Versäumen wir keine Zeit für die Erfüllung unserer ehrenvollen Pflicht, den 20. Jahrestag der Befreiung würdig zu begehen!

Programmvorschlag für Schulen, Pionier- und FDJ-Gruppen

	Musikstück oder Chorlied
	Festansprache
	Chorlied
Johannes R. Becher	Sterne unendliches Glühen
Horst Salomon	Mein Vati hat einen guten Freund
Boris Polewoi	Ein deutsches Kind
Hedda Zinner	Ihr nicht
	Chorlied
Bertolt Brecht	Kinderhymne
Bernhard Seeger	Gedanken eines Fünfzehnjährigen

Programmvorschlag für Klubs der Werktätigen, Kulturhäuser und Betriebe

	Musikstück
	Ansprache
	Chorlied
Franz Fühmann	Dank Dir, Sowjetunion
Erich Millstatt	Schicksalsmotiv (für Laienspielgruppe)
Julia Drunina	In unsren Herzen
Johannes R. Becher	Glück der Ferne – leuchtend nah
	Lied
Horst Salomon	Ich habe gelernt
Kuba	Sagen wird man über unsre Tage
Hans Oliva-Hagen	Der Ausgleich
Marta Nawrath	Die Klappenschlägerin im Konzert
	Lied
Martin Viertel	Wo ich meine Lehrjahre verbrachte
Günther Deicke	Schützt diese Welt!
Werner Lindemann	Aufruf
Wolfgang Jähnig	Jahr 2000

Programmvorschlag für Dorfklubs, LPG und VEG

	Musikstück
Willi Layh	Tag der Befreiung
	Lied oder Musikstück
	Ansprache
	Lied
Max Zimmering	Dank Dir, Du Sowjetmensch
Hans J. Stein	Goethe
Franz Fühmann	Heimkehr des Neubauern
Erwin Strittmatter	Das Jahr der kleinen Kartoffeln
	Lied
Bernhard Seeger	Im Haus der Freundschaft
Horst Salomon	Wanjas Lied
Erwin Strittmatter	Weitläufig gedacht
Anna Seghers	Erntedankfest
Bertolt Brecht	Lied: Friedenslied

Programmvorschlag für Klubs der Intelligenz, wissenschaftliche Institute u. ä.

	Musikstück
	Ansprache
Mussa Dshalil	In Alman
Friedrich Wolf	„Mutter . . ."
F. C. Weiskopf	Das Mädchen von Krasnodar
	Lied: Wer hat vollbracht all die Taten
Jewgeni Dolmatowski	An Goethes Grab
Konstantin Simonow	Der Deutsche
Paul R. Henker	Kunst schafft Brot
	Musikstück
W. A. Iwanow	Die Hände meines Freundes
J. C. Schwarz	Eine konkrete Lehre
Lori Ludwig	Für Mascha Plissezkaja und Jurij Kondratow

Programmvorschlag für Veranstaltungen der bewaffneten Kräfte

	Musikstück
	Ansprache
	Chorlied
Johannes R. Becher	Sterne unendliches Glühen . . .
Erich Weinert	Das Lied vom ehrenhaften deutschen Soldaten
Egbert von Frankenberg	Tag der Wandlung
Hedda Zinner	Der Heimkehrer
	Lied
Ulrich Speitel	Der Marschall und die Kunst
Max Zimmering	Zum 8. Mai
Willi Layh	Bekenntnisse eines jungen Soldaten
Günter Striegler	Tank ist Tank
	Lied
Adolf Endler	Wische – Aufbaugebiet der Jugend
Günther Deicke	Regennacht an der Zonengrenze
Paul Wiens	Matrose von morgen

Quellennachweis

Apitz, Bruno:
Endlich frei: Aus dem Roman Nackt unter Wölfen. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1960.

Becher, Johannes R.:
Glück der Ferne – leuchtend nah. Gedicht in: Du bist für alle Zeit geliebt, Aufbau-Verlag, Berlin 1960.
Ihr, die ihr nach uns kommt. Gedicht in: Dichtung, Zweiter Teil, Aufbau-Verlag, Berlin 1949.
Sterne unendliches Glühen . . . Gedicht in: Sterne unendliches Glühen, Band 1: Dichtung. Aufbau-Verlag, Berlin 1960.

Blenkle, Konrad:
Brief aus dem Gefängnis. In: An die Lebenden. Letzte Briefe deutscher Widerstandskämpfer. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig.

Bogomolow, W.:
Der kleine Kundschafter. Aus der Erzählung Leuchtspur über den Strom. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1960.

Brandes, Heino:
Die Russen kommen. In: Des Sieges Gewißheit. Aufbau-Verlag, Berlin 1959.

Brecht, Bertolt:
Die zwei Söhne. In: Im Licht des Jahrhunderts. Verlag der Nation.
Friedenslied. Gedicht in: Hundert Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1951.
Kinderhymne. Gedicht in: Hundert Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1961.

Bredel, Willi:
Gründlicher nachdenken. Aus dem Roman: Ein neues Kapitel, Drittes Buch. Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1964.
Heimkehr. Aus dem Roman Ein neues Kapitel, Drittes Buch. Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1964.

Brehm, Erich:
Lied vom 16. November. Gedicht in: Des Sieges Gewißheit. Aufbau-Verlag, Berlin 1959.

Coppi, Hilde:
Brief aus dem Gefängnis in: An die Lebenden. Letzte Briefe deutscher Widerstandskämpfer. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Dehmel, Walter:
Diese Zeit braucht deine Hände. Gedicht in: Großstadtperipherie. Dietz-Verlag, Berlin 1963.

Deicke, Günther:
Regennacht an der Zonengrenze. Gedicht in: Des Sieges Gewißheit. Aufbau-Verlag, Berlin 1959.
Schützt diese Welt! Gedicht in: Neue deutsche Lyrik. Bibliothek Fortschrittlicher Deutscher Schriftsteller 1952.

Dolmatowski, Jewgeni:
An Goethes Grab. Gedicht in Sternenflug und Apfelblüte. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1963.

Drunina, Julia:
In unsren Herzen ist schon viel gestorben. Gedicht in: Sternenflug und Apfelblüte. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1963.

Dshalil, Mussa:
In Alman. Gedicht in: Aus dem Moabiter Heft. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1957.

Endler, Adolf:
Wische – Aufbaugebiet der Jugend. Gedicht in: Des Sieges Gewißheit. Aufbau-Verlag, Berlin 1959.

von Frankenberg, Egbert:
Tag der Wandlung. Aus: Meine Entscheidung. Deutscher Militärverlag, Berlin 1963.

Fühmann, Franz:
Dank Dir, Sowjetunion. Gedicht in: Die Nelke Nikos, Verlag der Nation, Berlin.
Heimkehr des Neubauern 1946. Gedicht in: Die Nelke Nikos. Verlag der Nation, Berlin.
Liebe. Gedicht in: Die Nelke Nikos. Verlag der Nation, Berlin.
Vom gestern Gradaus. In: Des Sieges Gewißheit. Aufbau-Verlag, Berlin 1959.

Fürnberg, Louis:
O Sowjetland. Gedicht in: Wanderer in den Morgen. Dietz-Verlag, Berlin 1951.

Gotsche, Otto:
Das war ein Tag. Aus dem Roman Die Fahne von Kriwoj Rog. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 1959.

Greulich, E. R.:
Artur Becker in Moskau. Aus dem Roman Und nicht auf den Knien. Verlag Neues Leben, Berlin 1964.

Gyptner, Richard:
Die ersten Tage in der Heimat. In: „Neues Deutschland“, Nr. 119 vom 30. 4. 1964.

Hoeffken, Helga:
Mahnmal im Treptower Park. Gedicht.

Höhne, Rudolf:
Karascho. Kurzgeschichte in: Ich schreibe ... Verlag Tribüne, Mitteldeutscher Verlag, Berlin, Halle 1960.

Henker, Paul R.:
Kunst schafft Brot. In: Zweimal geboren. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1959.

Holzschuh, Horst:
Helden am Niemegk-Damm. In: Zweimal geboren. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1959.

Issakowski, Michail:
Das Heim zerstört von Feindeshänden ... Gedicht in: Sternenflug und Apfelblüte. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1963.

Iwanow, Wladimir Alexejewitsch:
Die Hände meines Freundes. In: „Volksarmee“, Nr. 45, 1964.

Jähnig, Wolfgang:
Jahr 2000. Gedicht in: Neues Deutschland, Beilage Nr. 49 vom 5. Dezember 1964.

Jakobs, Karl-Heinz:
Aus: Das grüne Land. In: Im Licht des Jahrhunderts. Verlag der Nation, Berlin.

Kasakewitsch, Emanuel:
Berlin. Aus dem Roman Frühling an der Oder. Verlag Volk und Welt, Berlin 1953.
Notwendiger Kleinkram. Aus dem Roman Das Haus am Platz. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1957.

Kaufmann, Walter:
Zweimal geboren. In: Zweimal geboren. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1959.

Kerckhoff, Susanne:
Moskau. Gedicht in: Zeit, die uns liebt. Mitteldeutscher Verlag, Halle.

Körner-Schrader, Paul:
Ein Arzt stirbt. Aus: Frühlingssonate. Anthologie. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1961.

Kuba:

Bauernlied 1945. Gedicht in: Gedichte. Verlag Volk und Welt. Berlin 1952.

Sagen wird man über unsre Tage. Gedicht in: Gedichte. Verlag Volk und Welt, Berlin 1952.

Weit dehnt der Morgen sich. Gedicht in: Gedichte. Verlag Volk und Welt, Berlin 1952.

Layh, Willi:

Bekenntnisse eines jungen Soldaten. Gedicht in: „Neues Deutschland", Beilage Nr. 2 vom 9. Januar 1965.

Tag der Befreiung. Gedicht in: Vergiß nicht den Tag der Wende. Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Berlin 1955.

Leonhardt, Arne:

Weizen für Deutschland. In: Frühlingssonate. Anthologie. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1961.

Lindemann, Werner:

Aufruf. Gedicht in: Des Sieges Gewißheit. Aufbau-Verlag, Berlin 1959.

Vermächtnis. Gedicht in: Ruf in den Tag. Jahrbuch des Literaturinstituts „Johannes R. Becher", Paul List Verlag, Leipzig 1960.

Ludwig, Lori:

Für Mascha Plissezkaja und Jurij Kondratow. Gedicht in: Sieg der Zukunft. Bibliothek Fortschrittlicher Deutscher Schriftsteller 1953.

Millstatt, Erich:

Schicksalsmotiv: Aus dem Fernsehspiel Die rote Kamille.

Nawrath, Marta:

Die Klappenschlägerin im Konzert. Gedicht in: Mein Lied ist laut. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 1960.

Oliva-Hagen, Hans:

Der Ausgleich. In: Anekdoten. Eulenspiegel-Verlag, Berlin.

Pattke, Horst:

Der Scherbelstahl.

Petershagen, Rudolf:

Die neue Zeit ist da. Aus: Gewissen in Aufruhr. Verlag der Nation, Berlin.

Polewoi, Boris:

Ein deutsches Kind. Aus der Erzählung Frontlinie Eisenstraße in: Frontlinie Eisenstraße. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1954.

Salomon, Horst:

Gedanken einer Mutter. Gedicht in: Getrommelt, geträumt und gepfiffen. Verlag Neues Leben, Berlin 1960.

Ich habe gelernt. Gedicht in: Ruf in den Tag. Jahrbuch des Literaturinstituts „Johannes R. Becher", Paul List Verlag, Leipzig 1960.

Mein Vati hat einen guten Freund. Gedicht in: Ruf in den Tag. Jahrbuch des Literaturinstituts „Johannes R. Becher". Paul List Verlag, Leipzig 1960.

Wanjas Lied. Gedicht in: Getrommelt, geträumt und gepfiffen. Verlag Neues Leben, Berlin 1960.

Schlotterbeck, Friedrich:

Wismut. In: Des Sieges Gewißheit. Aufbau-Verlag, Berlin 1959.

Schönrock, Hans:

Abermals nach zwei Jahren. Gedicht in: Des Sieges Gewißheit. Aufbau-Verlag, Berlin 1959.

Schwarz, J. C.:

Eine konkrete Lehre. In: Neue Deutsche Erzähler. Geschichten unserer Zeit. Bibliothek Fortschrittlicher Deutscher Schriftsteller 1952.

Seeger, Bernhard:

Gedanken eines Fünfzehnjährigen. Gedicht in: „Neues Deutschland", Beilage Nr. 51 vom 19. Dezember 1964.

Im Haus der Freundschaft. Gedicht in: Menschen und Werke. Aufbau-Verlag, Berlin 1952.

Seghers, Anna:

Erntedankfest. In: Der Bienenstock II. Aufbau-Verlag, Berlin 1953.

Simonow, Konstantin:

Der Deutsche. Gedicht in: Solang es Dich, mein Rußland gibt. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Speitel, Ulrich:

Der Marschall und die Kunst. Anekdote in: Anekdoten. Eulenspiegel-Verlag, Berlin.

Stein, Hans, J.:

Goethe. Anekdote in: Anekdoten. Eulenspiegel-Verlag, Berlin.

Striegler, Günter:

Tank ist Tank. In: „Volksarmee", Nr. 14, 1964.

Strittmatter, Erwin:

Das Jahr der kleinen Kartoffeln. Erzählung in: Neue Deutsche Erzähler. Geschichten aus unserer Zeit. Bibliothek Fortschrittlicher Deutscher Schriftsteller 1952.

Weiläufig gedacht. In: Anekdoten. Eulenspiegel-Verlag, Berlin.

Tuschel, Karl-Heinz:

Solidaritätslied. Gedicht in: Ruf in den Tag. Jahrbuch des Instituts für Literatur „Johannes R. Becher", 1960. Paul List Verlag, Leipzig.

Viertel, Martin:

Wo ich meine Lehrjahre verbrachte. In: Ruf in den Tag. Jahrbuch des Instituts für Literatur „Johannes R. Becher" 1960. Paul List Verlag, Leipzig.

Welk, Ehm:

Der Hammer will gehandhabt sein . . . Aus: Der Hammer will gehandhabt sein. Verlag Volk und Welt, Berlin 1959.

Weinert, Erich:

Das Lied vom ehrenhaften deutschen Soldaten. Gedicht in: Rufe in die Nacht. Verlag Volk und Welt, Berlin 1955.

Weiskopf, F. C.:

Das Mädchen von Krasnodar, Anekdote in: Elend und Größe unserer Tage. Dietz-Verlag, Berlin 1950.

Der rote Fetzen. Anekdote in: Elend und Größe unserer Tage. Dietz-Verlag, Berlin 1950.

Wiens, Paul:

Matrose von morgen. Gedicht in: Neue deutsche Lyrik. Bibliothek Fortschrittlicher Deutscher Schriftsteller, 1952.

Wolf, Friedrich:

Der Kommissar und die Deutschen. Aus der Erzählung Der Kommissar und die Kubankosaken in: Erzählungen, Kurzgeschichten, Sketchs. Aufbau-Verlag, Berlin 1952.

„Mutter . . ." in Erzählungen, Kurzgeschichten, Sketchs. Aufbau-Verlag, Berlin 1952.

Wurdak, Carla:

Kamerad Iwan Iwanowitsch. In: „Neues Deutschland", Beilage Nr. 48 vom 28. November 1964.

Zimmering, Max:

Dank Dir, Du Sowjetmensch! Gedichte in: Sieh, das ist unser Tag. Verlag Tribüne, Berlin 1961.

Ob sie vergeblich starben . . . Gedicht in: Und fürchte nicht den Tag. Sachsenverlag, Dresden.

Zum 8. Mai. Gedicht in: Des Sieges Gewißheit. Aufbau-Verlag 1959.

Zinner, Hedda:

Der Heimkehrer. Gedicht in: Fern und Nah. Gustav Kiepenheuer, Verlag Weimar 1947.

Ihr nicht. Gedicht in: Fern und Nah. Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar 1947.

Musikhinweise

Orchesterwerke

a) großes Orchester

Babadshanjan, A.	Heroische Ballade Für Klavier u. gr. Orch. 3.2.3.2. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(18 Min.)	IMB
Büttner, P.	Heroische Ouvertüre 3.2.2.2. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(18 Min.)	EP
Chatschaturjan, A.	Die Stalingrader Schlacht Suite a. d. Musik z. gleichn. Tonfilm 2.1.4.2. – 4.4.3.1. – Pk., Schlagw., Hf., Kl. – Streicher	(21 Min.)	IMB
Chrennikow, T.	Sinfonie, op. 4 3.2.2.2. – 4.2.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(20 Min.)	IMB
Dehnert, M.	Festliche Musik für Orchester 2.2.2.2. – 4.2.2.0. – Pk. – Streicher	(6 Min.)	Br.&H.
Geißler, F.	Optimistische Ouvertüre 2.2.2.2. – 4.2.3.0. – Pk., Schlagw. – Hf. – Streicher	(8 Min.)	IMB
Gerster, O.	Aufklang 3.2.2.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(3 Min.)	IMB
	Festouvertüre 1948 2.2.2.2. – 4.2.3.0. – Pk., Schlagw. – Streicher	(10 Min.)	EP
	Dramatische Ouvertüre 2.3.2.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(10 Min.)	EP
Glier, R.	Freundschaft der Völker, Ouvertüre, op. 79 3.3.3.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Hf. – Streicher	(7 Min.)	IMB
Knipper, L.	Soldatenlieder, Suite 0.0.0.0. – 4.2.0.0. – Schlagw. – Streicher	(8 Min.)	IMB

Kochan, G.	Konzert für Orchester 1962 3.2.2.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw., Xyl., Cel., Kl. – Streicher	(30 Min.)	IMB
Köhler, S.	Prolog für Orchester, op. 20. 1959 3.3.3.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(6 Min.)	IMB
Malige, F.	Für den Frieden der Welt 2.2.2.2. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(ca. 8 Min.)	IMB
Matthus, S.	Ouvertüre 1960 Zum 15. Jahrestag der Befreiung 3.3.3.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(6 Min.)	IMB
Meyer, E. H.	Den Freiheitskämpfern zum Gedächtnis. Sinfon. Prolog für Orchester 2.2.3.3. – 2.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(8 Min.)	EP
Nellessen, H. J.	Ouvertüre: „Fahnen der Freiheit" 3.2.2.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(6 Min.)	IMB
Noack-Ihlenfeld, P.	Festliche Ouvertüre 2.2.2.2. – 3.2.3.0. – Pk., Schlagw. – Streicher	(6 Min.)	IMB
Prokofjew, S.	Sinfonie Nr. 5, op. 100 3.3.4.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw., Hf., Kl. – Streicher	(40 Min.)	IMB
	Sinfonie Nr. 6, op. 111 3.3.4.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw., Hf., Kl. – Streicher	(32 Min.)	IMB
	Sinfonie Nr. 7, op. 131 3.3.3.2. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw., Hf., Kl. – Streicher	(32 Min.)	IMB
Reinhold, O.	Festliches Vorspiel 2.2.2.2. – 2.2.2.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(15 Min.)	EP
Sachse, H. W.	Feiermusik 1962 2.2.2.2. – 4.2.3.0. – Pk., Schlagw. – Streicher	(8 Min.)	IMB
Schostakowitsch, D.	Festouvertüre, op. 96 3.3.3.3. – 6.6.6.1. – Pk., Schlagw. – Streicher	(7 Min.)	IMB

	Sinfonie Nr. 7 „Leningrad“, op. 60		
	3.3.4.3. – 8.6.6.1. – Pk., Schlagw., 2 Hf.;		
	Kl. – Streicher	(79 Min.)	IMB
	Sinfonie Nr. 12 „Das Jahr 1917“		
	3.3.3.3. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. –		
	Streicher	(37 Min.)	IMB
Schwaen, K.	Auf den Tod eines Helden (5.3.1963),		
	Suite Nr. 1		
	2.3.3.2. – 2.2.2.0. – Pk. – Streicher	(10 Min.)	IMB
Thilman, J. P.	Festouvertüre, op. 93		
	2.2.2.2. – 4.2.2.0. – Pk. – Streicher	(10 Min.)	Br.&H.
Werzlau, J.	Für den Frieden, Marsch		
	3.3.3.2. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. –		
	Streicher	(3 Min.)	IMB
Prokofjew, S.	Russische Ouvertüre, op. 72		
	4.4.4.4. – 8.4.3.1. – Pk., Schlagw., 2 Hf.,		
	Kl. – Streicher	(12 Min.)	IMB

b) Streichorchester

Meyer, E. H.	Sinfonie für Streicher		
	Pk. – Streicher	(34 Min.)	EP

c) kleines Orchester

Clauberg, C.	Festliche Introduktion	(ca. 3 Min.	
	1.1.2.1. – 2.2.1.0. – Schlagw. – Streicher	30 Sek.)	IMB
	„Morgenrufe“, Improvisationen über		
	Motive der Freiheit		
	1.1.2.1. – 2.2.1.0. – Schlagw. – Streicher	(4 Min.)	IMB
Knipper, L.	Soldatenlieder, Suite		
	0.0.0.0. – 4.2.0.0. – Schlagw. – Streicher	(8 Min.)	IMB

d) Blasorchester

Dessau, P.	Kommunisten verändern die Welt	(3 Min.)	IMB
Werzlau, J.	Marsch der Freundschaft		
	Bearb. v. H. Gatzka	(3 Min.)	IMB

Komponist	Werk	Dauer	Verlag
Dunajewski, I.	Kämpfer für den Frieden Text: N. Waganow Für Solo, gem. Chor und Orchester Instr. v. F. H. Heddenhausen 3.2.2.2. – 4.3.3.1. – Pk., Schlagw. – Streicher – Chorstimmen	(3 Min.)	IMB
Eisler, H.	Lied über den Frieden Text: Fischer Für Mezzosopr., Bar., gem. Chor und Orch. kl.	(4 Min.)	Hofm.
	Die Teppichweber von Kujan Bulak Text. B. Brecht Kantate f. Mezzosopr. u. Orch. 1.1.2.2. – 3.1.0.0. – Pk., Schlagw. – Streicher	(4 Min.)	IMB
	Winterschlacht Text: Joh. R. Becher Schauspielmusik Für Sprecher und Orchester	(28 Min.)	IMB
Greiner-Pol., K.	Heimat, atme frei Text: E. Burkert. Lied für Bariton, gem. Chor und Orchester. 2.2.2.2. – 2.2.2.0. – Pk., Schlagw. – Streicher – Chorst.	(3 Min.)	IMB
Lesser, W.	Wir bauen einen schönen Garten Lied vom Kommunismus Text: H. Stöhr Für Alt-Solo, Ob., Klar. und Streichorchester	(3 Min. 10 Sek.)	IMB
Meyer, E. H.	„Dank euch, ihr Sowjetsoldaten" Aus der Kantate: Des Sieges Gewißheit Für Solo, Chor und Orchester Text: Joh. R. Becher	(3 Min.)	EP
	Es wurde Macht Sextett n. Worten von Joh. R. Becher Für 2 Soprane, Alt, Tenor, Bariton, Bass und Orchester	(8 Min.)	EP

Schostakowitsch, D.	Das Friedenslied (Für den Frieden der Welt) Text: Dolmatowski Für Orch. und Chor bearb. v. J. K. Forest 2.2.2.2. – 4.3.3.1. – Schlagw. – Str.	(3 Min.)	IMB
Schwaen, K.	Dem Frieden baut ein Haus Text: H. Rusch Kantate für K. – Chor, gem. Chor, Sprecher und Orchester 2.2.2.2. – 2.2.2.0. – Pk., Schlagw. – Streicher – Chorport.	(15 Min.)	IMB
	Kantate 8. Mai „Befreit zu neuem Leben" 1964 Text: H. Rusch Für Sprecher, Soli, Chor und Instrumente		IMB
Spies, L.	Laßt uns zusammengehen Text: Zimmering Für 3-st. gem. Chor und Instrumente oder Klavier		Hofm.
Tulikow, S.	Auf Friedenswacht Text: A. Sharow Dt.: E. J. Bach Für gem. Chor u. ad lib. – Orch. oder Klavier		Hofm.

Kammermusik

Babadshanjan, A.	Trio f. Violine, Cello, Klavier	(23 Min.)	IMB
Bunin, R.	Bratschen – Sonate, op. 26, für Bratsche und Klavier	(35 Min.)	IMB
Chatschaturjan, A.	Tanz B-dur, op. 1 für Violine und Klavier	(4 Min. 15 Sek.)	IMB
	Trio für Klarinette, Violine und Klavier	(15 Min.)	IMB
Cilensek, J.	Sonate, op. 1 für Violine und Klavier	(18 Min. 30 Sek.)	Br.&H.
Dessau, P.	Quartettino (Felsenstein-Quartett) für Streichquartett	(13 Min.)	Br.&H.
Eisler, H.	Suite für Septett für gr. u. kl. Flöte, Klarinette, Fagott und Streichquartett	(15 Min.)	VNM– IMB

Finke, Fid. F.	Quintett für Flöte, Oboe, Klarinette, Horn, Fagott	(18 Min.)	Br.&H.
Gerster, O.	Sonate für Violine und Klavier	(15 Min.)	EP
Kabalewski, D.	Toccatina, op. 27, 12 für Fagott und Klavier	(1 Min. 30 Sek.)	IMB
Kochan, G.	Trio, op. 4 für Violine, Cello, Klavier	(16 Min. 40 Sek.)	EP
	Fünf Sätze für Streichquartett	(15 Min.)	EP
Kunad, R.	Streichquartett in D	(18 Min.)	IMB
Kurz, S.	Streichquartett, op. 27	(24 Min.)	Br.&H.
Nowka, D.	Quintett, op. 35 für Flöte, Oboe, Klarinette, Horn und Fagott	(12 Min.)	IMB
Prokofjew, S.	Violinsonate Nr. 1, op. 80 für Violine und Klavier	(24 Min. 35 Sek.)	IMB
	Violinsonate Nr. 2, op. 94 für Violine und Klavier	(23 Min.)	IMB
Schostakowitsch, D.	Klavier-Quintett, op. 57 für Streichquartett und Klavier	(58 Min.)	IMB
	Trio für Violine, Bratsche, Klavier	(25 Min. 30 Sek.)	IMB
	Streichquartett Nr. 2, op. 69	(30 Min.)	IMB
Schwaen, K.	3 Ostinati für Trompete und Klavier	(5 Min.)	IMB
Spies, L.	Streichquartett in b-Moll	(36 Min.)	IMB
Wagner-Régeny, R.	Streichqartett	(8 Min. 35 Sek.)	IMB
Wohlgemuth, G.	Sonate für Violine und Klavier	(8 Min. 35 Sek.)	EP
Zinzadse, S.	Drei Miniaturen für Streichquartett	(8 Min.)	IMB

Werke für Klavier

Asriel, A.	Sonate	(13 Min.)	Pro Musica
Chatschaturjan, A.	Toccata	(4 Min. 40 Sek.)	EP
Finke, Fid. F.	Sonatine	(9 Min.)	Br.&H.
Gerster, O.	Sonatine	(15 Min.)	IMB
	Divertimento	(10 Min.)	IMB
	5 Klavierstücke	(13 Min.)	IMB
Kabalewski, D.	Sonate Nr. 3, op. 46	(13 Min. 50 Sek.)	IMB

Kochan, G.	Präludien, Intermezzi und Fugen, op. 7	(11 Min. 50 Sek.)	EP
Köhler, S.	Sonatine in F, op. 17	(5 Min.)	EP
Schostakowitsch, D.	24 Präludien, op. 34		IMB
Swiridow, J.	Sonate, op. 4	(30 Min.)	IMB
Wohlgemuth, G.	Dritte Sonatine	(8 Min.)	IMB

Lieder

Asriel, A.	Es lebe das Brot und der Wein	
	Text: Kuba	Verlag d.
	Für Männerchor und Klavier	Min. f. Nat.
	In: Soldaten singen, H. 1	Verteid.
	Das Lied vom Glück	
	Text: Bertolt Brecht	
	Für Gesang und Klavier	IMB
Bimberg, S.	Sei wachsam, dort drüben wohnen nicht nur friedliche Leute!	
	Text: Gabriele Sander	
	Für Gesang und Klavier	
	In: Wir wollen Frieden auf lange Dauer	Hofm.
Bimberg, S.	Unser Land ist jung	
Lukowsky, R.	Text: Hans Möskenthin	
	Für gemischten Chor und Klavier	IMB
Dessau, P.	Wir wollen Frieden auf lange Dauer	
	Text: Jens Gerlach	
	Für Gesang und Klavier	
	In: Wir wollen Frieden auf lange Dauer	Hofm.
Eisler, H.	Es geht durch die Welt ein Geflüster	
	Text: Erich Weinert	
	Für Gesang und Klavier	
	In: Sieben Lieder für Massengesang	LdZ
Eisler, H.	Neue deutsche Volkslieder	
	Text: Joh. R. Becher	
	Für Gesang und Klavier oder Orchester	
	Daraus:	
	Die Welt verändern wir, Heimatlied	Hofm.
	Wir reichen euch die Hand	Br.&H.
Forest, Jean K.	Es wird einmal in den Schulbüchern steh'n	
	Text: Resi Flierl. Für Gesang und Klavier	IMB

Lesser, W.	Der Friede trägt Text: Georg Maurer Für Gesang und Klavier In: Lesser, W., 5 Lieder	IMB
Krause-Graumnitz, H.	Das Lied vom Schwung Text: Reiner Kunze Für Gesang und Klavier	IMB
Meyer, Ernst H.	Lied vom Bau des Sozialismus Text: Joh. R. Becher Für gemischten Chor a capella In: Neues Chorliederbuch Nr. 239 G	Hofm.
Naumilkat, H.	Das Lied vom Sozialismus Text: Walter Stranka Für Gesang und Klavier In: Wir wollen Frieden auf lange Dauer	Hofm.
Spies, L.	Kinderhymmne Text: Bertolt Brecht Für gemischten Chor und ad.-.lib. Besetzung	EP
Spies, L.	Towarischtsch, Compagnero, Kamerad Text: Hasso Grabner Für Gesang und Klavier	IMB
Stolte, S.	Über die Grenzen der Länder Text: Hildegard-Maria Rauchfuß Für Gesang und Klavier	IMB

Für eine weitere Auswahl von Liedern verweisen wir auf folgende Liederbücher:

Brüder am Werk	Chorliederbuch Herausgegeben vom Redaktionskollegium der FDGB-Liedblätter	Hofm.
Leben – Singen – Kämpfen	Liederbuch der deutschen Jugend	Neues Leben
Internationale Arbeiterlieder	Herausgegeben von Ernst Busch	Hofm.
Lieder aus der Sowjetunion	Für Gesang mit Klavierbegleitung	IMB
Das Lied im Kampf geboren	Herausgegeben von der Kommission Arbeiterlied bei der Deutschen Akademie der Künste Zusammengestellt von Inge Lammel H. 4. Lieder gegen Faschismus und Krieg	Hofm.

Für den Frieden der Welt	Lieder unserer Zeit Für Klavier mit überlegtem Text Herausgegeben von Siegfried Köhler	Hofm.
Wir wollen Frieden auf lange Dauer	Song-Sammlung für Agitprop und politisches Kabarett.	Hofm.

Aus der Publikationsreihe „Unser neues Lied“ empfehlen wir:

Nr. 1	Ohne Kapitalisten geht es besser	Kuba/Eisler
Nr. 2	Ich trage eine Fahne	Hauptmann/Schmidt
Nr. 10	Der Unpolitische	Layh/Lesser
Nr. 19	Die Sowjetfahne	Grünberg/Dessau
Nr. 30	Ist das alles schon wieder vergessen?	Dehmel/Matthus
Nr. 53	Song von der Unteilbarkeit des Gewissens	Stranka/Hauk
Nr. 58	Song vom Ausfegen	Stranka/Hauk
Nr. 61	Auch du	Wolf/Matthus
Nr. 70	Wir bauen einen schönen Garten	Stöhr/Lesser
Nr. 72	Mein Lied ist laut	Nawrath/Lesser
Nr. 100	Das Lied vom Sozialismus	Stranka/Asriel – S. Köhler-Dieckmann
Nr. 112	Es weht Thälmanns Fahne	Pirwitz/Richter
Nr. 160	Das Lied der Partei	Seeger/Werzlau
Nr. 213	Traurige Ballade	Kahlau/Lesser
Nr. 214	Nun sieh mal an . . .	Kahlow/Hauk
Nr. 216	Es geht darum	Zimmering/Werzlau
Nr. 217	Du liebes Land	Kahlow/Lesser
Nr. 223	Bitte für die Kinder	Preißler/Matthus

Diese Lieder können bei der Internationalen Musikbibliothek (IMB), 108 Berlin 8, Leipziger Straße 26 (Telefon: 22 50 51 App. 25), käuflich erworben werden. Der Preis beträgt 6,– MDN für alle oben angeführten Lieder – für das Einzelexemplar 0,40 MDN.

Erläuterung der Verlagsangaben:

Br. & H.	VEB Breitkopf & Härtel, Leipzig
EP	Edition Peters, Leipzig
Hofm.	VEB Friedrich Hofmeister, Leipzig
IMB	Internationale Musikbibliothek, Berlin

Pro Musica Edition Pro Musica, Leipzig
VNM Verlag Neue Musik, Berlin
LdZ VEB Lied der Zeit

Hinweise auf Titel aus den Liederbüchern für Schulen:

Aus dem Musikbuch „Komm, sing mit“, für Schüler der 1. bis 4. Klasse:

Titel/Seite:
Kleine weiße Friedenstaube 159
Über allen strahlt die Sonne 159
Wir Kinder brauchen den Frieden 160
Wir alle sind noch klein 162
Pioniermarsch 166
Vorwärts, junger Pionier 168
Pioniere schaffen froh 169

Als Liederbuch für die 5. und 6. Klassen ist in den Schulen vorhanden aus dem Verlag „Volk und Wissen“, Berlin 1963, das Musikbuch „Hell erklingt unser Lied“.

Nationalhymne 6
Ich trage eine Fahne 8
Links, links, links 12
Die Moorsoldaten 14
Thälmann-Lied 16
Mahnruf (Kanon) 17
Hell soll unser Lied erklingen 18
Reiß das Tor zum Frieden auf 22
Wir brauchen den Frieden 26
Der Zukunft entgegen (Entgegen dem kühlenden Morgen) 28
Heimatlied aus der Kantate „Kinder der Welt“ 30
Wir sind die erste Reihe 35
Auf zum Sozialismus 39

Außerdem befinden sich am Schluß des Buches Instrumental-Stücke, die von Kinderhänden leicht bewältigt werden können.

Titel/Komponist:
Sarabande aus Suite in d-Moll / G. F. Händel
Musette / J. S. Bach

Ecossaise / L. v. Beethoven
Marsch / Prokofjew (aus 12 leichte Stücke für Klavier, Edition Peters)
Junge Kämpfer / Kurt Schwaen (leichte Stücke für Klavier, Edition Peters)

Für die 7. und 8. Klassen liegt in den Schulen aus dem volkseigenen Verlag „Volk und Wissen", Berlin, das Musikbuch „Frisch auf, singt all ihr Musici".

Jugend aller Nationen / Nowikow
Die Thälmann-Kolonne / Dessau
Black and White / amerik. Negerfolklore
Brüder, seht die rote Fahne / ang.-amerik. Arbeiterlied
Schwedischer Jugendmarsch / Folklore
Das neue Deutschland / Asriel
Bitte der Kinder (Die Häuser sollen nicht brennen) / Dessau
Heimat, meine Trauer / Eisler
Vaterland, kein Feind ... / Dunajewski
Frieden auf unserer Erde / Dessau
Was des Volkes Hände schaffen / Zimpel
Bei dem Dröhnen der Maschinen / Naumilkat (aus: Lieder und Chöre zur Feiergestaltung „Volk und Wissen" Verlag Berlin–Leipzig 1949)
Euer ist der Morgen / Schenke (aus Liederblätter Verlag „Volk und Wissen", Berlin)
Vom Osten weht ein starker Wind / Asriel

Auch dieser Band enthält eine Reihe von Instrumentalstücken mittleren Schwierigkeitsgrades, die Verwendung finden könnten.

Kleine Fuge / Johann Pachelbel
Invention / J. S. Bach (aus 12 kl. Preludien, 2- und 3-stimmige Invention. Edition Peters, Leipzig)
Air / Georg F. Händel
Prelude / Chopin (aus 24 Preludes Opus 28)

Aus dem Liederbuch „Unser Lied dem neuen Leben" für die 9. bis 12. Klassen der erweiterten Oberschule (Verlag „Volk und Wissen", Berlin), das in allen Schulen vorliegt:

Für den Frieden der Welt / Schostakowitsch
Frisch auf, der Freiheitskämpferschar / de Lisle
Feindliche Stürme durchtoben die Lüfte / poln. Folklore
Unsterbliche Opfer / russ. Folklore
Leuna-Lied / deutsche Folklore

Durch's Gebirge / russ. Folklore
Wir haben die Besten zu Grabe getragen / Hans Eisler
Und weil der Mensch / Eisler
Es ist ein Fundament gelegt / Meyer
Völker dieser Welt / Tulikow
Heimat, Dich werden wir hüten / Fredrich

Leider sind wir nicht in der Lage, Angaben über die im Handel erhältlichen Schallplatten zu machen, da der VEB Deutsche Schallplatten (Eterna) zur Zeit seine Produktion umstellt.
Wir möchten Sie daher bitten, sich selbst über das vorhandene Schallplattenangebot zu informieren.

Inhalt

Und der Zukunft zugewandt

Herausgegeben vom Arbeitsbereich
Wohngebiete und Kultur im
Zentralvorstand der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische-Freundschaft
Umschlaggestaltung: Helmut Krenz, Berlin
Druckgenehmigung: Ag 211/26/1965 DDR
Satz und Druck: LVZ-Druckerei „Hermann Duncker“,
Leipzig, III 18 138